

DENKMALPFLEGE INFORMATIONEN



- **Prospektion in Wipfeld: Älteste Siedlung in Unterfranken**
- **Esel und Schimmel: Ingolstädter Festungsanlagen**
- **Montanarchäologie ein Projekt im BLfD**
- **„Titanic“ in Bayern: Schiffswracks im Starnberger See**
- **Langenhaslacher Kruzifix: Schicksal und Restaurierung**
- **Langer Weg zur Seligkeit: Äbtissin Irmingard in Kloster Frauenchiemsee**
- **München: Erste „olympische Spiele“ 1850 und Olympiade 1972**





40 Jahre Olympische Spiele in München 1972



Impressum

Herausgeber, verantwortlich

im Sinne des Pressegesetzes:
Prof. Dr. Egon Johannes Greipl

Redaktion

Dr. Karlheinz Hemmeter, Dr. Doris Ebner
Tel. 089-2114-261/-358, Fax 089-2114-401
karlheinz.hemmeter@blfd.bayern.de
doris.ebner@blfd.bayern.de

Satz und Layout

Dr. Doris Ebner

Bildbearbeitung

Loïc Teste

Redaktionelle Mitarbeit

Stefanie Adam M.A., Ina Hofmann M.A., Eva
Maier M.A., Kathrin Müller M.A., Renate
Schiwall M.A.

Titelbild

Bavaria auf der Theresienwiese in München

Foto: Harald Gieß

Fotos S. 2: Harald Gieß

Abkürzungen

DE = Doris Ebner, Htr = Karlheinz Hemmeter

Gesamtherstellung

Fa. Biedermann GmbH, 85599 Parsdorf

Auflage

8500 Stück

Dienststellen der Denkmalpflege in Bayern

Dienststelle München (Zentrale)

Hofgraben 4, 80539 München
Postfach 10 02 03, 80076 München
Tel. (089) 2114-0

Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern

Alter Hof 2, 80331 München
Tel. (089) 210140-0

Dienststelle Ingolstadt (Oberbayern-Nord)

Unterer Graben 37, 85049 Ingolstadt
Tel. (0841) 1638

Dienststelle Regensburg (Niederbayern/ Oberpfalz)

Adolf-Schmetzer-Straße 1, 93055 Regensburg
Tel. (0941) 595748-0

Dienststelle Bamberg (Oberfranken/ Unterfranken)

Schloss Seehof, 96117 Memmelsdorf
Tel. (0951) 40950

Dienststelle Thierhaupten (Schwaben)

Klosterberg 8, 86672 Thierhaupten
Tel. (08271) 81570

Dienststelle Nürnberg (Mittelfranken)

Burg 4, 90403 Nürnberg, Tel. (0911) 23585-0

E-Mail-Adressen der Mitarbeiter im Baye- rischen Landesamt für Denkmalpflege:

vorname.name@blfd.bayern.de

www.blfd.bayern.de

Sämtliche mit Verfasserangabe versehenen
Beiträge stellen die Meinung des Verfassers,
nicht die der Redaktion, des Herausgebers, des
Amtes oder des Verlages dar.

© Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

EDITORIAL



In der Süddeutschen Zeitung vom 21. Juni 2012 steht ein Artikel, überschrieben mit: „Touristen sind oft von Bayern enttäuscht.“ Wir erfahren, dass nach einer Erhebung der „Gesellschaft für Konsumforschung“ (GfK) 20 % der Urlauber, die sich auf Bayern freuen, dann das vermissen, was sie sich an Sehenswürdigkeiten erwartet haben. Wenn man weiß, dass Bayern pro Jahr fast 30 Millionen Übernachtungsgäste zählen kann – das ist ein gewaltiger Wirtschaftsfaktor – dann sprechen wir von 6 Millionen Enttäuschten!

Hier lohnte es sich wirklich, tiefer nach den Gründen für die Enttäuschung zu bohren. Ich bin sicher, dass sich ein Zusammenhang einstellen wird mit den dramatischen Verlusten, die unsere historischen Kulturlandschaften, unsere Orts- und Stadtbilder in den letzten vierzig Jahren erlitten haben und, vor allem durch „Deregulierung“ und durch Fehlentwicklungen im Rahmen der „Energiewende“, beschleunigt erleiden.

Teile des Bildes vom lebenswerten Bayern sind heute zum Klischee geworden, das, durch persönliche Erfahrung der Touristen als solches entlarvt, zu den jetzt statistisch bezifferten Enttäuschungen geführt haben könnte.

Beim Erhalt des Erbes geht es eben nicht um die Liebhaberei einiger verschrobener Ewig-Gestriger, Heimatpfleger und verbeamteter Fortschrittsfeinde. Es ist das gemeinsame Erbe, das unserem Land die Identität gibt, das Heimat stiftet, Eindeutigkeit und Erkennbarkeit herstellt. Das historische Erbe ist es, das einem Land, neben der Landschaft selbst, zu allererst sein unverwechselbares Profil und seine Attraktivität für Fremde gibt und diese nicht enttäuschen sollte!

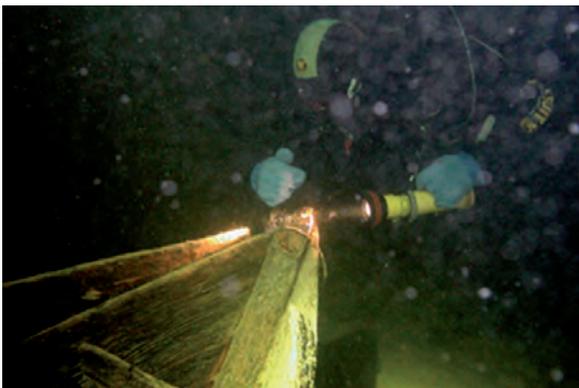
*Prof. Dr. Egon Johannes Greipl
Generalkonservator*



Birkenfeld, Unterkirche nach Abschluss der Maßnahme (S. 16 ff.)
Foto: BLfD, Eberhard Lantz



Kesselhaus in Helmbrechts (S. 46 ff.)
Foto: BLfD, Eberhard Lantz



Taucherkundung am Bug der „kleinen Josefine“ (S. 48 ff.)
Foto: Lino von Gartzen



Besucher beim BLfD auf der Afa (S. 83 f.)
Foto: BLfD, Doris Ebner

Denkmalpflege Informationen im Internet unter:
www.blfd.bayern.de/denkmalerafassung/publikationswesen

Inhalt

Editorial	3
<i>Egon Johannes Greipl</i>	
Im Brennpunkt	
• Vor 40 Jahren: Spiele der XX. Olympiade in München – ein Referent erinnert sich <i>Harald Gieß</i>	6
• Bavaria kam einen Tag zu spät: Die ersten „olympischen Spiele“ in München <i>Harald Gieß</i>	8
Aktuell	
• Magnetometerprospektion in Wipfeld: Älteste befestigte Siedlung Unterfrankens <i>Jörg W. E. Faßbinder</i>	10
• Mit Bodenradar: Nachweis einer römischen Villa rustica bei Fürholzen <i>Roland Linck</i>	12
• Schillwitzhausen – Ein Ortsadelssitz als Bodendenkmal <i>Gerd Riedel</i>	14
• Von der Liebe zum Alterswert: Instandsetzung der ehemaligen Klosterkirche in Birkenfeld <i>Thomas Wenderoth</i>	16
• Von Eseln und Schimmeln: Ausgrabungen im Bereich der Ingolstädter Festungsanlagen <i>Gerd Riedel, Tobias Schönauer und Ruth Sandner</i>	19
• Abgestürzt, zusammengeknallt, wiederhergestellt: Restaurierung des Kruzifixes aus Langenhaslach <i>Rupert Karbacher</i>	21
• Das wiederentdeckte Baunacher Fastentuch <i>Regina Hoffmann</i>	23
• Das Kindlein im Block – Konservierung einer Säuglingsbestattung aus Vohburg a. d. Donau <i>Bettina Berger</i>	25
• Leipziger Allerlei in der Rhön: Ein Jagdhaus in Schönau a. d. Brend <i>Michael Schmidt</i>	27
Verluste	
• Abbruch zweier Bürgerhäuser in Ansbach <i>Michael Habres</i>	29
Denkmalforschung	
• Der lange Weg zur Seligkeit – Das Grab der hl. Irmingard im Kloster Frauenchiemsee <i>Christian Later</i>	30
• Siedlungsreste beim Burgstall Leinau <i>Peter Schwenk</i>	32
• Montanarchäologie im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege – Ein Modellprojekt <i>Martin Straßburger</i>	35
• Vorbote der Moderne: Die Maschinenhalle des ehemaligen Königlich Bayerischen Arbeitermuseums in München <i>Jörg Rehm</i>	38
• Haus und Park der Künstlervilla Gasteiger in Utting a. Ammersee <i>Karl Gattinger</i>	41

- Städtische Frauen- und Kinderklinik in Nürnberg ein Denkmal der 1930er bis 1950er Jahre 43
Roland Feitenhansl
- Wollene Ponchos unterm Sheddach: Kesselhaus der ehemaligen Weberei Weiß in Helmbrechts 46
Eberhard Lantz und Ulrich Kahle
- „Titanic“ in Bayern: Die Josefinen-Wracks im Starnberger See 48
Lino von Gartzen
- Denkmäler unter dem Pflaster: Eine Stollenanlage unter der Alten Spinnerei in Bayreuth 52
Bernhard Häck

Schätze aus dem Bildarchiv

- Bayern unter Holz 50
Markus Hundemer

**Denkmalgeschützte Sportstätten in Bayern
40 Jahre Olympische Spiele in München 1972**

- Das Gestüt Heimathshausen in Starnberg 54
Burkhard Körner
- Die Sporthalle in Augsburg 56
Werner Lutz

Museum

- Museum im Bahnhof: Vorgeschichtsmuseum „Urgeschichtsbahnhof Hartmannshof“ eröffnet 57
Werner Sörgel
- „Dem Himmel entgegen – 1000 Jahre Kaiserdom“ Ausstellung im Bamberger Diözesanmuseum 59
Nadja Fröhlich

Recht

- Neues aus der Rechtsprechung 61
Wolfgang Karl Göhner

Verkäufliche Denkmäler

- Verkäufliche Denkmäler 63
Wolfgang Karl Göhner und Christine Schuller

Im Amt

- BayernViewer-denkmal: Nachqualifizierung und neue Anwendungen 67
Roland Wanninger
- Das Sachgebiet G 23 stellt sich vor 71
Gregor Schlicksbier und Johannes Hallinger

Porträts

- Theresia Spörlein in Altersteilzeit 73
Ulrich Kahle

Berichte 75

Meldungen 91

Termine 93

Denkmalrätsel

- Denkmalrätsel 94
Markus Hundemer

Postscriptum 95

Literatur 96



Nürnberg, Klinikum, Erweiterungsbau von Otto Ernst Schweizer (S. 43 ff.)
Foto: BLfD, Simone Wolfrum

Bayreuth, Befahrung der engen Stollengänge (S. 52 ff.)
Foto: BLfD, Bernhard Häck

Ausstellung „Perlen, Gold und heilige Leiber“ (S. 86 ff.)
Foto: Hildegard Pollety, Altötting



Mit der Annahme eines Beitrags zur Veröffentlichung erwirbt das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege als Verlag, Herausgeber und Redaktion alle ausschließlichen Vertragsrechte für die Zeit des Bestehens des Urheberrechts. Diese umfassen insbesondere auch das Recht zur Herstellung elektronischer Versionen und die Befugnis zur Einspeicherung des Beitrags in eine Datenbank, verbunden mit dem Recht zu deren Vervielfältigung und Verbreitung (online oder offline) zu gewerblichen Zwecken ohne zusätzliche Vergütung. Das ausschließliche Recht an einer elektronischen Version des Beitrags erwirbt das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege ohne zeitliche Begrenzung. Alle Urheber- und Verlagsrechte, ausdrücklich auch die Übersetzung in andere Sprachen, die Auswertung der Datenträger, die Vervielfältigung jeder Art oder der Nachdruck von Beiträgen bleiben vorbehalten; es bedarf in jedem Einzelfall der vorherigen Zustimmung der Redaktion.

■ IM BRENNPUNKT

Vor 40 Jahren: Spiele der XX. Olympiade in München – ein Referent erinnert sich

Wenn ich meinen Bilderordner mit dem Stichwort *Landeshauptstadt München/Olympiapark* öffne, dann zeigen die Unterordner unter den verschiedensten Schlagworten die zwischenzeitlich gewachsene Bildersammlung mit mehreren hundert Aufnahmen, welche in nun etwas mehr als drei Dienstjahren als für München zuständiger Gebietsreferent im Rahmen von dienstlichen Ortsterminen entstanden ist.

Allerdings sind da auch noch die beiden Karteikästen aus ausgebleichtem Buchenholz im A6-Format, die – sauber mit mechanischer Schreibmaschine auf linierte Karteikarten geschrieben – das topografisch verschlagwortete Verzeichnis meiner Dias enthalten, die ich seit den späten 1960er Jahren aufgenommen habe und die, mit Jahreszahl und laufender Bildnummer versehen, hier abrufbar sind. Unter dem Stichwort *München, Olympische Spiele 1972* finden sich dort mit den laufenden Bildnummern 1972/59 bis 1972/92 über dreißig Aufnahmen, welche ich am 8. September 1972 während eines Leichtathletik-Tages im Olympiastadion und auf dem Olympiagelände allgemein gemacht habe: insgesamt eine kleine Fotostrecke, welche im Wesentlichen den Kernbereich des Olympiaparks mit seinen zentralen Sportstätten unter dem Zeltdach umfasst (vgl. auch S. 2).

Dass meine Eintrittskarte, die auf den 7. September 1972 datiert ist, erst am 8. September Gültigkeit hatte, weckt die schmerzliche Erinnerung daran, dass die heiteren Spiele von München drei Tage vorher durch den Anschlag einer palästinensischen Gruppe jäh unterbrochen worden waren und, nach der bewegenden Trauerfeier vom 6. September, ab dem 7. September – um einen Tag verschoben – als Zeichen an die Welt ihre Fortsetzung fanden.

Auf dem Weg ins Olympiastadion hielt ich einen jener typischen, auf dreieckigem Grundriss angeordneten Fahnenpulk fest, die mir schon in der Fußgängerzone zwischen Karlstor und Marienplatz aufgefallen waren. Dort sind allerdings die an verschiedenen Stellen im Dreieck angeordneten Bodenröhren zu je 15 Stück später leider nach und nach im Zuge von Neupflasterungen verschwunden. Es war ja eine der Maximen der Organisatoren damals, jegliche Monumentalisierung der Spiele zu unterlassen und vor allem Anklänge an die Selbstinszenierung der Spiele von



München 1972: Fahnenwald (Foto: BLfD, Harald Gieß)

Berlin, sechszwanzig Jahre zuvor, zu vermeiden. Daher gab es im gesamten Stadtbild und auf dem Olympiagelände keine in strenger Reihe mit Fahnen gesäumten Straßen oder Blickachsen. Die Fahnen wurden vielmehr überall spielerisch in den dreieckigen Pulks zusammengefasst. Mit den leicht wirkenden Farben lichtgrün, hellblau und weiß aus dem von Otl Aicher entwickelten Olympifarben-Kanon, dem nicht ohne Grund die Farbe „Rot“ fremd ist, waren diese Pulks ein wichtiger Bestandteil jener Heiterkeit, welche die Spiele bis zum 5. September uneingeschränkt prägen sollte.

Im Olympiastadion beeindruckte mich damals neben der Weite und Offenheit der geschwungenen umlaufenden Tribünen vor allem die Ostkante zum Coubertinplatz hin, die während der Spiele mit dem leuchtend bunten Doppelband, gebildet aus den Fahnen der 126 teilnehmenden Nationen, besetzt war. Mein Dia zeigt den Abschnitt mit den beiden deutschen Fahnen; es waren ja die ersten Olympischen Spiele, bei denen zwei deutsche Mannschaften völlig getrennt auftraten und dementsprechend die ersten, bei denen Hammer und Sichel als Symbol auf einer Länderflagge aufgezogen waren. Nach einer Verweigerung der jungen DDR 1952, als nur eine Mannschaft der Bundesrepublik neben einer eigenständigen Mannschaft des Saarlandes (!) auftrat, hatte es



München 1972: Olympiaturm (Foto: BLfD, Harald Gieß)

von 1956 bis 1964 aufgrund der Statuten des Internationalen Olympischen Komitees und der schwierigen politischen Verhältnisse, welche beiden deutschen Staaten auch erst 1973 den Weg zur Mitgliedschaft in der UNO öffnen sollten, jeweils eine gesamtdeutsche Olympiamannschaft geben müssen. Diese Regelung galt für die Spiele in Melbourne 1956, für Rom 1960 und auch noch für Tokio 1964. Erst zu den Spielen der XIX. Olympiade 1968 in Mexiko-Stadt wurde nach einem Beschluss des IOC die Trennung der beiden deutschen Mannschaften verfügt. Dennoch blieb auch 1968 die seit Melbourne 1956 getroffene Regelung in Kraft, dass beide Mannschaften unter einer einheitlichen Flagge einmarschierten und bei einem deutschen Olympiasieg während der Siegerehrung keine der Nationalhymnen, sondern die Hymne des Europarats nach der Melodie Ludwig van Beethovens

erklang. Die aufgezoogene Länderfahne zeigte damals wie beim Einmarsch für beide Mannschaften nur das gemeinsame „Schwarz-Rot-Gold“, wobei im roten Balken weiß die Olympischen Ringe zu erscheinen hatten. Noch als Avery Brundage am 27. Oktober 1968 bei der Schlussfeier der Spiele der XIX. Olympiade im Aztekenstadion von Mexiko-Stadt, an der mein Bruder Wolf-Rüdiger als Mitglied der offiziellen Delegation der Deutschen Sportjugend teilnehmen konnte, die Jugend der Welt zu den Spielen der XX. Olympiade nach München eingeladen hatte, war es wiederum das Hauptthema aus dem Schlusssatz aus der 9. Symphonie Ludwig van Beethovens gewesen, das den Akt akustisch untermalte. Bei der damaligen Fernsehübertragung wurde Heinz Maegerlein als Reporter für die ARD nicht müde, Machenschaften der DDR-Funktionäre dahinter zu vermuten ...

Als Hammer und Sichel auf schwarz-rot-goldenem Grund 1972 in München erstmals olympisch hoffähig geworden waren, hätte man sich nicht vorstellen können, dass nach 1972 zwei deutsche Fahnen bei Sommerspielen nur noch zwei Mal, 1976 in Montreal und 1988 in Seoul zu sehen sein sollten. Wegen der jeweiligen Boykotts gab es 1980 in Moskau nur die DDR-Fahne und 1984 in Los Angeles nur die Fahne der Bundesrepublik.

Auch die zeittypisch auf das Minimum reduzierte und ebenfalls jegliche Monumentalität meidende Flammenschale ist in einem Bild festgehalten. Ursprünglich sollte die Flamme ohne weitere Zutaten aus den beiden mit den Flammendüsen besetzten verschieden großen Brennringen lodern, jedoch hatten Brennversuche vor der Eröffnung ergeben, dass bei Wind das Feuer ungehindert nach unten schlagen und damit auch eine Gefährdung der umstehenden Zuschauer gegeben sein könnte. Daraufhin wurden die sechs Metallsegmente montiert, welche der Flammenstele zumindest ansatzweise die Form einer Schale bescherten. Leider wurde die Schale nach den Spielen „aus dem Weg geräumt“ und kann an ihrem veränderten Standort, abgedrängt ins höher werdende Gebüsch an der Geländekante im Osten die ursprünglich



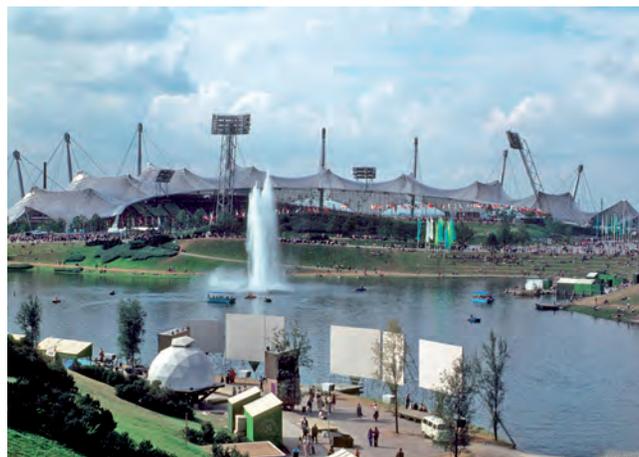
Olympische Fackel von 1972, heute aufbewahrt im Eishockeymuseum in Augsburg (Foto: BLfD, Doris Ebner)

dichte Verbindung mit dem Stadion selbst nicht mehr ungestört versinnbildlichen. Günther Zahn, der damalige 5758. Läufer der Fackelstaffette vom Hain in Olympia bis nach München, würde heute den Weg nicht mehr finden ...

Am Tag, als ich im Stadion war, waren die Wettkämpfe des zweiten Zehnkampftages, aber auch Qualifikationskämpfe der Männer im Kugelstoßen, im Weitsprung und im 1500-m-Lauf angesetzt. Für die Frauen stand das Finale über 100 m Hürden an. Es war das erste Mal, dass der Hürdenlauf für Frauen bei olympischen Spielen über diese Distanz ging. Seit der Einführung dieser Disziplin 1932 war die Distanz über 80 m gegangen. Erst während der Spiele der XIX. Olympiade in Mexiko-Stadt war die Ausweitung auf 100 m beschlossen worden. Den Lauf in München gewann Amelie Erhardt für die DDR in 12,59 sec.

Bei den verschiedenen leichtathletischen Disziplinen fiel auf, dass weder beim Kugelstoßen noch beim Speer- oder Diskuswurf die Kampfrichter das Ergebnis mit den noch aus Mexiko-Stadt geläufigen Maßbändern ermittelten. Die Spiele der XX. Olympiade waren die ersten, bei denen vollständig nur auf elektronische Systeme gestützt die Wurfweiten mit Laser-Reflektortechnik ermittelt wurden. Auf dem Foto ist im Vordergrund, gegenüber der Ehrentribüne das Podest für die Siegerehrungen zu sehen. Diese Ehrungen wurden damals feierlich, aber ortsbezogen unmittelbar bei den zugehörigen Wettkampfstätten vorgenommen. Der Begriff „Medal Plaza“ war damals noch nicht erfunden.

Beim Blick vom Olympiaberg auf das Stadion wird im Olympiasee die Wasserwolke wieder lebendig; sie wurde später leider aus Gründen des Bauunterhalts ersatzlos abmontiert. Zusammen mit der Seebühne und der Spielstraße am Südufer des Sees war sie eines der im Park spürbarsten Zeichen dafür, dass die Spiele in München – in Anlehnung an die Spiele der Antike – ein Fest der Musen und des Sports sein wollten. Nicht zuletzt damit wurde der Olympiapark in München zum ersten und bisher einzigen Mal in der



München 1972: Olympiasee mit Wasserwolke (Foto: BLfD, Harald Gieß)

Geschichte der Olympischen Spiele der Neuzeit zu einem realen und bewusst gewollten Reflex der antiken Idee.

Um den Coubertinplatz sieht man das Zeltdach in seiner damals als unglaublich kühn empfundenen Silhouette schwingen. Man spürt die unmittelbare und sich gegenseitig bedingende Verzahnung der gebauten Architektur mit der Geländemodellierung, die sich hier gleichsam zur Gestaltkrone des gesamten Olympiaparks verdichtet. Vor der Olympiahalle kann man das provisorische Postamt und das Glockenspiel erahnen. Ansonsten sind im Bild überall die Fahnenpulks präsent, welche dem Areal sein deutlich wahrnehmbares Gepräge gegeben haben und das Heitere der Festdekoration unterstreichen.

Die Schwimmhalle präsentiert sich mit der im Osten als sehr provisorisch erkennbaren zusätzlichen Tribüne. Damit wurde für die Dauer der Spiele zugunsten der geforderten Zuschauerzahl für die Schwimmwettbewerbe eine temporäre Beeinträchtigung der ansonsten makellosen Silhouette des Zeltdachs in Kauf genommen. Es wäre aber auch schade gewesen, wenn etwa nur die Hälfte der Zuschauer Mark Spitz bei seinem damals beispiellosen Siegeszug zu seinen sieben Goldmedaillen hätte anfeuern können ...

Der Zusammenklang des in der Schwimmhalle als Gegenpol zum Olympiastadion hoch aufsteigenden Zeltdachs vor dem Hintergrund der Nadel des Olympiaturms sollte in seiner Makellosigkeit erst nach Abbau der Zusatztribüne erlebbar werden. Am Übergang zwischen Schwimmhalle und Olympiahalle, dort, wo der Coubertinplatz im Osten endet und sich der Weg sanft zum Olympiasee hinabschwingt, war

aber bereits damals die offene Stelle im Zeltdach Anlass für mich, jene „Turmimpression“ festzuhalten, die bis heute nichts an Faszination verloren hat.

In den wenigen Fotos wird wieder lebendig, was viele der Menschen, welche die Spiele in München miterlebt haben, bis heute als jene ganz besondere Stimmung empfinden, die damals in der Lage war, eine Stadt, vielleicht auch ein Land, kollektiv und insgesamt zu erfassen. Vierzig Jahre sind seit den olympischen Tagen im August und im September 1972 vergangen. Die Spiele von München liegen heute weiter zurück als damals die Spiele der XI. Olympiade in Berlin, und doch haben die Spielstätten in München eine zeitlose Modernität bewahrt, in der sich auch die herausragende Qualität des damaligen Gesamtkonzepts aus dem Büro Behnisch und Partner in Zusammenarbeit mit dem Büro Grizmek als Landschaftsplaner niederschlägt.

Seit 1998 ist der gesamte Olympiapark ein Denkmalensemble; Stadion, Olympiahalle, Schwimmhalle und Olympiaturm sind Einzelbaudenkmäler. Damit zeigt sich am Olympiagelände in ganz besonderer Weise die Verantwortung für einen behutsamen Umgang, der auch bei anstehenden und notwendigen Veränderungen die historische Spur erhält und spürbar macht. Für mich sind es dabei nicht zuletzt die mit den hier vorgestellten Bildern verbundenen Erinnerungen an das selbst Erlebte jener damals so faszinierenden Stimmung, die für die aktuelle fachliche Arbeit bei der Pflege und der Weiterentwicklung des Olympiaparks und seiner Einzelbaudenkmäler die Stimmgabel bilden.

Harald Gieß

Bavaria kam einen Tag zu spät: Die ersten „olympischen Spiele“ in München

Der 9. Oktober 1850 war ein für das Königreich Bayern und die Residenzstadt München unvergesslicher Tag. Während des Oktoberfestes – seit 1810 in Erinnerung an die Hochzeit des damaligen Kronprinzen Ludwig mit Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen als bayerisches Nationalfest veranstaltet – wurde an diesem Tag in Anwesenheit des seit dem 20. März 1848 nicht mehr regierenden Königs Ludwig I., dem Bräutigam von 1810, die in der Erzgießerei von Miller gegossene Statue der Bavaria am zur Theresienwiese zugewandten Hang der Isarhochuferterrasse offiziell eingeweiht. Ursprünglich wäre dieser Akt noch zusätzlich mit Bedeutung aufgeladen gewesen, denn es hätte zugleich die Feier des 25-jährigen Thronjubiläums König Ludwigs I. sein sollen. Die revolutionären Ereignisse zwei Jahre zuvor, die sich in typisch bayerischer Färbung unauflöslich mit einer gesellschaftlich untragbaren Pikanterie, nämlich der Zuneigung des Königs zu einer Tänzerin – Lola Montez – verbunden hat, hatten allerdings dieses „silberne“ Thronjubiläum bereits zunichte gemacht. Der resignierte König verfolgte aber sowohl auf der Baustelle in Kelheim, wo Leo von Klenze die von Friedrich Gärtner konzipierte Befreiungshalle fertigzustellen hatte, wie auch in München seine Bauprojekte mit ungebrochenem Interesse und finanziellen

Zuwendungen weiter. Als in Anwesenheit der allerhöchsten Personen des Königshauses im Rahmen einer feierlichen Zeremonie die bis dahin das monumentale Standbild der Bavaria verdeckende Bretterwand auf einen Wink des nicht mehr regierenden Königs hin fiel, war für das Standbild erstmals der Blick auf die seit 1811 so genannte Theresienwiese frei. Zum Miterleben der ersten Olympischen Spiele in München allerdings kam diese Enthüllung um einen Tag zu spät.

Folgen wir in der Augsburger Zeitung vom 9. Oktober 1850 einem Bericht vom Vortag:

„Morgen endlich um Mittag findet mit Bestimmtheit die feierliche Enthüllung der „Bavaria“ samt dem hiezu veranstalteten Festzuge der Kunst- und Gewerbetreibenden unter Anwesenheit Sr. Maj. des Königs Ludwig statt. Hoffentlich wird, nach heute zu schließen, das Wetter uns die Freude nicht abermals verderben, denn diesen Nachmittag konnten bei milder Temperatur und Sonnenschein auf der Theresienwiese, vor vielen Tausenden von Zuschauern, die von dem Turnlehrer Gruber arrangierten und von den Handwerksgelesen aufgeführten „olympischen Spiele“ abgehalten werden.“

Bereits 1835 zur Silberhochzeit des Königspaares und im Jahre darauf hatte der Turnlehrer Gruber auf dem Oktoberfest turnerische Festspiele „im Geist der Hellenen“ durchgeführt, die sich vermutlich nicht allzu sehr von der Veranstaltung 1850 unterscheiden haben.

Nun ist sicher die Abhaltung „olympischer Spiele“ 1850 nicht der erste bekannte Versuch, an die antike Tradition anzuknüpfen. Aus Italien und hier insbesondere aus der Toskana sind schon im Zuge der Entwicklung vom Mittelalter in eine auf antiken Idealen aufgebaute Gesellschaftsordnung in der Zeit der eher rational bestimmten Renaissance erste Wiederbelebungsversuche der im vierjährigen Turnus wiederkehrenden Spiele zu Ehren des Zeus in Olympia für das 16. Jahrhundert bekannt. Für Bayern aber ist es nicht nur das erste Ereignis dieser Art, sondern bei sorgfältiger Betrachtung der Umstände erschließt sich daraus auch eine besondere Konstellation, die für ein solches Spektakel in geradezu einmaliger Bündelung unterschiedlicher Faktoren wohl unerlässlich war.

Da wäre zum einen die Person des zwischenzeitlich abgedankten Monarchen. Schon als Kronprinz hatte Ludwig seine Liebe zu Kunst und Kultur des antiken Griechenland entdeckt. Bereits das erste von ihm maßgeblich initiierte Bauwerk in München – noch zu Lebzeiten seines Vaters Maximilian I. Joseph –, die Glyptothek, wurde als frei ste-

hende Architektur im ionischen Stil von Leo von Klenze konzipiert. Nicht von ungefähr sind mit der Figur eines ruhenden Fauns – dem nach dem Fundort in Rom benannten Barberinischen Faun – vor allem die Giebelfiguren des Aphaitepels von der Insel Ägina Hauptstücke der Sammlung. Der Ankauf der Ägineten war nur durch intensives persönliches Engagement Ludwigs möglich. Die Liebe zu Griechenland seitens des Königs war allgemein bekannt und nicht unwesentlich dafür verantwortlich, dass sich das „i“ in Baiern während der Regentschaft Ludwigs zum „y“ wandelte und die bis heute gebräuchliche Schreibweise „Bayern“ sich allgemein etablierte.

Neben rein machtstrategischen Fragen zur Positionierung des Königreichs Bayern im Konzert der Großmächte hatte König Ludwig darüber hinaus den Freiheitskampf der Griechen, die sich in den späten zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts vom Joch der Osmanenherrschaft zu befreien trachteten, für einen dynastischen Schachzug genutzt. Mit dem Segen der Schutzmächte Russland, England und Frankreich konnte er 1832 die Königswürde für den neu entstehenden griechischen Nationalstaat seinem noch minderjährigen zweitgeborenen Sohn Otto sichern, der jedoch erst 1835 mit Erreichen der Volljährigkeit souveräner König von Griechenland wurde. Darüber hinaus spiegelt die Form der Durchführung dieser ersten „olympischen Spiele“ in Mün-

Schlussgruppierung der „Gymnastischen Spiele“ des Turnlehrers Gruber; kolorierte Lithografie von G. Kraus 1835/36 (Stadtarchiv München)





München-Nymphenburg. Bauzugestaltung die – in den Stadtfarben (!) – neben der Silhouette des Olympiaturms auch die Bavaria zeigt: quasi Olympia 1850 und 1972 einträchtig nebeneinander (Foto: BLfD, Harald Gieß)

chen auch ganz erheblich die Befindlichkeiten der politischen Ordnung unmittelbar nach den revolutionären Ereignissen von 1848 wider. Hatten sich doch in den vierziger Jahren überall Turnvereine mit dem Ziel körperlicher Ertüchtigung etabliert, denen allerdings im Zuge der Ereignisse von 1848 zunehmend eine verdeckte politische Agitation seitens der für die Sicherheit des Staates verantwortlichen Institutionen

unterstellt wurde. Mit Gesetz vom 26. Februar 1850 wurden in Bayern die Turnvereine wegen republikanischer Umtriebe verboten. In München traf dies den erst am 15. Juli 1848 unter Leitung von Adolf Schwarz gegründeten ersten und einzigen Turnverein – obwohl nicht politisch aktiv – mit der Begründung, er sei eine „Anstalt moralischer Verpestung“. Aus diesem Grund konnte der Turnlehrer Gruber 1850 seine „olympischen Spiele“ nicht durch den Turnverein ausrichten lassen. Er verfiel daher darauf, die Veranstaltung durch die Handwerksgelesen durchführen zu lassen und auf den verbotenen Turnverein als Veranstalter zu verzichten.

Der Münchener Turnverein wurde erst zehn Jahre nach der Einweihung der Bavaria als „Verein zur körperlichen Ausbildung“ neu gegründet und zwei Jahre später in „Münchener Turnverein“ umbenannt. Erst im Jahre 1900, als während der Weltausstellung in Paris Baron Pierre de Coubertin jene fast im Debakel endende Sportveranstaltung abhielt, die offiziell als „Concurs internationaux d’Exercices Physiques et de Sports“ firmierte und später durch das Internationale Olympische Komitee schmeichelhaft als „Spiele der II. Olympiade der Neuzeit“ geführt wurde, erfolgte eine nochmalige Umbenennung des Münchener Turnvereins unter Benennung seines Gründungsjahres in „Turnverein München von 1860“, der 1911 dann auch den Löwen in sein Vereinswappen aufnahm und bis heute nach ihm benannt wird.

Harald Gieß

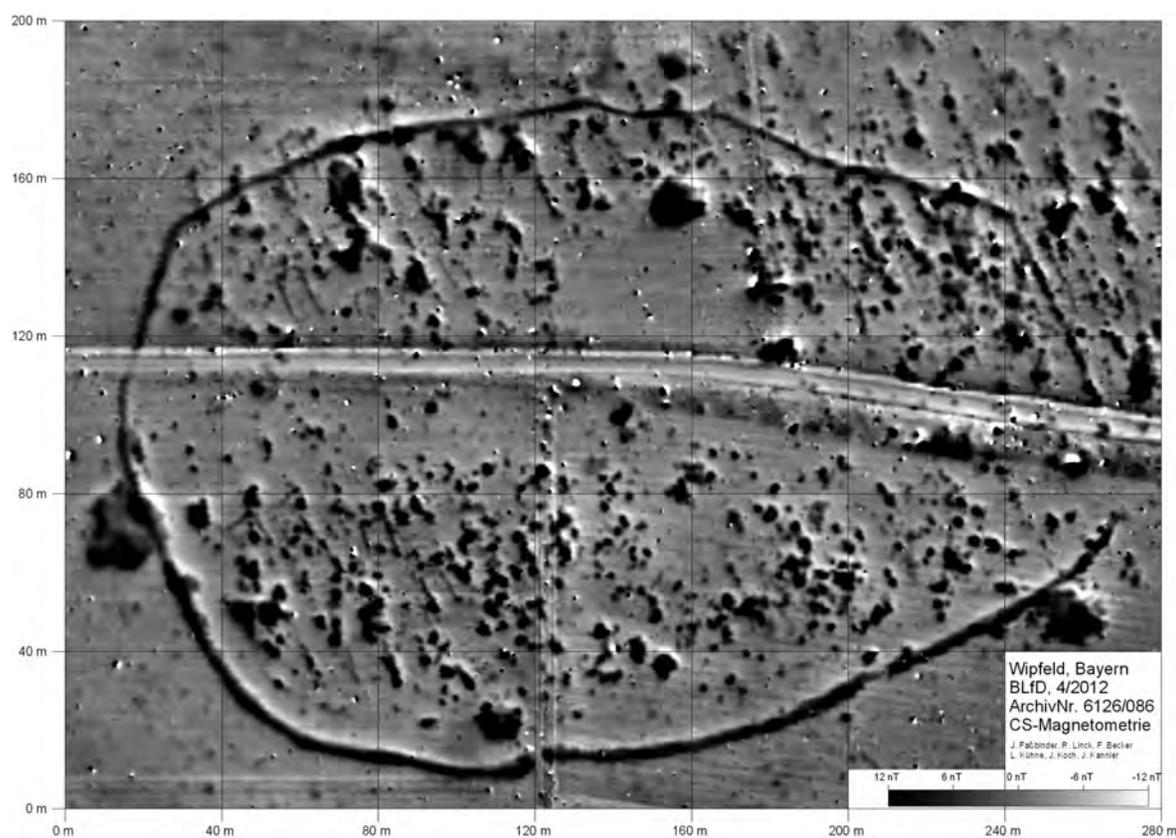
■ AKTUELL

Magnetometerprospektion in Wipfeld: Älteste befestigte Siedlung Unterfrankens vollständig erfasst

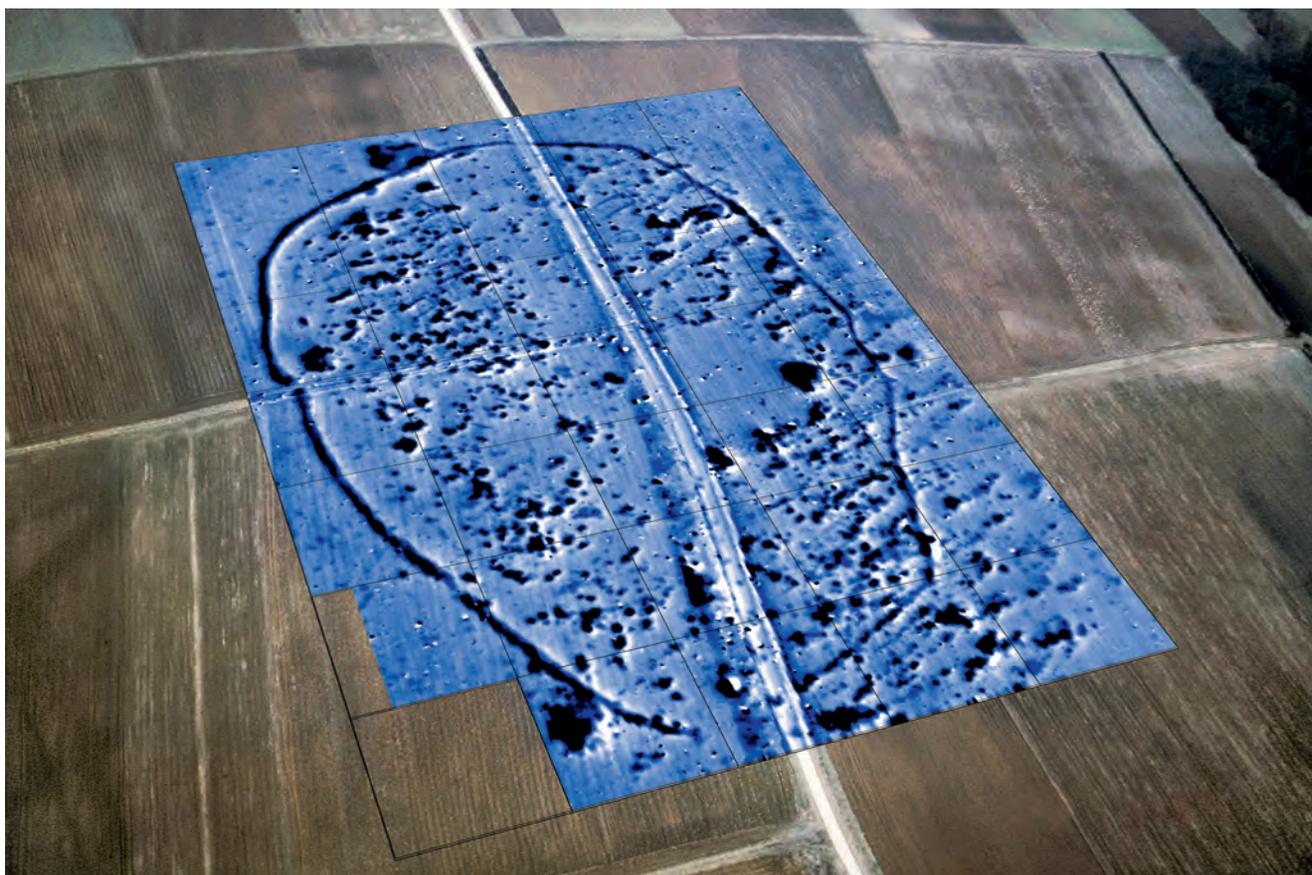
Der Übergang vom Nahrungserwerb durch Jagen und Sammeln zu einer nahrungproduzierenden bäuerlichen Wirtschaftsform in der Jungsteinzeit (Neolithikum) Mitte des 6. Jahrtausends v. Chr. in Mitteleuropa bildet quasi die Grundlage für unsere heutige Zivilisation. Die wichtigsten neuen Errungenschaften dieser Zeit waren die Sesshaftigkeit, die Entwicklung des Ackerbaus, die Viehzucht und das Töpferhandwerk. Dieser Wandel lässt sich heute an den bandkeramischen Erdwerken und Siedlungen dokumentieren, die sich auch in den fruchtbaren Böden Bayerns finden. Dabei erreichen die massiven Holzhäuser Längen von etwa 50 m. Diese Bauwerke stellen zugleich die ersten und die ältesten Monumentalbauten Europas dar.

Nur knapp 1000 m südwestlich des Marktplatzes der Gemeinde Wipfeld (Lkr. Schweinfurt) befand sich wohl schon vor 8000 Jahren ein „Marktplatz“ bzw. das Zentrum einer für die damaligen Verhältnisse großen, ausgedehnten und durch ein mächtiges Erdwerk befestigten neolithi-

schen Siedlung. Die etwa 10 ha große Anlage liegt auf der höchsten Stelle eines Höhenrückens, der sanft nach Osten zum Main hin abfällt. Er war von zwei Bächen begrenzt, dem heutigen Kembach, der im Mühlgrund inmitten der Ortschaft in den Main mündet, und dem Haggertengraben, der im Abstand von 600–800 m nahezu parallel zum Kembach, etwa 500 m südlich von Wipfeld in den Main fließt. In der Steinzeit bildete die Anlage offenbar das Zentrum einer ausgedehnten Siedlungskammer. Sie machte sich den fruchtbaren Lössboden und die Nähe zum Main zunutze und bot zugleich durch ihre Lage genügend Schutz vor Überschwemmungen sowie vor anderen Widrigkeiten, denen die frühen Siedler ausgesetzt waren. Der Platz wurde bereits vor mehr als 20 Jahren durch die systematische Luftbildprospektion des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege entdeckt und ist seither immer wieder aus der Luft beobachtet worden. Weitere Details seiner Struktur, seiner Ausdehnung sowie eine genaue zeitliche



Wipfeld, Lkr. Schweinfurt. Magnetogramm der bandkeramischen Siedlung. Cäsium-Magnetometer Smartmag SM4G-Special, Duo-Sensor-Anordnung, Dynamik ± 12 nT in 256 Graustufen, Messpunktdichte 50×25 cm, interpoliert auf $0,25 \times 0,25$ m, 40-m-Gitter. Archiv-Nr. 6126/086 (Magnetogramm: BLfD, J. W. E. Faßbinder u. a.)



Wipfeld, Lkr. Schweinfurt. Luftbild der Anlage von Osten, darin eingeschnitten das Magnetogramm der Magnetometermessungen. Luftbild: Aufnahmedatum 29.03.1984; Fotograf O. Braasch; Archiv-Nr. 6126/086-3477-31. – Magnetogramm: Cäsium-Magnetometer Smartmag SM4G-Special, Dynamik ± 12 Nanotesla in 256 Graustufen, Messpunktdichte 50×25 cm, interpoliert auf $0,25 \times 0,25$ m, 40-m-Gitter, Archiv-Nr. 6126/086 (Foto: Otto Braasch)

Bestimmung waren aus den Luftaufnahmen jedoch nicht zu gewinnen. Auch die Zahl möglicher Hausgrundrisse war aus den Luftbildern nicht zu ersehen.

Neue Erkenntnisse zu diesem einzigartigen Platz gelangen nun erstmals dem Geophysikerteam des BLfD im April dieses Jahres durch eine ausgedehnte, aber zugleich ins Detail gehende Prospektion mit dem hochsensiblen Magnetometer.

Die geophysikalischen Messungen zeigen, dass die Siedlung von Wipfeld zunächst von einem mächtigen ovalen Grabenwerk von etwa 260×180 m Größe umgeben war, dessen Gräben noch heute bis zu einer Tiefe von etwa 2–3 m unter der Humusoberkante verfüllt erhalten sind. Einen Zugang gab es nur im Süden, wo eine Erdbrücke den Graben unterbricht. Im Innenraum befinden sich eine Vielzahl riesiger, bis zu 50×10 m großer Häuser, deren charakteristische Grundrisse eine Datierung in die Bandkeramik erlauben, und einer Menge von Vorrats-, Erd- und Kellergruben.

Aber schon relativ kurze Zeit später reichte der umfriedete Platz für die offensichtlich wachsende Ansiedlung nicht mehr aus. So wurde diese im Norden über den Graben hinaus erweitert und mit weiteren Langhäusern überbaut. Die Siedlung bestand sodann aus drei voneinander abgesetzten Hausgruppen zu etwa fünf bis sieben Häusern, deren Pfostenspuren und Wandgräben sich deutlich durch die Magnetometermessungen aufspüren und nachzeichnen lassen. Dazu kommen jeweils drei große Grubenkomplexe von etwa 15×12 m, die innerhalb des Erdwerkes liegen und jeweils einer Hausgruppe anzugehören scheinen. Fest-

gestellt wurden auch drei riesige, bis zu 20×20 m große Gruben außerhalb des Erdwerkes, die möglicherweise zunächst zur Materialentnahme für die Lehmwände der Häuser und später als Abfallgruben genutzt wurden.

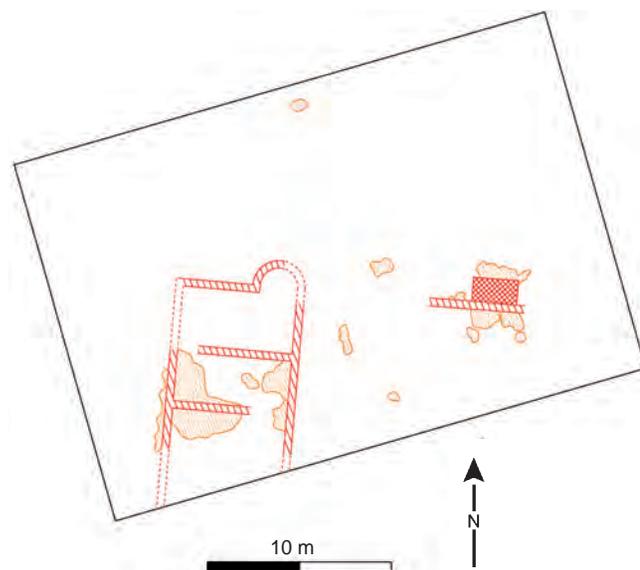
Das Zentrum dieser drei Häusergruppen bildet ein etwa 50×50 m großer Platz, der frei von Befunden ist und möglicherweise als Versammlungsplatz oder Marktplatz gedient haben könnte.

Die Methode der geophysikalischen Prospektion sowie die Geräte für die Magnetometermessungen werden seit 30 Jahren in enger Zusammenarbeit mit dem Institut für Geophysik der Ludwig-Maximilians-Universität München weiterentwickelt und zur systematischen Kartierung und zerstörungsfreien Erforschung der bayerischen Bodendenkmäler eingesetzt. Seither sind dabei eine Vielzahl von Fundstellen, ja sogar ganze Denkmälertypen, beispielsweise hallstattzeitliche Erdwerke, spätkeltische Viereckschanzen, die römischen Limeskastelle oder frühmittelalterliche Burgen und Befestigungen, systematisch detektiert und vermessen worden. Mit der detaillierten Vermessung der Anlage von Wipfeld gelang es nun erstmals auch, einen kompletten „Stadtplan“ einer Steinzeitsiedlung zu erstellen. Die Messungen sind nicht nur unverzichtbare Vorarbeiten für die weitere Erforschung durch die Universitäten, die Ergebnisse liefern vor allem auch für die Denkmalpflege wertvolle Daten, um diese einzigartigen Anlagen sichtbar werden zu lassen und für ihren nachhaltigen Schutz zu sorgen.

Jörg W. E. Faßbinder

Mit Bodenradar: Nachweis einer römischen Villa rustica bei Fürholzen

Auf einem Acker am nördlichen Ortsrand von Fürholzen (Gde. Neufahrn b. Freising, Lkr. Freising) kommen bereits seit Jahren immer wieder römische Keramik, Wand- und Dachziegelbruchstücke in großer Anzahl zu Tage, die von Alfred Ballauf, einem Mitglied des Archäologischen Vereins Freising, aufgelesen und dem BLfD mitgeteilt werden. Einmal wurde sogar ein Teil eines Fußbodens aus Isarkieselstein beim Tiefpflügen aufgedeckt und dokumentiert. Aus diesem Grund vermutet man dort seit langem eine Villa rustica, ein römisches Landgut. Der eindeutige Nachweis einer römischen Siedlung gelang bisher jedoch noch nicht. Im Frühjahr 2011 führten wir deshalb auf dem fraglichen Areal auf Anregung von Dr. Martin Pietsch, dem zuständigen Gebietsreferenten im BLfD, eine Bodenradarprospektion durch. Bei diesem geophysikalischen Verfahren wird der Untergrund mit elektromagnetischen Wellen durchleuchtet, die an Strukturänderungen, wie z. B. Mauern oder anderen archäologischen Überresten, reflektiert werden und über ihre Laufzeit im Boden neben der exakten Lage der Befunde auch deren Tiefe unter der heutigen Oberfläche abbilden. Nach aufwendigen Datenverarbeitungsschritten

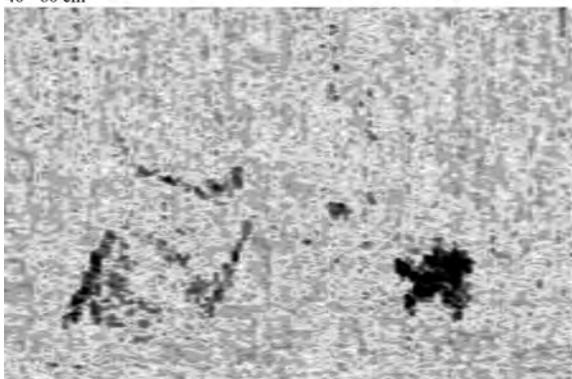


Fürholzen, Gde. Neufahrn b. Freising, Lkr. Freising. Digital geführter Plan der Messergebnisse. Farbcodierung: rot = Mauern und Fußbodenreste, orange = Schuttbereiche. AutoCAD-Plan-Nr. 7734/199 (BLfD, Roland Linck 2011)

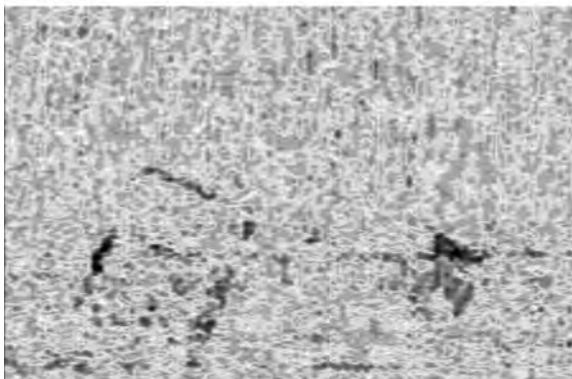
ergibt sich daraus ein dreidimensionales Abbild der archäologischen Befunde im Boden, vergleichbar einer Computertomografie in der Medizin.

Die Fundstelle liegt an einem leicht nach Nordosten ansteigenden Hang in der Nähe des etwa 150 m entfernten Angergrabens. Die Bodenradarmessung überdeckte eine Fläche von 20×30 m im Bereich der größten Lesefunddichte. Dort zeichnen sich in einer Tiefe zwischen 40 und 100 cm zwei Gebäude ab. Vom westlichen der beiden sind noch sehr deutlich die Außenmauern identifizierbar. Im Inneren sieht man die Reste von zwei Innenmauern. Auffallend ist die sich schwach abzeichnende halbrunde Anomalie im Nordosten des Gebäudes, die zu einer Apsis ergänzt werden kann. Deshalb liegt es nahe, in diesem Bauwerk ein ehemaliges römisches Badegebäude zu sehen. Diese Deutung wird zudem dadurch gestützt, dass das Gebäude am tiefsten Punkt der

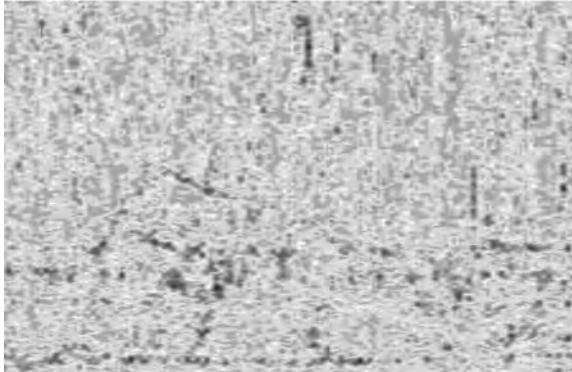
40 - 60 cm



60 - 80 cm



80 - 100 cm



Fürholzen, Gde. Neufahrn b. Freising, Lkr. Freising. Bodenradartiefenscheiben zwischen 40 und 100 cm Tiefe. GSSI SIR-3000 mit 400 MHz-Antenne, Messpunktabstand 2×25 cm, Größe der Messfläche 20×30 m. Archiv-Nr. 7734/199 (BLfD, Roland Linck 2011)



Fürholzen, Gde. Neufahrn b. Freising, Lkr. Freising. Scherben und Ziegelschutt, die als Lesefunde im Areal der mutmaßlichen römischen Villa rustica aufgelesen wurden (Foto: Ballauf 2011)

Fläche und damit am nächsten zur Wasserversorgung durch den Angergraben liegt. Es umfasst eine Fläche von mindestens 7×12 m; die genaue Nord-Süd-Ausdehnung konnte im Süden wegen der zuvor nicht bekannten Lage nicht komplett in der Messfläche erfasst werden. Da die Reflexionsamplitude der elektromagnetischen Wellen im Inneren des Gebäudes deutlich höher ist als außerhalb, ist eine eindeutige Trennung zwischen umbautem Raum und Umgebung möglich und damit eine Aussage darüber, dass die sichtbaren Mauern die Außenmauern darstellen. Zusätzlich zu den Mauern fallen noch flächige Anomalien im Gebäudeinneren auf, die auf Mauerstutt bzw. Fußböden zurückzuführen sind. Deshalb finden sich dort häufig Ziegel und Steine als Lesefunde.

Vom Gebäude im Osten ist neben einem in Ost-West-Richtung verlaufenden Mauerrest nur noch ein rechteckiger Bereich von $1,3 \times 2,5$ m Größe erhalten. Bei diesem Befund dürfte es sich wohl um den nach dem Tiefpflügen entdeckten Fußbodenrest aus Isarkieselrollierung handeln. Auch hier sind zusätzlich noch mehrere Schuttakkumulationen erkennbar. Wegen des sehr schlechten Erhaltungszustands ist es nicht möglich, die genaue Ausdehnung des Gebäudes zu rekonstruieren. Über die gesamte Fläche verstreut liegen weitere unregelmäßige Befunde unbekannter Bestimmung. Anhand der Ergebnisse der geophysikalischen Prospektion ist es uns nun möglich, erstmals den gesicherten Nachweis einer römischen Villa rustica bei Fürholzen zu erbringen. Wie erwähnt, handelt es sich bei den entdeckten Gebäuden wohl um das Badegebäude und das zugehörige Wohngebäude, wofür wohl der massive Fußbodenrest im Messbild spricht. Die geringe Tiefe unter der heutigen Oberfläche und die hohe Zahl ausgeackelter Funde zeigt, dass dieses Denkmal akut von der Zerstörung bedroht ist. Es konnte gerade noch rechtzeitig vor einem Totalverlust durch die geophysikalische Prospektion dokumentiert werden.

Roland Linck

Schillwitzhausen – Ein Ortsadelssitz als Bodendenkmal

Im letzten Heft der Denkmalpflege Informationen wies Christian Later auf die Bedeutung abgegangener Ortsadelssitze für die Entstehung der heutigen Siedlungslandschaft und auf die Möglichkeit ihrer Erforschung und Sicherung durch digitale Geländemodelle hin (DI 151, März 2012, S. 19 ff.). Der Burgstall von Schillwitzhausen südöstlich von Vohburg a. d. Donau zeigt in diesem Zusammenhang die Wichtigkeit einer exakten Denkmälerfassung mit modernen Hilfsmitteln. Das Beispiel Schillwitzhausen belegt zudem, wie unerlässlich die Aufmerksamkeit interessierter Bürger vor Ort – vor allen technischen Möglichkeiten der staatlichen Denkmalpflege – nach wie vor ist.

Das etwa 25 × 35 m große Burgareal liegt am Südostrand des Dorfes Schillwitzhausen im Überschwemmungsgebiet der Ilm. Es ist von einem einst verlandeten, heute teilweise wieder offengelegten Wassergraben umgeben. Obertägig ist im Burgareal keine mittelalterliche Bausubstanz mehr vorhanden. Nur die Kirche St. Nikolaus liegt als Nachfolgebau der Burgkapelle südlich außerhalb des Burggeländes. Sie stammt in ihrer heutigen Gestalt aus dem 17. Jahrhundert. Die Burg war vom Ministerialengeschlecht der Schillwatz oder Schillbatz Mitte des 12. Jahrhunderts errichtet worden. Um 1170 sind diese als Gefolgsleute der Wittelsbacher überliefert. 1418 besaß die Burg einen Bergfried, einen Palas und weitere Gebäude. Als das Geschlecht 1484 ausstarb, fiel sie an die Wittelsbacher, welche die kleine Veste dem Pfliegergericht Vohburg zuschlugen. Danach verschwand die Anlage allmählich, sodass sie 1810 im Kartenbild nur noch als unbebautes Areal dargestellt ist.

Die Fundbergung am Burgstall im Jahr 2011

Der Nordwestteil des Burgareals war bereits überbaut, als ab Juli 2011 in seinem Südteil ein Neubau errichtet wurde. Der Bauplatz musste nach Maßgabe des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege vorab auf Bodendenkmäler hin untersucht werden. Unter dem Oberboden waren jedoch nur

moderne Schuttau- füllungen erkennbar, sodass davon ausgegangen wurde, dass die mittelalterlichen Kulturschichten bereits abgetragen und keine Bodendenkmäler mehr erhalten waren. Eine bauvorgehende archäologische Untersuchung fand deshalb nicht statt.

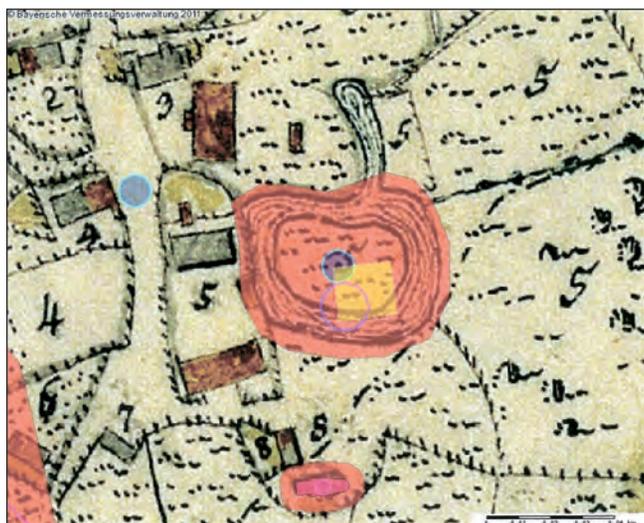
Im August 2011 übergab Marianne Heimbucher vom Museum Geisenfeld dem Stadtmuseum

Ingolstadt eine Kiste mit Gefäßkeramik, einigen Holz- und Metallobjekten, Ziegelfragmenten, etwas verziegeltem Hüttenlehm sowie Tierknochen vom Burgstall in Schillwitzhausen zur Verwahrung. Nach dem Aushub der Baugrube hatte sie die Funde von der Oberfläche der Erdeponie am Rand der Baustelle abgesammelt. Im Oktober untersuchte sie daraufhin mit dem Verfasser sowie Lars Pertz, Brigitte und Friedrich Bauschulte vom Historischen Verein Ingolstadt erneut die Erdeponie und sicherte weitere Funde.

Die geborgenen Gegenstände aus Metall, Holz und Ziegel waren aus sich heraus nicht datierbar. Unter den Metallfunden ist lediglich ein Messerchen näher bestimmbar. Bei den Holzgegenständen fallen neben dem Deckel einer Spanschachtel mehrere Holzspäne auf, die sich zum Teil durch Brandspuren an ihren Enden als Kienspäne zu erkennen geben. Weiterhin waren Bruchstücke von Rundhölzern gut



Schillwitzhausen und Fundorte zum Vergleich (Karte: Stadtarchiv Ingolstadt)



Schillwitzhausen, Stadt Geisenfeld, Lkr. Pfaffenhofen a. d. Ilm. Der Burgstall im Urkataster von 1810 mit markiertem Bauplatz



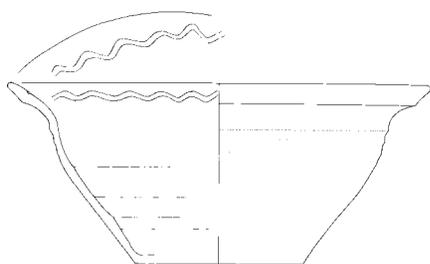
Der Burgstall im BayernViewer-Denkmal

vertreten, wie sie auch bei Uferverbauungen Verwendung fanden.

Art und Anzahl der Holzfunde, die teils großteilig zerscherbte Gefäßkeramik und das sandig-humose Erdreich, aus dem die Funde geborgen wurden, legen den Verdacht nahe, dass beim Erdaushub für den Neubau nicht das Burggelände selbst, sondern der verfüllte Burggraben betroffen war. Möglicherweise ließen sich Urkataster und moderner Katasterplan hier nicht ganz präzise zur Deckung bringen. Auch die im Sediment enthaltene Baukeramik spricht nicht gegen diese Überlegung, wie das Fundgut des 1987 archäologisch untersuchten Grabens der Wasserburg Rauenwörth im Altmühltal zeigt. So wäre auch plausibel, dass bei der bauvorgreifenden bodendenkmalpflegerischen Begutachtung nur modernes Verfüllsediment angetroffen wurde.

Das keramische Fundmaterial

Die Hauptmasse der Funde setzt sich aus Gefäßkeramik zusammen. Der erste Eindruck ist, dass es sich um die geläufige spätmittelalterliche Jüngere Drehscheibenware handelt. Beim näheren Hinsehen fällt jedoch der hohe Silberglimmeranteil bei drei Vierteln der Gefäßscherben auf, was eher von Keramik des Hochmittelalters bekannt ist. Auch die Herstellungsspuren auf zahlreichen Fragmenten, die gegen



Keramikschüssel aus dem Burggraben
(Zeichnung: Waltraud Brandt, Ingolstadt)

eine Produktion auf der Drehscheibe in einem ununterbrochenen Arbeitsgang sprechen, passen eher zum Hochmittelalter. Zwar zeigen viele Fragmente, vor allem aus dem oberen Gefäßbereich,

Charakteristika echter Drehscheibenware. Bei den unteren Gefäß- und Bodenpartien ist diese Zuweisung jedoch mitunter schwierig. Hier verlaufen die Rillen und Riefen vom Drehvorgang nicht regelmäßig. Dazu kommen Mulden und Ausbuchtungen vom Fixieren der Wandpartie am Boden per Hand, sodass der Drehvorgang unterbrochen sein muss. Entsprechende Beobachtungen wurden am Material des Burgstalls Rauenwörth gemacht, allerdings nur vereinzelt. Es ist historisch und dendrochronologisch in die Zeit um 1300 datiert. Gefäße mit derartigen Herstellungsmerkmalen werden als schnelllaufend nachgedreht bezeichnet. Da bis auf eine Schüssel kein weiteres Gefäß vom Rand bis zum Boden rekonstruierbar ist, lässt sich schwer abschätzen, wie hoch der Anteil der echten Drehscheibenware wirklich ist. Einige dickwandige Fragmente sogenannter Tonkufen dürften ohne schnell laufende Töpferscheibe hergestellt worden sein.

Betrachtet man die Topfränder, so stellt man fest, dass die Varianten der schmalen Kragenränder sowohl in Schillwitzhausen als auch in Rauenwörth besonders gut vertreten sind. Im Vergleich zum Fundmaterial des benachbarten Vohburger Burgberges sind Leistenränder nur selten zu finden. In Schillwitzhausen und Rauenwörth beginnt das Randfor-

menspektrum eigentlich erst mit den verdickten Leistenrändern. Unverdickte Exemplare liegen nur als Einzelstücke vor. Ebenso verhält es sich mit dem Randformenspektrum einer mutmaßlichen Hafnerei aus Denkendorf, deren keramisches Fundmaterial hinsichtlich seiner Herstellungstechnik mit dem vom Schillwitzhausen gut vergleichbar ist. Schnelllaufend nachgedrehte Gefäße sind auch in ihrem Fundgut häufiger nachweisbar. Insgesamt ähneln sich Schillwitzhausen, Rauenwörth und Denkendorf weitgehend hinsichtlich ihres Topfrandformenspektrums.

Die Masse des keramischen Fundmaterials vom Vohburger Burgberg soll um 1200 in den Boden gekommen sein. Die Häufigkeit von Leistenrändern dort und ihre Seltenheit im Graben von Schillwitzhausen sprechen dafür, dass die Keramik von Schillwitzhausen nicht vor dem 13. Jahrhundert niedergelegt wurde. Das ähnliche Topfrandformenspektrum der Keramik von Rauenwörth könnte andererseits gegen eine Niederlegung der Hauptmasse der Schillwitzhausener Gefäßfunde deutlich nach der Zeit um 1300 sprechen. Da die Keramik aus einer Latrine in Ingolstadt ebenfalls gut vergleichbar ist und dieser Schacht zu den ältesten bislang bekannten der im 13. Jahrhundert entstandenen Stadt zählt, wird vorgeschlagen, dass die meisten Keramikfragmente aus dem Burggraben von Schillwitzhausen in der zweiten Hälfte des 13. oder im frühen 14. Jahrhundert in den Burggraben gelangten.

Zum Fundgut gehören noch ein Rand- und ein Bodenstück von Becherkacheln. Bügelkannen sind durch Fragmente mehrfach belegt, was gut zur vorgeschlagenen Datierung passt. Bemerkenswert sind die Deckel, deren Gestalt im Gegensatz zum Fundgut von Rauenwörth mehrere Varianten kennt. Neben den Glockendeckeln mit Mittelbuckel und breitem Rand mit verstärktem Abschluss, die an beiden Fundorten vorkommen, liegen aus Schillwitzhausen die Fragmente mehrerer Flachdeckel und eines Hohldeckels vor. Einzelne Keramikfragmente mit Glasur zeigen, dass der Burggraben von Schillwitzhausen wohl noch längere Zeit offen geblieben ist.

Das häufige Vorkommen von Silberglimmer und der hohe Anteil nachgedrehter Gefäßfragmente könnten möglicherweise nicht Datierungskriterien, sondern lokale Eigenarten sein. Einen Fehlbrand unter den Keramikfunden von Schillwitzhausen mag man als weiteren Hinweis auf eine lokale



Der Graben der Burg Schillwitzhausen 2011 (Foto: Stadtarchiv Ingolstadt)

Herstellung der hier vorgestellten Keramik deuten können. Für gesicherte Aussagen ist der Publikationsstand zur mittelalterlichen Keramik in der Region jedoch noch nicht ausreichend.

Zusammenfassung

Die Lesefunde vom Burgstall Schillwitzhausen dürften aus Verfüllschichten des Burggrabens und nicht vom Burgareal selbst stammen. Diese Annahme ließe sich durch ein digitales Geländemodell überprüfen. Die meisten Fundgegenstände bestehen aus Keramik, die nach bisherigem Kenntnisstand in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts oder in das frühe 14. Jahrhundert datiert. Danach sind nur noch vereinzelt Keramikfragmente in den Burggraben gelangt. Die Fundstücke geben einen Hinweis darauf, dass die Burg im 13. Jahrhundert mit Kachelöfen beheizbare Räume besaß,

wie es zur damaligen Zeit schon üblich war. Die geborgene Keramik könnte vor Ort hergestellt worden sein.

Die Ministerialen mit dem Beinamen Schillwitz orientierten sich schon früh nach Kösching um und benannten sich nach dem deutlich größeren Ort. Ob das Fundgut im Zusammenhang mit einer Funktionsänderung der Burg in den Graben gelangte, so wie es bei der Burg Rauenwörth im Zuge ihrer Auflassung geschehen ist, lässt sich aus den wenigen Anhaltspunkten und dem mit 41 Topfrändern vergleichsweise kleinen Fundkomplex nicht erschließen. Nähere Erkenntnisse können wohl nur systematische Ausgrabungen im Burgstall liefern. Das Keramikensemble von Schillwitzhausen selbst ist jedoch ein wichtiger Baustein zur Kenntnis der regionalen Keramikentwicklung im späten Mittelalter.

Gerd Riedel

Von der Liebe zum Alterswert

Die Instandsetzung der ehemaligen Klosterkirche in Birkenfeld

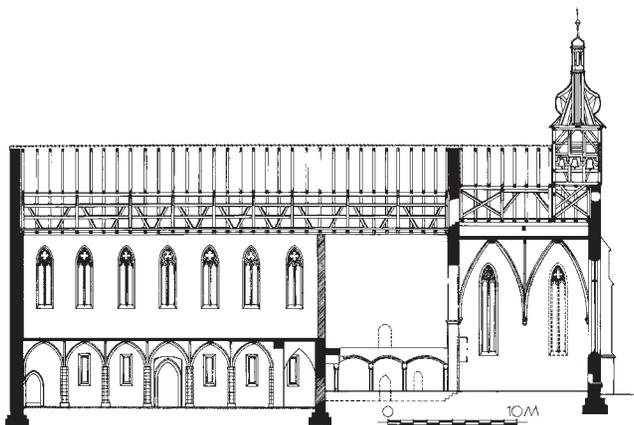
Geschichtliche Entwicklung

Die Klosterkirche Birkenfeld, Stadt Neustadt a. d. Aisch, bezeugt eine bewegte Geschichte: Erbaut im ausgehenden 13. Jahrhundert, erfolgt die Aufhebung des Zisterzienserinnenklosters im Zuge der Reformation 1536. Für die Bausubstanz der Klosteranlage gravierender waren jedoch die Bauernkriege, auch wenn das genaue Ausmaß der Kriegsschäden nicht mehr genau zu ermitteln ist. Während die Klosterökonomie als Staatsdomäne weitergeführt und damit kontinuierlich genutzt wurde, konnte die Kirche erst gut 150 Jahre später, nämlich 1692, als ev.-luth. Filialkirche wieder geweiht werden. Im Zuge der damit verbundenen Bauarbeiten wurden nur der vordere Bereich des Langhauses, die ehem. Laienkirche sowie der eingezogene Chor instandgesetzt und vom westlichen Bereich, der die Nonnenempore mit darunterliegender Unterkirche umfasst, mit einer Scheidewand abgetrennt. Im Bereich der ehem. Empore kommt

es zum Einbau von zwei hölzernen Zwischendecken für Lagerzwecke. Aus dieser Zeit rühren auch die Vermauerung der hohen Maßwerkfenster und der Einbau von Lüftungsluken. Die Unterkirche erfährt ebenfalls eine Profanierung, unter anderem als Darre und zuletzt als Viehstall. Nach der sukzessiven Veräußerung des Staatsbesitzes im Lauf des 18. Jahrhunderts besteht heute nur noch für den Bereich der Filialkirche Staatsbaulast. Die profanierte Westhälfte der ehem. Klosterkirche befindet sich seit einigen Jahrzehnten im Eigentum der Stadt Neustadt a. d. Aisch. Diese ist in den beiden letzten Jahrzehnten ihrer Pflicht als Eigentümerin in vorbildlicher Weise nachgekommen. Die übrigen Gebäude der nach wie vor vierseitig geschlossenen Anlage teilen sich verschiedenste Privateigentümer. Die Außenmauern des gesamten Komplexes sind weitestgehend mittelalterlich erhalten, zum Teil jedoch stark überformt.

Schäden und Instandsetzungen der 1970er und 1980er Jahre

Infolge der geschichtlichen Entwicklung befand sich die ehem. Klosterkirche im 20. Jahrhundert in einem stark geschädigten Zustand. Hinzu kommt, dass das verwendete Baumaterial, der örtlich vorkommende grüne Schilfsandstein, sehr viele Tonminerale enthält, die das Wasser der Umgebung (Luftfeuchte, Regen) absorbieren. Der damit verbundene Quell- und Schwindprozess führt zu umfangreichen Schadbildern im Sandstein, bis hin zu blätterteigartigem Zerfall. Traditionellen Konzepten folgend, hatten die Instandsetzungsmaßnahmen am Kirchkomplex in den 1970er und 1980er Jahren zu erheblichen Verlusten an historischer Bausubstanz geführt. So wurde das barockzeitliche Dachwerk weitgehend ausgetauscht. Ähnlich erging es den Fassaden im Bereich der heutigen Filialkirche, die geschä-

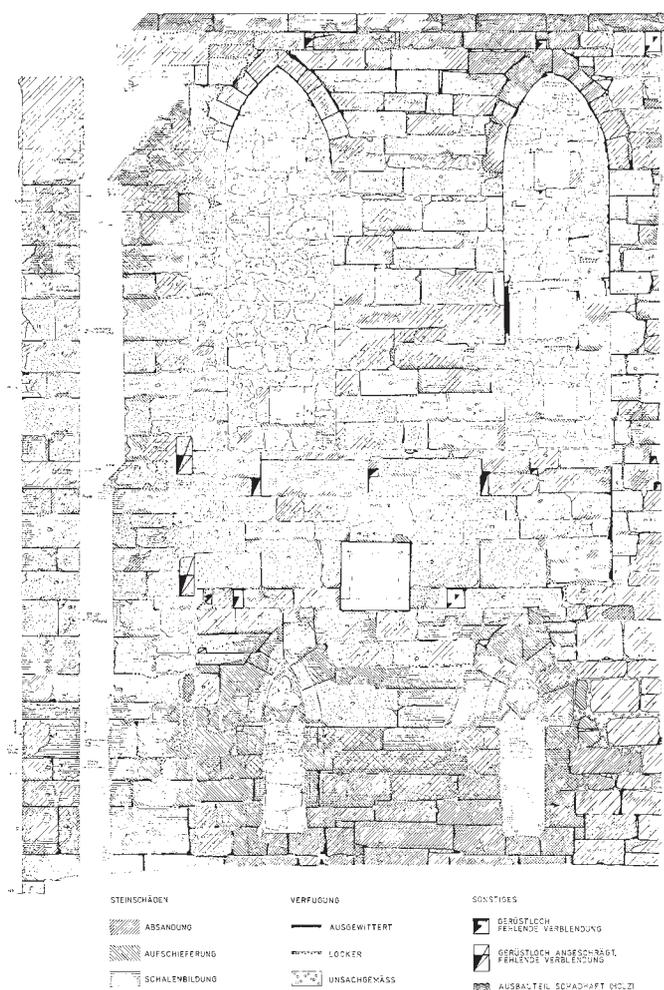


Ehem. Klosterkirche Birkenfeld, Stadt Neustadt a. d. Aisch, Lkr. Neustadt a. d. Aisch-Bad Windsheim. Längsschnitt (BLfD, Volker Liedke, 1971 PL-13417)



Ehem. Klosterkirche Birkenfeld, Nordfassade nach der Restaurierung (Foto: BLfD, Eberhard Lantz, 2012)

digten Quader wurden durch neues (leider fehlfarbenes) Sandsteinmaterial ersetzt. Dabei wurde weit über die Hälfte der Oberfläche erneuert und das Baudenkmal in diesem Bereich von allen historischen Spuren befreit.



Ehem. Klosterkirche Birkenfeld, Südfassade, östliches Joch der Nonnenkirche, steingerechtes Aufmaß mit Schadenskartierung (BLfD, Karl Schnieringer, 1987)

Ein Fall für das Forschungsprojekt „Steinzerfall und Steinkonservierung“

Dass die westlichen Fassadenbereiche der ehem. Klosterkirche nicht das gleiche Schicksal ereilte, ist dem Engagement des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege und dem Kooperationswillen der Stadt zu verdanken. Die bis dahin nicht restaurierte Südfassade und der Westgiebel konnten im Rahmen eines größeren Forschungsprojektes der Deutschen Bundesstiftung Umwelt zum Thema „Steinzerfall und Steinkonservierung“ untersucht werden (Prof. Dr. Gerd Mader, Prof. Dr. Rolf Snethlage). Die dazugehörigen rein konservierenden Instandsetzungsmaßnahmen erfolgten 1989–94.

Die Restaurierung ab 2008

Ab 2008 konnte dann die Instandsetzung der Nordfassade sowie der Unterkirche in Angriff genommen werden. Im Zuge dieser Maßnahme fand ebenfalls eine Überprüfung der Arbeiten aus den 1990er Jahren statt. Die damaligen Maßnahmen hatten sich weitestgehend bewährt, sodass für den zweiten Bauabschnitt der restauratorischen Arbeiten am Sandstein nur partielle Modifikationen notwendig wurden. Das denkmalfachliche Konzept sieht den weitestgehenden Erhalt aller historischen Spuren vor; die Zeugnisse der



Ehem. Klosterkirche Birkenfeld, Südfassade. Vorzustand, historische Aufnahme (BLfD, Bildarchiv)

Umnutzung werden gleichrangig mit den Zeugnissen der klösterlichen Zeit behandelt.

Die ehem. Unterkirche sollte zukünftig für temporäre Veranstaltungen zur Verfügung stehen. Entsprechend entfernte man hier die Unterteilungen des 20. Jahrhunderts, um den kreuzrippengewölbten, dreischiffigen und siebenjochigen Raum wieder erlebbar zu machen. Mit Hilfe eines Klimazeltens und Langzeitmessungen gelang der Nachweis, dass mit dem Einbau eines Stampflehmbo­dens und einem winddichten Verschluss der Öffnungen die bestmögliche Klimastabilität gewährleistet werden kann. Dies ist wichtig, da der verbaute Schilfsandstein auch im Innern gravierende Schadbilder aufweist, die bereits durch Schwankungen in der Luftfeuchte hervorgerufen werden. Geschädigte Steine und fehlende Sandsteinrippen wurden dem Konzept entsprechend nicht ersetzt. Es erfolgte eine großflächige Entsalzung des aufgehenden Mauerwerks und so weit notwendig die Konsolidierung und Festigung des Steinmaterials und der Oberflächen. Das Konzept beinhaltete zudem Randsicherungen und Rissverschlämmungen.

Im Innern der Nonnenkirche hat sich ab etwa 2 m Höhe in großen Bereichen der mittelalterliche dünnlagige Kalkputz mit einer roten, schlichten Architekturfassung des frühen 16. Jahrhunderts mit schwarzer Begleitlinierung erhalten. Die Putzränder wurden mittels Anböschung gesichert, gefährdete Hohllagen hinterfüllt. Jüngere Ergänzungen oder Störungen in den Oberflächen wurden nur dann farblich retuschiert, wenn ansonsten der Gesamteindruck des Raumes gefährdet schien. Ziel der Maßnahme war es nicht, eine einheitliche und geschlossene Raumfassung wiederherzustellen. Dies hätte in der Konsequenz zu erheblichen Eingriffen an den originalen Oberflächen geführt, da die stark gealterten und im Bereich der Sandsteinrippen auch zurückgewitterten Oberflächen im direkten Nebeneinander zu rekonstruierten Oberflächen für das Gros der Betrachter unbefriedigend gewirkt hätten. Die visuelle Irritation, hervorgerufen durch den Kontrast zwischen rekonstruierter und originaler Oberfläche, wäre gegenüber der aktuellen Situation mit unterschiedlich stark verwitterten Oberflächen deutlich größer geworden. Um dies zu vermeiden, werden in der Regel die historischen Oberflächen durch Reprofilierung und Farbfassung den neuen Oberflächen angeglichen. Anstelle des geschädigten Originals tritt dann eine jungfräuliche Rekonstruktion, bar jeder Altersspuren, jeden Alterswerts. Die fünf­hundertjährige Geschichte sollte in Birkenfeld jedoch nicht einfach ausgeblendet, die Denkmalaussage nicht allein auf den Schauwert und die mittelalterliche Architekturidee reduziert werden.

Ergänzt wurde die Maßnahme durch holzrestauratorische Arbeiten an den schlichten Tor- und Türflügeln sowie den Brettläden in den Obergeschossen. Die Fensterverschlüsse fehlten, an ihre Stelle sind schlichte Verglasungen in Stahlrahmen getreten. Die technische Installation konnte minimiert werden, die Beleuchtung erfolgt mit reversiblen Strahlern an Pfeilern und Außenwänden. Das auffälligste neue Element stellt eine Spindeltreppe aus Stahl vor der Südfassade dar. Sie dient der notwendigen Erschließung der Obergeschosse und befindet sich an der Stelle einer seit längerem abgängigen mittelalterlichen steinernen Spindel-



Ehem. Klosterkirche Birkenfeld, Schrägansicht der Südfassade, 24 Jahre nach der erfolgreichen Restaurierung. Am linken Bildrand ist die Fassadeninstandsetzung der 1970er Jahre im Bereich der Gemeindekirche mit umfangreichem Steinaustausch zu sehen. Die Spindeltreppe zur Erschließung der Obergeschosse wurde 2011 an historischer Position errichtet (Foto: Architekturbüro Conn und Giersch, Fürth 2011)

treppe. Größter Wert wurde auch hier darauf gelegt, dass mit der notwendigen statischen Verankerung der Treppe keine Befunde zur ursprünglichen baulichen Situation zerstört werden.

Würdigung der Maßnahme

Leider immer noch zu selten wird bei entsprechenden Maßnahmen ausreichende Sorgfalt und Wert auf die Erhaltung der bauhistorischen Spuren gelegt. Der Alterswert eines historischen Gebäudes wird in der Regel unter perfektionierten neuen Oberflächen versteckt: Die Fenster strahlen dann wie neu aus weißen Kunststoffrahmen; Silikonharzanstriche und andere kunststoffhaltige Farben in historischem bzw. historisierendem Farbkanon grüßen von den Wänden. Aufwendige technische Installationen oder martialische bauliche Eingriffe sorgen für das gewünschte Raumklima.

Dass es anders geht, zeigen die nun abgeschlossenen Maßnahmen in Birkenfeld: In vielerlei Hinsicht dürfen sie zu den wichtigsten und erfolgreichsten Denkmalinstandsetzungen der letzten Jahrzehnte in Bayern zählen. Die bauhistorischen Befunde blieben umfassend erhalten – dies gilt nicht nur für die mittelalterlichen Bauphasen, sondern grundsätzlich auch für die Spuren der nachmittelalterlichen Nutzung. Die gealterten und reduzierten historischen Oberflächen besitzen einen hohen Zeugniswert und werden im Originalzustand erhalten und gezeigt – die Würde des Alters bleibt unangetastet. Die ästhetische Qualität, die aus der Achtung des Alterswertes erwächst, wird in Birkenfeld besonders anschaulich, sind die Fassaden im östlichen Bereich der Kirche doch vor 30 Jahren grundlegend erneuert und von jeder Alterungsspur befreit worden. Die Stabilisierung des Raumklimas erfolgt zum einen durch einfache und intelligente Baumaßnahmen und zum anderen durch den Verzicht der Kommune auf eine noch intensivere Nutzung.

Das herausragende Endergebnis wäre ohne eine umfangreiche und sehr gewissenhafte Vorplanung so nicht möglich gewesen. Birkenfeld kann als das Pilotprojekt der Steinre-

staurierung gelten. Hier wurden mit der Instandsetzung der Südfassade 1989 erstmals restauratorische Grundsätze der Konservierung von der Bauplastik auf eine gesamte Fassade übertragen. 1992 kamen bei der Instandsetzung des Westgiebels zum ersten Mal kieselsolgebundene Anstrichmörtel anstelle zementöser Steinersatzmörtel zur Ausführung. Im letzten Bauabschnitt konnte sehr erfolgreich die großflächige Entsalzung von Natursteinwänden praktiziert werden. Wiederum eine Premiere stellte der Einbau eines Lehmestrichs im gesamten Innenraum dar, der sich optisch wunderbar einfügt, einer Nutzung als Veranstaltungsraum

standhält, aber vor allem die Schwankungen der Luftfeuchte im Raum abpuffert.

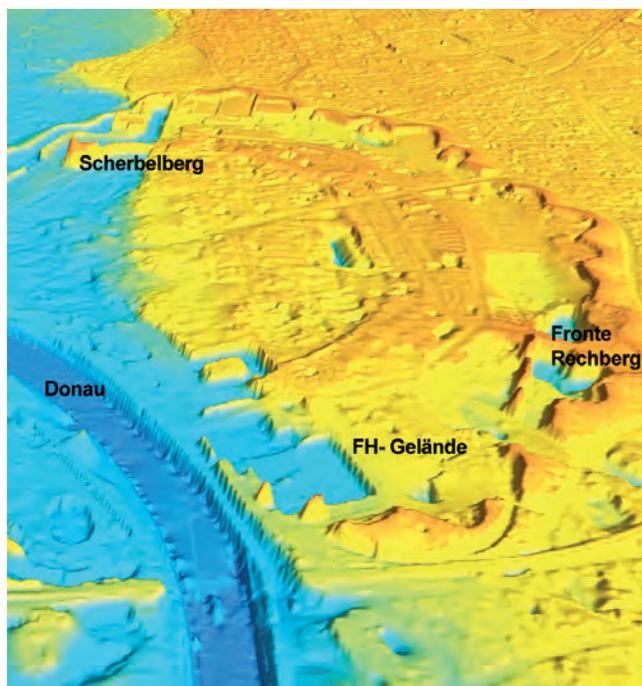
Dank der umfangreichen Vorüberlegungen konnten alle Maßnahmen, angefangen von der Statik bis hin zur Bauphysik, ausgehend von ersten Ideen mehrfach optimiert und dabei zumeist auch minimiert werden. Dies hat sich auch positiv auf die Baukosten ausgewirkt. Die Nachhaltigkeit dieses Konzeptes setzt eine ausreichende Pflege der Fassaden voraus: Ziel ist es, auftretende Schäden zukünftig regelmäßig und im frühen Stadium zu beheben.

Thomas Wenderoth

Von Eseln und Schimmeln

Archäologische Ausgrabungen im Bereich der Ingolstädter Festungsanlagen

Das Ingolstädter „Gießereigelände“ zwischen Donaulände, Neuem Schloss und Fachhochschule liegt seit dem Abriss der Baulichkeiten der bis 1999 dort befindlichen Gießerei brach. Wiederholte Überplanungen des Areals und Abbruch der modernen Überbauung machten seit 1997 immer wieder archäologische Voruntersuchungen und Rettungsgrabungen nötig, sodass mittlerweile die historisch und archivalisch belegte Festungsgeschichte archäologisch nachvollziehbar wird, aber auch Fragen aufwirft. Die aktuelle Überplanung des Geländes führte seit 2011 zu einer Intensivierung archäologischer Maßnahmen. Neben der Erweiterungsfläche der Fachhochschule befindet sich ein Schwerpunkt der archäologischen Maßnahmen derzeit im südwestlichen Bereich der Anlage.



Ingolstadt. 3D-Geländemodell von Altstadt und Glacis mit Blickrichtung nach Westen. Rastergröße 2 × 2 m (red.), TIN-Modell, 6-fach überhöht (GEP Ingolstädter Kommunalbetriebe AöR)

Die „Wiederentdeckung“ der Landesfestung

Die 2011 für das Areal der ehemaligen Eselsbastei getroffene Entscheidung, dass untertägig erhaltene Festungsrüinen bereits geplanten Neubauten nach ihrer fachgerechten Dokumentation nicht gänzlich weichen müssen, sondern die Ausführungspläne zugunsten ihres Erhalts geändert werden, ist ein wichtiger Meilenstein im Umgang mit dem Bau- und Bodendenkmal „Bayerische Haupt- und Landesfestung Ingolstadt“. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Festungsbauten zunächst großflächig abgebrochen, einplaniert oder als Lieferanten von Baumaterial zweckentfremdet worden. In den 1970er Jahren renovierte man die obertägig erhaltenen Festungswerke und führte sie in vorbildlicher Weise einer neuen Nutzung zu.

Dass auch die Festungsringe des 16. bis 19. Jahrhunderts in weiten Teilen untertägig erhalten geblieben sind, war in Ingolstadt bislang noch kaum im öffentlichen Bewusstsein verankert. Doch die großflächigen Erdbewegungen auf dem „Gießereigelände“ haben nun bei der Stadtverwaltung wie bei den Bürgern den Blick dafür nachhaltig geschärft.

Inzwischen setzt sich immer mehr die Erkenntnis durch, dass nicht nur die in großen Teilen erhaltene Stadtmauer des Spätmittelalters und die stattlichen Bastionen, Türme und Kavaliers der Neuzeit Beachtung und Schutz verdienen, sondern dass der Festungsgürtel als Ganzes und seine untertägig erhaltenen Teile ein wertvolles historisches Erbe von landesgeschichtlicher Bedeutung sind.

Von Eseln und Schimmeln

Als der bayerische Herzog Wilhelm IV. 1537 damit begann, Ingolstadt zur Landesfestung auszubauen, sahen die Planungen Erdwälle und gemauerte Bastionen vor, auf denen jeweils Geschütze positioniert werden konnten. Die Bedeutung der Festung wird in folgendem Zitat aus dem 17. Jahrhundert deutlich. „Was nun ferner anlangt Ingolstadt. wisst das diese Statt also beschaffen, das dergleichen vöstung uff dem Teutschen Boden nicht bald zu finden“. Am südöstlichen Punkt der Altstadt errichtete man die sogenannte Eselsbastei. Ihr Name rührt offenbar von den Aufstiegs- und



Ingolstadt. Bauvorgreifende Ausgrabung im Bereich der Erweiterung Fachhochschule (Foto: Fa. Pro Arch, Ingolstadt)

Aussichtstürmen her, die auf dem Bauwerk wie Eselsohren wirkten. Aus lokalpatriotischer Sicht wurde die Eselsbastei zum Wahrzeichen des erfolgreichen Widerstands gegen die anstürmenden Schweden im Dreißigjährigen Krieg. Als der schwedische König Gustav II. Adolf 1632 versuchte, Ingolstadt einzunehmen, war er bei den Angriffen stets an vorderster Front präsent. Am 30. April 1632 unternahm der König einen Erkundungsritt. Als er sich auf wenige hundert Meter den Verteidigungswerken der Stadt genähert hatte, eröffneten die Bayern von der Eselsbastei aus das Feuer, ohne zu wissen, welcher prominenter Gegner hier in ihr Visier geraten war. Aber auch aus der Entfernung musste klar sein, dass es sich um eine Gruppe wichtiger Personen handelte – die prächtige Kleidung wies sie als solche aus. Eine Falkonettkugel traf den Schimmel des Königs, sodass dieser unter dem Tier begraben wurde, als es stürzte. In den Quellen heißt es dazu: „von einer Stückkugel getroffen worden und blieben“. Er selbst blieb weitgehend unverletzt, sodass man, nachdem das Tier von seinen Begleitern erschossen worden war, ins Lager zurückkehrte. Erst später erhielten die Ingolstädter durch Gefangene Kenntnis davon, dass es der König selbst gewesen war, der beinahe erschossen worden wäre. Das Pferd wurde nach dem Abzug der Schweden wenige Tage später in die Stadt gebracht, ausgestopft und als Trophäe im Zeughaus ausgestellt. Bis heute ist der sogenannte Schwedenschimmel im Stadtmuseum von Ingolstadt zu besichtigen.

Bodenbefunde

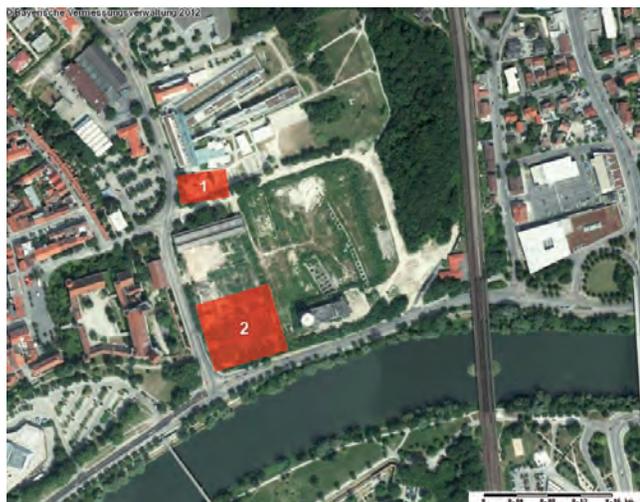
An der Stelle dieser Eselsbastei soll in den nächsten Jahren ein Hotel- und Kongresszentrum entstehen, das mit einem repräsentativen Treppenaufgang in unmittelbarer Nähe zum Schlosskomplex in eine stattliche Höhe wachsen wird. Im Zuge der Ausschachtarbeiten für eine geplante Tiefgarage unter dem Areal stieß man auf Fundamentreste, deren Massivität Erstaunen hervorrief, denn man war davon ausgegangen, dass die spätere industrielle Nutzung weitaus stärker auf die Bodendenkmäler eingewirkt hatte. Umso erfreuter zeigten sich Stadtheimatpflege und Denkmalpflege über diese Befunde, welche die Geschichte des Ortes auch in Zukunft gut dokumentieren und vor Augen führen können. Obwohl rund um die Altstadt umfangreiche Reste der Fes-

tungsanlagen unterirdisch erhalten sind, ist es wegen der Topografie fast nur an dieser Stelle möglich, die Mächtigkeit der Festung im Aufgehenden sichtbar zu machen. Denn das Gelände fällt gegenüber der eigentlichen Altstadt zur Donau hin um mehrere Meter ab. Auf Intervention von Stadtheimatpflege, Bodendenkmalpflege und Stadtplanungsamt ließ sich der Bauherr dazu bewegen, die Mauerreste zu erhalten und sichtbar in die neue Planung mit einzubeziehen.

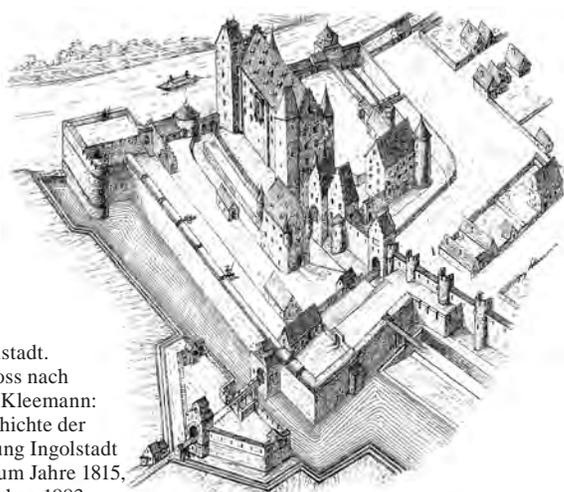
Die derzeitigen Entwürfe sehen vor, das Sichtmauerwerk an der Südseite der Mauer zukünftig als Abschluss des Geländes zur Donauseite zu belassen. Die Rück- und Oberseite wird auf dem neubeplanten Gelände zugänglich gemacht und in die Eingangssituation für die dort entstehende Tiefgarage integriert. Auch in den Tiefgaragenebenen wird die Mauer zu sehen sein und somit in ihrer ganzen Massivität erfahrbar werden.

Erweiterung Hochschule für angewandte Wissenschaften

Auch bei den Erweiterungsarbeiten für die Hochschule für angewandte Wissenschaften Ingolstadt stieß man 2011 auf mächtige Mauerzüge. Die freigelegten Mauern liegen im Festungsabschnitt der sogenannten Fronte Raglovich, die das Kavalier Dallwigk, an der Donaufront gelegen, mit dem Kavalier Heideck verbindet. Aus historischen Quellen (Tagebuch für das Objekt Fronte I–II) ist bekannt, dass die Bauarbeiten an diesem Festungsteil 1833 begonnen wurden. Die jüngsten Befunde der Ausgrabung gehören zur Kgl. Bayer. Geschütz-Gießerei und Geschoß-Fabrik, die in den 1880er Jahren auf der Esplanade der Fronte Raglovich errichtet wurde. Heute ist davon nur die als Kanonenwerkstätte (erbaut 1882–1884) genutzte Gießereihalle erhalten. Die Ausgrabungen legten Fundamente dreier Verwaltungs- bzw. Wohnbauten frei, die auf den Befestigungsanlagen gründeten. Die in der Baugrube sichtbaren, massiven Mauerzüge waren ihrerseits in die Gräben der Befestigungsanlage des 17. Jahrhunderts gesetzt. Diese Anlagen, die nach dem Dreißigjährigen Krieg aus- bzw. umgebaut wurden, gehören zur Ausbauphase der vorausgehenden renaissancezeitlichen Befestigung, welche die spätmittelalterliche Stadtbefestigung ergänzte. Während der Verlauf der spät-



Ingolstadt. Blick auf das sogenannte „Gießereigelände“: 1 Erweiterung Fachhochschule; 2 Eselsbastei



Ingolstadt.
Schloss nach
Otto Kleemann:
Geschichte der
Festung Ingolstadt
bis zum Jahre 1815.
München 1883

mittelalterlichen Befestigung keine Berührung mit jüngeren Ausbauphasen der Landesfestung zeigt, wurden nach dem archäologischen Befund Teile der renaissancezeitlichen Mauern als Fundamente des jüngeren Aufgehenden genutzt.

Auf dem „Gießereigelände“ wird deutlich, welche Erdbewegungen der Festungsbau und seine tiefreichenden Gründungen nach sich gezogen hatten und wie massiv die unterirdischen Überreste rund um die Altstadt an vielen Stellen noch erhalten sind. Die archäologischen Arbeiten auf dem Gelände werden fortgesetzt. Trotz einer flächigen Überplanung ist es teilweise gelungen, einen Abschnitt der Bayerischen Landesfestung in seiner historischen und räumlichen Dimension zukünftig erfahrbar werden zu lassen.

Gerd Riedel, Tobias Schönauer und Ruth Sandner

Abgestürzt, zusammengenagelt, wiederhergestellt

Das wechselhafte Schicksal und die Restaurierung des Kruzifixes aus Langenhaslach

Ein Kruzifix von Hans Patsch

Die kath. Kirchenstiftung in Langenhaslach, Gemeinde Neuburg a. d. Kammel, Lkr. Günzburg, besitzt neben dem qualitätvollen Kruzifix des Bildhauers Christoph Rodt auch noch den Korpus eines weiteren Kruzifixes, der seinem Schüler Hans Patsch zugeschrieben wird. Die Verwandtschaft zur bildhauerischen Sprache von Rodt ist eindeutig, die bildhauerische Qualität überdurchschnittlich hoch. Alle Merkmale eines männlichen Körpers sind anatomisch korrekt wiedergegeben: Die geschnitzten Adern, die eingesetzten Brustwarzen und die detailliert ausgearbeitete Öffnung des Mundes belegen dies eindrucksvoll.

Patsch wird im Jahr 1600 in Landeck (Tirol) geboren und geht mit 19 Jahren, von 1619–23, bei Christoph Rodt in Neuburg a. d. Kammel in die Lehre. Bei dem Korpus könnte es sich um sein Gesellenstück handeln. Der Kunsthistoriker Dr. Albrecht Miller hat das Werk 1973 diesem Bildhauer zugeschrieben und er hatte auch dafür gesorgt, dass der Korpus ab etwa 1970 nicht mehr im Außenbereich verwendet wurde. Das Kruzifix wurde stattdessen in der Sakristei bzw. zuletzt auf dem Dachboden der örtlichen Pfarrkirche St. Martin gelagert. Im Oktober 2010 nahm ein Vertreter des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege auf Wunsch des Kirchenpflegers Johann Huber diesen in Augenschein und entdeckte die qualitätvolle Arbeit.

Wechselvolle Geschichte des Werkes

Die zu erwartenden Kosten für eine Untersuchung des Kunstwerks, die Erstellung von Arbeitsmustern als Grundlage für mögliche Konzepte und die notwendige Restaurierung stellten allerdings für die Kirchengemeinde von St. Martin eine unzumutbare Belastung dar. Sie hatte sich bereits wegen des Einbaus eines neuen Pfarrsaals in den historischen Pfarrstadl finanziell stark verausgabt. Von Seiten

des Landesamtes wurde deshalb der Vorschlag gemacht, die Vorarbeiten zu der geplanten Restaurierung in den eigenen Werkstätten ausführen zu lassen. Prof. Erwin Emmerling, Leiter des Lehrstuhls für Restaurierung, Kunsttechnologie und Konservierungswissenschaft an der TU München, schlug für diese Arbeiten seine Studentin Anika Schmidt vor, die zu dieser Zeit ein Semesterpraktikum in den Restaurierungswerkstätten des BLfD ableistete. Sie sollte den Korpus im Rahmen einer Diplomarbeit untersuchen und die Möglichkeiten seiner Restaurierung darstellen.

Ein Ergebnis dieser im Dezember 2011 abgeschlossenen Arbeit war, dass das Werk mindestens neun Fassungen aufweist, ursprünglich aber wohl für eine Aufstellung im Innenraum konzipiert war. Anhand der Zusammensetzung der Fassungen konnten nur die beiden ältesten mit Sicherheit der Barockzeit zugeordnet werden. Die Geschichte des Kruzifixes ist erst mit seiner Aufstellung als Feldkreuz im Jahr 1833 an einer Straße südlich von Neuburg archivalisch belegt. Erwähnt ist dabei die Stiftung durch Pfarrer Lauinger, die Neufassung durch Xaver Greiner und eine Reparatur durch den Schreiner Ignaz Schorer. Belegt ist weiterhin, dass das Kreuz 1859 durch einen Sturm umgeworfen und beschädigt und nach der Reparatur wieder unweit des alten Standorts aufgestellt wurde. Ab 1923 ist seine Aufstellung als Missionskreuz vor der kath. Pfarrkirche St. Martin fotografisch belegt. Die Fassungsoberfläche lässt anhand des ausgeprägten, quer verlaufenden Krakelees und der deutlichen Niveauunterschiede gut erkennen, dass die älteren Fassungen großflächig abgewittert sind. Die zwei jüngsten Fassungen liegen über großen Fehlstellen und dem ausgeprägten Krakelee der sieben älteren Fassungen. Die Sichtfassung dürfte im Zusammenhang mit der jüngsten Aufstellung vor 1921 als Missionskreuz an der Außenwand der Kirche entstanden sein.

Risse, Fehlstellen, dilettantische moderne Ergänzungen

Die Holzoberfläche ist geprägt durch deutlich sichtbare senkrechte Risse parallel zum Verlauf der Maserung. Röntgenaufnahmen des Korpus, die freundlicherweise von Kollegen des BNM durchgeführt wurden, ergaben, dass die einzelnen Teile des Kruzifixes mit zahllosen handgeschmiedeten bzw. industriell gefertigten Nägeln fixiert worden waren. Diese Nagelungen und bildhauerischen Ergänzungen der linken Hand mit einem Teil des Unterarms, des linken Fußes und der linken Gesichtshälfte sind im Zusammenhang mit der Außenaufstellung und der damit einhergehenden Bewitterung zu sehen. Die Qualität dieser Ergänzungen bleibt deutlich hinter der ursprünglichen zurück.

Die ölgebundene Sichtfassung besteht aus einem gelblichen Inkarnat, das an gut erhaltenen Stellen eine glänzende hellgraue Oberfläche aufweist, die Schattierungen sind rötlich blau angelegt, das Lententuch ist weiß mit den gleichen Schattierungen, Haare und Bart sind rötlich braun gefasst. Durch die Bewitterung gingen weite Bereiche der Fassung verloren und das Holz kam zum Vorschein. Schwarze Schmutzkrusten beeinträchtigten das Erscheinungsbild.

Restaurierung und Wiederaufstellung

Für die geplante Restaurierung wurden drei Varianten diskutiert: die Pflege der Sichtfassung, eine Überfassung in Anlehnung an die Befunde der ältesten nachweisbaren Fassung oder eine Abnahme der Sichtfassung auf die nächst



Missionskruzifix an der Außenwand von St. Martin (Dokumentation: Georg Höck)

jüngere Fassung. Die zur Reinigung, Kittung und Retusche der Sichtfassung vorgestellten Arbeitsmuster überzeugten den kunstsinnigen und engagierten Kirchenpfleger Johann Huber von dieser Variante. Er übernahm es auch, die Informationen, die ihm bei Werkstattterminen vermittelt wurden, an die Kirchengemeinde weiterzugeben und diese von der Richtigkeit zu überzeugen. Nach einem gemeinsamen Beschluss wurde die dilettantische jüngere Ergänzung der linken Gesichtshälfte entfernt und diese stilistisch richtig von Bildhauer Friedrich Mayet aus Oberammergau nachgeschnitzt, schließlich an den Fassungsbestand angeglichen.

Anika Schmidt konnte nach erfolgreichem Abschluss ihres Diploms und als beste Kennerin des Korpus die Restaurierung durchführen. Das Ergebnis präsentiert nun das qualitätvolle Kunstwerk mit allen Spuren, die seine Geschichte eindrucksvoll dokumentieren. Als zukünftiger Aufstellungsort wurde gemeinsam eine Wandfläche im Obergeschoss des Pfarrsaals ausgewählt. Ein flacher Kreuzbalken und ein schlichter Titulus, die formal bewusst nicht auf die Entstehungszeit des Korpus eingehen, und neu angefertigte Kreuznägel vervollständigen den ikonografischen Hintergrund.

Rupert Karbacher



1



2



3



4

Langenhaslach, Gde. Neuburg a. d. Kammel, Lkr. Günzburg. 1 Linke Gesichtshälfte mit jüngerer Ergänzung; 2 Kopf nach Abnahme der Ergänzung; 3 Kopf mit neuer Ergänzung; 4 nach Kittung und Retusche (Fotos: BLfD, Anika Schmidt)

Das wiederentdeckte Baunacher Fastentuch

Kunsttechnologie, Erhaltungszustand und Vorschläge für die Restaurierung eines liturgischen Gebrauchsgegenstandes

Als im Frühjahr 2007 bei Abbrucharbeiten in einem kleinen, seit langem verlassenem Anwesen in Baunach in einem Teppich eingerollt ein bemaltes Tuch zum Vorschein kam, schien niemand von der Existenz eines Fastentuches in der oberfränkischen Kleinstadt zu wissen. Obwohl – wie sich später herausstellen sollte – der regelmäßige Gebrauch eines, zeitweise sogar mehrerer Fastentücher in Baunach archivalisch belegt ist, scheint das Fastentuch mit der Darstellung der Kreuzigung Christi Anfang des 20. Jahrhunderts in der Versenkung verschwunden zu sein.

Wenige Quellen

Die Kunsthistorikerin Adelheid Waschka sowie Maria Theresia Worch und Franz Götz vom Frankenbund, Ortsgruppe Baunach, machten sich an die Durchsicht der Baunacher Pfarrarchivakten – und hier war bereits in den ältesten erhaltenen Rechnungen der Kirchenstiftung von 1653/54 das Aufhängen eines Fastentuches in der Baunacher Kirche dokumentiert. In den folgenden Jahren wird das Auf- und Abhängen mindestens eines Fastentuches erwähnt – allerdings ist unklar, ob es sich dabei um das wiedergefundene Tuch gehandelt hat. Kunsthistorisch gesehen wäre auch eine Datierung des Tuches in den Anfang des 18. Jahrhunderts denkbar. Als im Zeichen der Aufklärung im frühen 19. Jahrhundert das Aufstellen bildlicher Andachtsgegenstände wie Krippen und Heilige Gräber durch die bayerische Regierung untersagt worden war, traf dieses Verbot auch das Heilige Grab in Baunach. Allerdings durfte das Fastentuch weiterhin zur Fastenzeit aufgehängt werden. Laut einem Brief des Generalkonservatoriums der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns an das Baunacher Pfarramt von 1904 war das Tuch noch Anfang des 20. Jahrhunderts auf der Rückseite des Hochaltars hängend aufbewahrt worden. Erst 1978 erwähnt ein Brief im Ortsakt des BLfD wieder das Fastentuches in Baunach im Zusammenhang einer geplanten Restaurierung. Ob oder wie diese erfolgte, ist unbekannt.

Untersuchung in den Werkstätten des BLfD

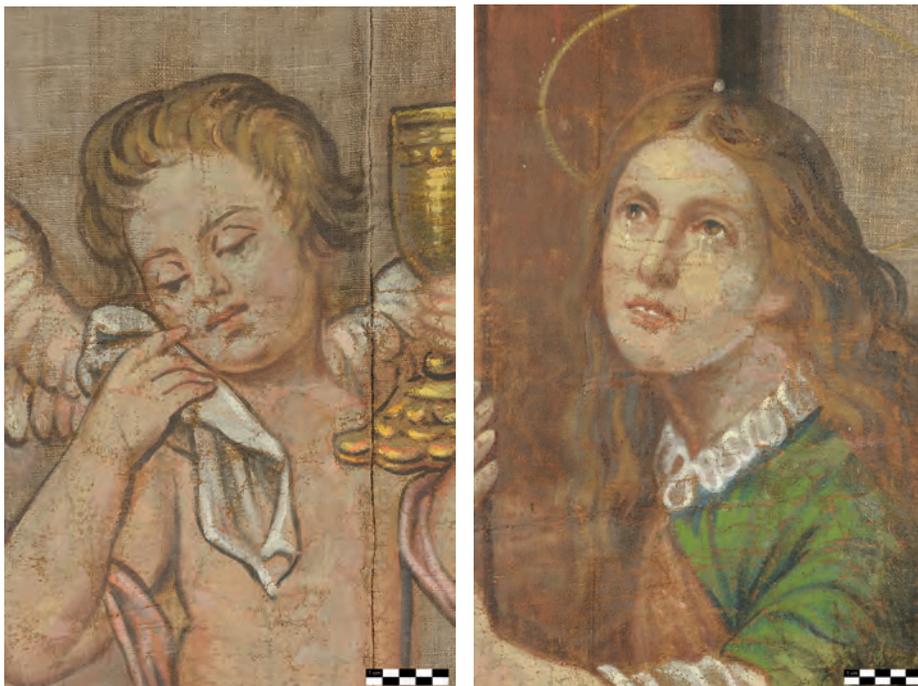
Nach seinem Auffinden wurde das Fastentuch zunächst in der Pfarscheune gelagert, musste jedoch im Folgejahr 2008 aus konservatorischen Gründen auf eine große Rolle montiert und auf die Orgelempore der Pfarrkirche transportiert werden. Schließlich wurde es Ende 2010 zur ausführlichen Untersuchung in die Restaurierungswerkstätten des BLfD übernommen. Eine Bestandsaufnahme sollte maltechnische Fragen zur Herstellungstechnik klären, die zahlreichen Überarbeitungen der vergangenen Jahrhunderte erfassen und eine Schadensanalyse die Grundlage für ein Konservierungs- und Restaurierungskonzept bilden. Das Ziel ist, den Bestand zu sichern und in einen Zustand zu bringen, der die Wiederaufhängung des Tuches in der Kirche erlaubt.



Baunach, Lkr. Bamberg. Gesamtaufnahme des Baunacher Fastentuches vor der Restaurierung (Foto: BLfD, Michael Forstner, 2012)

Funktion

Der barocke Hochaltar, den das Tuch noch im 18. Jahrhundert abgedeckt haben könnte, wurde bereits 1810 durch einen um 1680 datierten Altar aus der Bamberger Stephanskirche ersetzt. Dieser befindet sich noch heute im alten Chor der ursprünglich gotischen, 1703 barockisierten Kirche St. Oswald. Beim Umbau der Kirche Anfang der 1970er Jahre wurde das historische Langhaus durch einen viel größeren, genordeten Neubau ersetzt. Der ehemalige Altar wurde zur Seitenkapelle umfunktioniert, sodass der Hochaltar heute als Seitenaltar dient. Augenscheinlich ist heute dennoch, dass das 273 cm breite und 366 cm hohe Baunacher Fastentuch zu groß ist, um, wie bei vergleichbaren Tüchern üblich, nur das Altarblatt abgedeckt zu haben. Auch der Vorgängeraltar war vermutlich ähnlich dimensioniert wie der jetzige. Wahrscheinlicher ist, dass es während der Fastenzeit direkt im Chorbogen befestigt war und somit, wie schon die mittelalterlichen Fastentücher, den gesamten Altarraum abgetrennt hat.



Detailaufnahmen mit Maria Magdalena und weinendem Engel mit Kelch vor der Restaurierung (Foto: BLfD, Regina Hoffmann, 2011)

Beschreibung und Darstellungstypus

Im Gegensatz zu den in viele kleine Bildfelder unterteilten, bis ins 17. Jahrhundert vorkommenden Tüchern, zeigt das Baunacher Fastentuch, wie ab dem 18. Jahrhundert üblich, nur eine Szene der Passion Christi, die Kreuzigung. Am Fuße des Kreuzes kauert Maria Magdalena, begleitet von fünf Engeln, die, das Kreuz umschwebend, Christi Blut in Kelchen auffangen. Die Darstellung der Maria Magdalena unter dem Kreuz, ohne die sonst so häufig dargestellten Begleitfiguren Maria und Johannes, hatte sich während des Barock zu einer verbreiteten Sonderform der Kreuzigungsdarstellungen entwickelt und ist im Fall des Baunacher Fastentuches vermutlich auch auf eine lokaltypische Verehrung der Heiligen zurückzuführen. Annette Faber hat darauf hingewiesen, dass für die in der Region häufig vorkommenden Darstellungen der Magdalena unter dem Kreuz zahlreiche Graphiken als Vorlagen zur Verfügung standen, von denen eine oder womöglich eine Kombination von Teilmotiven auch als Darstellungsgrundlage für das Baunacher Tuch gedient haben könnte.

Maltechnik und Überarbeitungen

Um die doch recht monumentale Größe des Fastentuches von fast zehn Quadratmetern zu erreichen, mussten zunächst drei einzelne, senkrecht verlaufende Leinwandbahnen zusammengenäht werden. Vermutlich erst kurz nach 1910 wurde das Tuch wegen einer Vielzahl bereits bestehender Risse mit einer neuen Stützleinwand hinterklebt. Zeitungsrreste, die auf der Rückseite dieser Doublierleinwand haften und wahrscheinlich beim Doublierprozess dazu dienten, überschüssige Klebemittel aufzusaugen, bieten die Grundlage für die zeitliche Einordnung.

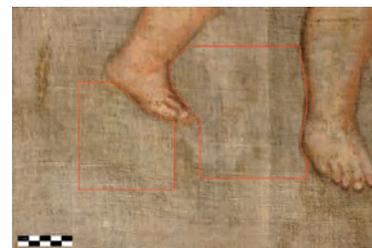
Zur Vorbereitung der Bemalung ist das Gewebe lediglich in den Darstellungsbereichen des Kreuzes mit Christus, der

tere Überarbeitungen. Die Hintergrundgestaltung kann in eine Phase mit der Doublierung eingeordnet werden. Durch Pigmentanalysen, die im Zentrallabor des BLfD von Christian Gruber per Röntgen-Emissionsspektroskopie im Rasterelektronenmikroskop durchgeführt wurden, ließen sich die Übermalungen an zwei weiteren Stellen ungefähr zeitlich ermitteln: Die im Original mit einem Messing-Blattmetall belegten Kelche waren zuletzt mit Cadmiumgelb übermalt worden

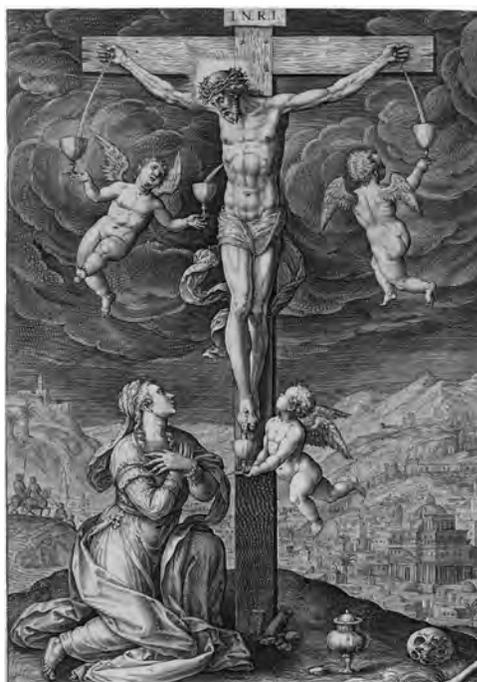
– einem Gelbpigment, das erst im 19. Jahrhundert entdeckt wurde und heute zu den am häufigsten verwendeten gelben Pigmenten gehört. Eine engere zeitliche Einordnung der Überarbeitungen war an Christi Lendentuch möglich: Die erst später aufgesetzten Höhungen sind mit einem titanhaltigen weißen Farbmittel, wahrscheinlich Titanweiß, ausgeführt worden, das in Deutschland erst seit 1924 produziert wird.

Insgesamt liegt ein stark überarbeiteter Zustand vor, der auf die jahrhundertelange Verwendung des Tuches zurückzuführen ist. Der durch regelmäßiges Auf- und Abrollen stark

Magdalena und der Engel mit einer Leimschicht isoliert und mit einer dünnen, roten Farbe grundiert worden. Diese Grundierung ist nur so dick aufgetragen worden, dass die Fadenzwischenräume geschlossen waren und damit eine gute Unterlage für die Bemalung gegeben war. Der originale Malerschichtaufbau ist nur noch schwer ablesbar, da die ursprüngliche Malerei durch Übermalungen großflächig verdeckt wird. Bei der Untersuchung konnte man auf der originalen Malerei mehrere sowohl übereinander als auch nebeneinander liegende Überarbeitungsphasen nachvollziehen. Besonders auffällig sind heute die dominanten und harten Konturlinien, welche die Engel sehr schablonenhaft wirken lassen, und der blasse, grauviolette Hintergrund mit der Darstellung eines gemalten Horizonts. Beides sind spä-



Detailaufnahme vor und während der Untersuchung: In den markierten Bereichen wurden unterschiedliche Methoden getestet, mit denen störende Schwemm-ränder retuschiert bzw. entfernt werden können (Fotos: BLfD, Regina Hoffmann, 2011)



Maria Madalena unter dem Kreuz. Stich von Adriaen Collaert (Kupferstich-Kabinett A 26736, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Foto: Herbert Boswank)



Christus am Kreuz mit Maria Madalena. Stich von Egidius Sadeler (Kupferstich-Kabinett A 42580, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Foto: Herbert Boswank)

geschwächte Bildträger ist zwar durch die Doublierung weitgehend stabilisiert, doch hat sich die Verklebung mit der Stützleinwand in einigen Bereichen großflächig gelöst und bedarf dringend einer Konservierung. Die dünne, originale Malschicht der Darstellungsbereiche ist partiell nur noch fragmentarisch erhalten. Die Darstellung ist daher von Übermalungen und teilweise großflächigen Überkittungen mit entsprechend umfangreichen Retuschen geprägt. Zudem

gewebesichtigen Bildseite reduziert und kleine Fehlstellen in den Darstellungsbereichen farblich integriert. Insgesamt soll das Tuch in einen ausreichend stabilen, ausstellungsfähigen Zustand gebracht werden, der die Wiederaufhängung in der Kirche erlaubt und gleichzeitig den historischen, gealterten Charakter dieses liturgischen Gebrauchsgegenstandes wahr.

Regina Hoffmann

ist der Gesamteindruck erheblich durch die im Hintergrund dunklen Schwemmränder eines starken Feuchte-Eintrags beeinträchtigt.

Restaurierungskonzept

Anhand von Arbeitsmustern haben wir nun ein Konzept für die Konservierung und Restaurierung des Fastentuches entwickelt: Angestrebt wird eine umfassende Konservierung von Malerei und Bildträger unter weitgehender Erhaltung des Ist-Zustandes. Die Doublierung soll demnach ebenso erhalten bleiben wie die Vielzahl großflächiger Überarbeitungen der teilweise nur noch fragmentarisch vorhandenen originalen Malerei. Zur optischen Beruhigung und Verbesserung des Gesamteindrucks werden lediglich die störenden Schwemmränder und Flecken auf der

Das Kindlein im Block – Konservierung einer neuzeitlichen Säuglingsbestattung aus Vohburg a. d. Donau

Im Zuge der beabsichtigten Verlegung der Dienststelle Ingolstadt des BLfD nach Thierhaupten werden derzeit die dort eingelagerten Altfunde verschiedenster Ausgrabungen sortiert, bewertet und fachgerecht konservatorisch versorgt. Der langfristige Erhalt der archäologisch bedeutenden Funde steht dabei im Vordergrund. Um Funde längere Zeit in Archiven verwahren zu können, muss ihr Zustand kontrollierbar sein. Große im Block geborgene Funde stellen Denkmalpfleger jedoch oft vor Probleme. Bei diesen Funden handelt es sich zumeist um Bestattungen mit komplexen Beigaben oder um Funde aus empfindlichen Materialien. Sie werden, falls während der Grabung keine Möglichkeit zur detailgenauen Aufarbeitung besteht, weiträumig mit Erde in einer Gips- oder Bretterkonstruktion geborgen und später in den Restaurierungswerkstätten mit verschiedenen Methoden,

die man nur dort und im Labor anwenden kann, untersucht und dokumentiert. Dabei ist der Erkenntnisgewinn oft sehr viel größer, als wenn ein Befund während einer Notgrabung bei Wind und Wetter unter Zeitdruck bearbeitet wird. Eine unmittelbar folgende Aufarbeitung des im Block geborgenen Befundes scheidet aber oft an dem meist sehr hohen Zeitaufwand und der Personalknappheit. Viele dieser Funde werden deshalb vorübergehend in Depots eingelagert, gelegentlich auch unter problematischen Bedingungen.

Blockbergung eines Säuglingsgrabes

So verfuhr man auch mit einem Grabungskomplex aus der ehemaligen St.-Andreas-Kirche in Vohburg a. d. Donau (Lkr. Pfaffenhofen a. d. Ilm), dem Körpergrab eines Säuglings (Neonatus), das im Block geborgen und seit der Gra-



Blockbergung des Säuglingsgrabs vor der Bearbeitung (Foto: BLfD, Bettina Berger)

in luftdichte Spezialfolie eingeschweißt oder sogar eingefroren, um dem schnellen Zerfall nach der Bergung entgegenzuwirken. Aber auch ein auf diese Weise sicher verpackter Fund kann nicht dauerhaft gelagert werden. Probleme, die hierbei auftreten, sind unter anderem die Handhabung großer, dazu auch noch sehr schwerer Blöcke in Archiven sowie die fachgerechte Konservierung der einzelnen Fundmaterialien im Block. So korrodieren beispielsweise Metalle stetig weiter, und organische Materialien wie Textil und Leder bieten einen idealen Nährboden für Schimmel und Insekten.

Im speziellen Fall des Säuglingsgrabes war eine restauratorische Bearbeitung des Blockes zwingend notwendig geworden, da die Oberfläche des zum Teil frei präparierten Befundes bereits starken Schimmelbefall aufwies. Zudem waren am freigelegten Befund einige schlecht erhaltene, sehr fragile Textilien erkennbar – das Gewand des verstorbenen Kleinkinds.

Untersuchungsziele

Ziel der Arbeiten war es, möglichst viele Informationen zu gewinnen sowie Probenmaterial zu bergen und zu erhalten, um zu einem späteren Zeitpunkt Untersuchungen durchführen zu können. Mithilfe des Rasterelektronenmikroskops konnte materialanalytischen Fragen auf den Grund gegangen werden; neben solchen materialspezifischen Details sollten auch die Fundzusammenhänge untersucht werden, z. B. das

Befund im Jahr 2002 in einem Regal in der Dienststelle in Ingolstadt verwahrt wurde. Die Mitarbeiter der Grabungsfirma K.A.N.T. hatten den etwa 80 × 30 cm großen Befund Nr. 6050/Fundzettelnr. 826 mit einer stabilen Bretterkonstruktion umfassen und die Zwischenräume mit PU-Schaum ausgefüllt. Zudem wurde die Oberfläche gefestigt, damit sich fragile, kleinteilige Bereiche während der Bergung nicht verlagerten. So befand sich die Bestattung vorerst stoßsicher eingebettet in geschäumtem Kunststoff.

Heute werden große Blockbergungen in der Restaurierung im BLfD zusätzlich

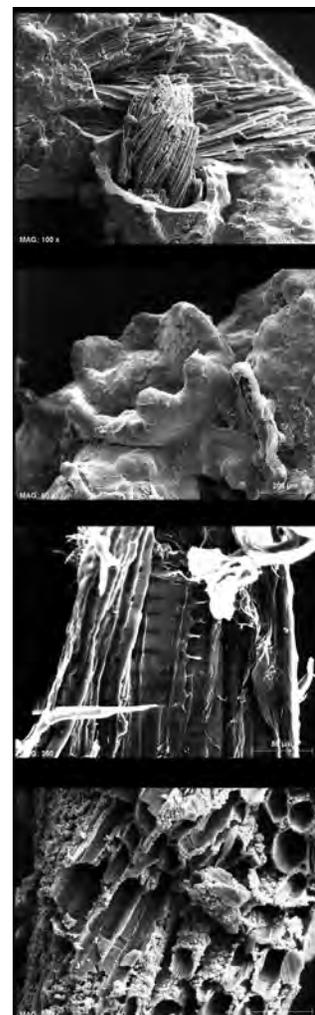
Gewand des Säuglings. Dazu wurde auf entzerrten Fotos der freigelegten Schichten eine detailreiche Kartierung angelegt. Durch das Aufeinanderprojizieren der in sechs Ebenen eingezeichneten Funde wurden die Schichtzusammenhänge deutlich. Einige Bereiche konnten dadurch rekonstruiert werden. Andere, wie die linke Bauchhälfte und der Brustbereich, waren durch zwei Gesteinsbrocken gestört. Einige der Textilfragmente, die bereits bei der Grabung abgesammelt worden waren, ließen sich nicht mehr rekonstruieren. Auswertbar waren der Kopfbereich, die rechte Schulter und der untere Fußbereich.



Rekonstruktionszeichnung der Kleidung (BLfD, Bettina Berger)

Ergebnisse

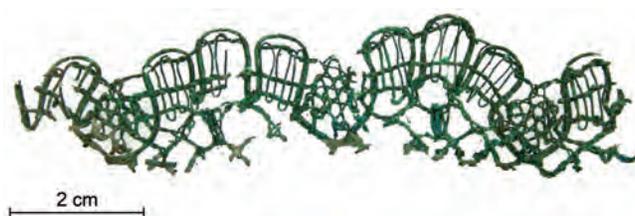
Das Kind lag in einem rechteckigen Holzsaarg. Am besten erhalten war die geklöppelte Metallahnborste, welche Partien des Gewandes umsäumte. Das in zwei Abfolgen erhaltene Muster der geklöppelten Borte wird hier abgebildet. Die blaugrüne Farbe ist durch die Korrosionsprodukte des kupferhaltigen Metallahns entstanden. Die Spitze war nie grün, blau oder kupferrot gedacht. Im Zentrallabor konnten durch einen analytischen Nachweis auf der Kupferdraht-Oberfläche Zinkrückstände belegt werden – ein Hinweis auf ein Verfahren, das erstmals aus dem 17. Jahrhundert bekannt ist: Dabei wurde Kupferlahn Zinkdämpfen ausgesetzt, um eine Messingschicht auf der Lahnoberfläche zu erzeugen. Zur Zeit der Niederlegung glänzte also die Spitze am Gewand noch golden. Schlecht erhaltene leinwandbindige Textilfragmente zeugen davon, dass



REM Aufnahmen der Materialien (Auswahl), von oben nach unten: Bruch durch den Metallahnfaden der geklöppelten Spitze; Korrosion auf der verzinkten Kupferlahnoberfläche; stark abgebautes Holz der Sargwand; Abdrücke von Stengelbastfasern des groben Textils (Foto: BLfD, Christian Gruber)

die geklöppelte Spitze auf ein Trägertextil aufgenäht war. Die Rekonstruktionszeichnung des Kleidchens nach zum Teil erhaltenen Resten veranschaulicht den Faltenwurf im Fußbereich. Dabei wurde das vermutlich ausgestellte Kleidchen oder Mäntelchen bei der Niederlegung an den äußeren Zipfeln angezogen und nach innen drapiert. Der Ärmelansatz im Schulterbereich war mit der Metallspitze umnäht. Passend zu dem Kleidchen trug der Säugling einen Kopfbesatz, vermutlich eine Haube. Dafür hatte man zwei gegenüberliegende Borten auf ein leinwandbindiges Textil aufgenäht. Erhalten hat sich davon nur die Borte, welche um die Stirn entlang zum Hinterkopf weiterführte.

Im Zuge der Bearbeitung wurden die Materialien getrennt, materialgerecht konserviert und verpackt. Die Fragmente der geklöppelten Metallspitze montierte man auf alterungsbeständige Materialien. Alle organischen Reste werden in einer speziellen Folienverpackung in sauerstofffreier Atmosphäre verwahrt. Diese Verpackung verlangsamt den Zerfall der Materialien und schließt Schäden, wie erneuten Schimmelbefall, aus. Die gut erhaltenen Knochen des Säuglings wurden der Anthropologischen Staatssammlung übergeben. Nun stehen die Informationen des Befundes für die archäologische Auswertung zur Verfügung.

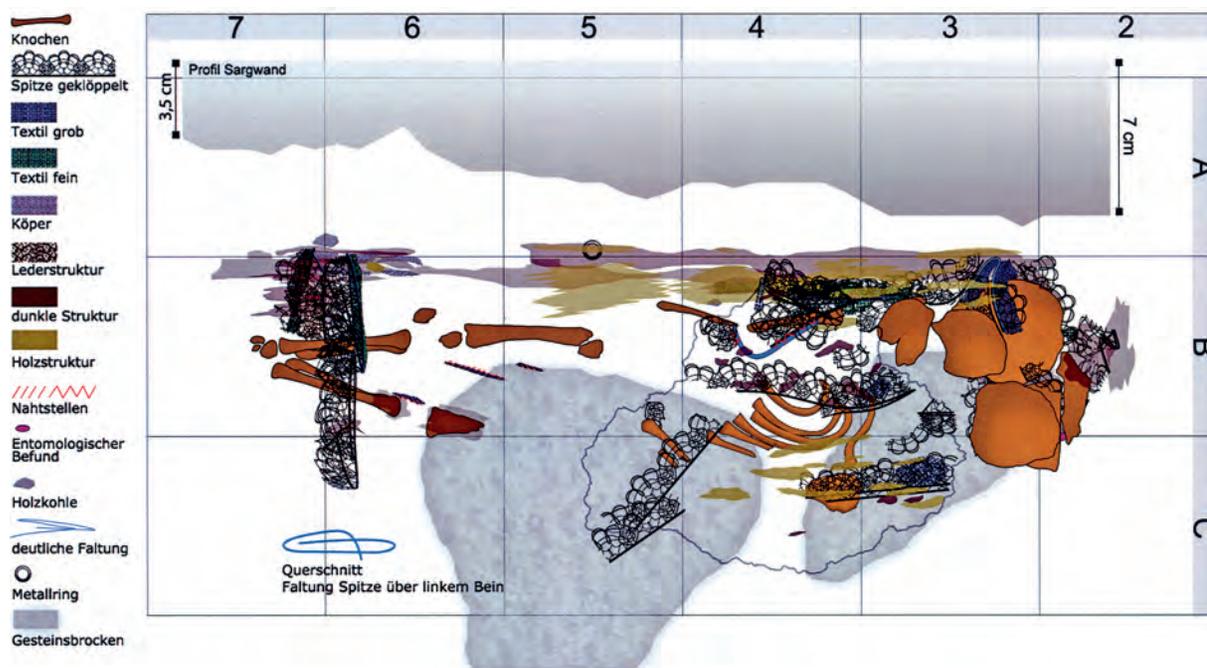


Fragment der geklöppelten Metallspitze nach der Reinigung (Foto: BLfD, Bettina Berger)

Viele Blöcke von Altgrabungen, wie ehemals auch das Säuglingsgrab aus Vohburg a. d. Donau, warten in Depots auf ihre Aufarbeitung. Das Landesamt bemüht sich darum, Altgrabungen in das Blickfeld des wissenschaftlichen Interesses zu rücken. Das Beispiel erinnert auch daran, dass es dringend einer Verbesserung der Depotsituation für archäologische Funde in Bayern bedarf. Neben der schon lange vorgesehenen Erweiterung der Kapazitäten der Archäologischen Staatssammlung München würde vor allem die geplante zentrale Erfassung aller Funde und deren Konservierung durch das BLfD im Rahmen seines gesetzlichen Auftrags Fortschritte bringen.

Bettina Berger

Kartierung des Befunds (BLfD, Bettina Berger)



Leipziger Allerlei in der Rhön: ein Jagdhaus in Schönau a. d. Brend

Man nehme: Leipziger Historismus mit Noten von Jugendstil und Neubarock, eine gute Portion Schweizerhaus, Prisen von oberbayerischer Lüftmalerei und Würzburger Heimatstil, vermische die Zutaten gut und lasse diese an der frischen Rhöner Luft 100 Jahre lang Alterswert ansetzen, füge dann einen engagierten neuen Eigentümer hinzu, der das Gericht zum 100. Geburtstag mit einem Schuss moderner

Haustechnik abschmeckt – und fertig ist das Jagdhaus in Schönau a. d. Brend im Landkreis Rhön-Grabfeld.

Die Architekten Baurat Arthur Johlige (1857–1937) und August Herrmann Schmidt führten einst zusammen das renommierte Büro Schmidt & Johlige in Leipzig, nach dessen Plänen dort unter anderem zahlreiche Villen und Kaufhäuser, das Schauspielhaus und das Gesellschaftshaus



Schönau an der Brend, Rhönstraße 60, Jagdhaus, Ansicht von Süden, Zustand 2011 (Foto: Architekturbüro Sabine Kunert)

im Palmengarten entstanden. Johlige erwarb in Schönau an der Brend den ehemaligen Tanzsaal der Wirtschaft zur Krone und reichte im Herbst 1910 ein Baugesuch zu dessen Umbau in ein Jagdhaus ein. Die im Staatsarchiv Würzburg verwahrten Pläne zeigen das Haus in allen Details bis hin zur aufwendigen Bemalung der Fassade.

Der Entwurf bezieht sich gestalterisch nicht auf die lokale Bautradition, sondern lehnt sich an den Schweizerhausstil an und variiert diesen mit Motiven aus Oberbayern – ebenso, wie sich der im Historismus geschulte Architekt aus der damals florierenden Großstadt Leipzig ein Jagdhaus in Bayern vorstellte. Den Bezug zur fränkischen Kunstlandschaft stellte die Beauftragung des bekannten Malers Eulogius Böhler aus Würzburg für die Bemalung der Fassaden und der Innenräume her. Der anspruchsvolle Bauherr und Planer in Personalunion achtete auf jedes Detail: Die Balkone und Fenster im mit Langschindeln belegten Obergeschoss sind mit fein ausgesägten Brettern versehen, und diese Bretter sind bemalt; die Fenster des massiven Erdgeschosses zieren umfangreiche Neurokoko-Lüftlmalereien. Während im Obergeschoss die einfach ausgestatteten Gästezimmer untergebracht sind, entfaltet sich im Erdgeschoss eine aufwendige historistische Ausstattung: An eine großzügige vertäfelte Halle mit Treppenaufgang schließt sich

ein gewölbter Speisesaal an; nach dem Speisen konnte sich die Jagdgesellschaft in eine intime Bauernstube mit Kachelofen und umlaufender Eckbank zurückziehen. Die hölzerne Ausstattung ist teils maseriert, teils gefasst und ornamental bemalt. Gemalte Bänderungen aus Laubwerk, Tannen und Früchten des Waldes variieren wie die üppige Ausstattung mit Trophäen das Thema der Jagd. Zusammen mit zahlreichen geschnitzten und teils bemalten Möbelstücken ergibt sich ein stimmiges historisches Ambiente.

Zu neuem Leben wachgeküsst

Das Jagdhaus, jahrzehntelang wenig genutzt, war in einen Dornröschenschlaf gesunken. Die Ausstattung, Türen und Fenster wurden zwar überarbeitet, blieben jedoch weitgehend erhalten. Im Inneren litt die farbenfrohe Fassung unter rußenden Öfen, die Außenfassungen waren unter dicken Schmutzkrusten nur noch in geringen Resten zu erkennen. Es war deshalb ein großer Glücksfall, dass ein neuer Eigentümer das Haus erwarb, um es behutsam wachzuküssen und seiner bauzeitlichen Konzeption gemäß als Jagd- und Ferienhaus zu nutzen. In einem Vorprojekt unter Beteiligung der Werkstätten des Landesamtes konnte ein Konzept zur Reinigung der zweiten Innenfassung sowie zur Reinigung und Retusche der bauzeitlichen Außenfassung erarbeitet werden. Gleichzeitig plante die Architektin die Unterbringung abgeschlossener Nutzungseinheiten ohne Eingriffe in die historische Substanz. Sanitärräume und Küchen wurden modernisiert, eine Temperierung und Heizung unter Erhalt der historischen Vertäfelungen und Ausstattung eingebaut, die historischen Fenster und Türen restauriert und energetisch ertüchtigt und die schwer geschädigten Balkone restauriert.

Sowohl der Eigentümer als auch die Architektin sind sich des hohen ideellen Wertes des besonderen Gebäudes bewusst und haben in diesem Bewusstsein mit großer Begeisterung eine auch hohen denkmalpflegerischen Ansprüchen genügende Restaurierung durchgeführt. Das Haus kann in Teilen oder insgesamt für Ferientaufenthalte angemietet werden und wird sicher für den sanften Kultur- und Naturtourismus in der Rhön unter qualitätsbewussten Reisenden ein Geheimtipp werden.

Michael Schmidt

Schönau a. d. Brend, Jagdhaus. Links: Halle; rechts: Bauernstube, Zustand 2009 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)



■ VERLUSTE

Was weg ist, ist weg und nicht mehr da

Abbruch zweier Bürgerhäuser in Ansbach

Büttenstraße 1 und Martin-Luther-Platz 41

Die beiden unmittelbar nebeneinander stehenden Ansbacher Altstadt Häuser Büttenstraße 1 und Martin-Luther-Platz 41 mussten im Januar 2012 einem Studentenwohnheim weichen, das derzeit als Investorenprojekt realisiert wird. Bei dem zweigeschossigen Satteldachbau Büttenstraße 1 handelte es sich, wie vielfach in Ansbach, um einen um die Mitte des 18. Jahrhunderts erheblich veränderten, im Kern wohl noch älteren Bau. Seit jener Zeit wies das Gebäude straßenseitig ein geschossteilendes Gesims und sechs Fensterachsen auf, von denen drei unter einem Zwerchhaus zusammengefasst waren. Die Erschließung des Gebäudes erfolgte über die an der Südwestecke angeordnete, wohl noch aus dem 18. Jahrhundert stammende Haustür. Von hier aus gelangte man in einen Querflur mit einer im 20. Jahrhundert erneuerten Treppenanlage bzw. in die nördlich an das Treppenhaus anschließenden Räume. Von der erwähnten Haustür abgesehen war in dem Gebäude zwar keine historische Ausstattung mehr vorhanden, doch waren die Grundrisse weitgehend unverändert überliefert. Vor allem im Obergeschoss hatten sich zudem großflächig die historischen Putze erhalten, in zwei straßenseitig gelegenen repräsentativen Räumen darüber hinaus stuckierte Hohlkehlen am Übergang von den Wänden zu den Decken. Das zweigeschossige Kehlbalkendach besaß im ersten Dachgeschoss einen doppelt liegenden Stuhl. Zur Straße hin war das Gebäude mit einem Tonnengewölbe teilunterkellert.

Das Anwesen Martin-Luther-Platz 41 hatte wegen eines Brandschadens und verschiedener moderner Umbauten zwar selbst keine Denkmaleigenschaft mehr, doch bildete es einen wichtigen Bestandteil des Ensembles „Altstadt Ansbach“. Es handelte sich um einen wohl bereits im 16./17. Jahrhundert entstandenen dreigeschossigen Satteldachbau, dessen spätere Fassadengestaltung im Wesentlichen auf Überformungen

... nach dem Abbruch (Fotos: BLfD, Michael Habres)



des 18., 19. und frühen 20. Jahrhunderts zurückging. Der hochauftragende Baukörper stand markant in Ecklage und besaß verputzte Lochfassaden mit genuteten Ecklisenen.

Das Landesamt für Denkmalpflege forderte im Rahmen einer frühzeitigen Beteiligung durch die Untere Denkmalschutzbehörde sowie im Rahmen des späteren Erlaubnis- bzw. Baugenehmigungsverfahrens mit Nachdruck den Erhalt und eine denkmalgerechte Nutzung und Instandsetzung des Baudenkmals Büttenstraße 1. Zudem wurde ein Erhalt zumindest der Fassaden und des Daches des Gebäudes Martin-Luther-Platz 41 gefordert. Ein statisches Gutachten, auf Empfehlung des BLfD angefertigt und von diesem bezuschusst, bestätigte, dass beide Gebäude grundsätzlich sanierbar waren. Zum Anwesen Büttenstraße 1 führte das Gutachten unter anderem Folgendes aus: „Eine Instandsetzung der geschädigten Holzbauteile [der Decken- und Fachwerkkonstruktionen] in traditioneller handwerklicher Art und Weise durch Teilersatz, wie z. B. Anschäften mit geradem, stehendem Blatt, Aufdoppeln etc. oder den Austausch vollständig entfestigter Holzbauteile ist, auch im Bereich der Dachkonstruktion, zumindest aus statischer Sicht, grundsätzlich möglich.“ Den Balkenlagen über Erd- und Obergeschoss bescheinigte das Gutachten sogar einen „verhältnismäßig guten, reparaturfähigen Zustand“ und eine für Wohnnutzung „überwiegend ausreichende“ Dimensionierung. Und auch für die straßenseitige Fassade wurde ein „verhältnismäßig guter Zustand“ attestiert.

Obwohl der Eigentümer bei einer denkmalgerechten Instandsetzung der Gebäude Städtebaufördermittel, weitere Zuschussmittel und steuerliche Vergünstigungen in Anspruch hätte nehmen können, kam die Untere Denkmalschutzbehörde (Stadt Ansbach) im Rahmen des Erlaubnis- bzw. Genehmigungsverfahrens zu dem Schluss, dass dem Investor die Kosten einer Instandsetzung nicht zuzumuten seien. Der Abbruch beider Gebäude wurde daher erlaubt und die Neubauplanung für ein Studentenwohnheim genehmigt. Da eine von Verfassung und Rechtsprechung geforderte Überprüfung der Zumutbarkeit im Rahmen des Verfahrens nicht stattfand (vgl. hierzu die Darstellung des gebotenen Prüfungsverfahrens in den Denkmalpflege Informationen Nr. 151, März 2012, S. 47–53), ist die dennoch erteilte Abbruch-erlaubnis wohl rechtswidrig.



Martin-Luther-Platz 41



Büttenstraße 1

Michael Habres

DENKMALFORSCHUNG

Der lange Weg zur Seligkeit – Das Grab der Äbtissin Irmingard im Kloster Frauenchiemsee

Die Insel Frauenwörth im Chiemsee ist sicher eine der bekanntesten Sehenswürdigkeiten Bayerns, auch wenn sie stets etwas im Schatten des Königsschlusses auf der Herreninsel steht. Die jüngst abgeschlossene Nachqualifizierung der dortigen Bodendenkmäler erlaubt es nun, deren Bestand und damit auch die historische Bedeutung der Fraueninsel noch präziser zu beschreiben. Neben wenigen Siedlungsanzeigern einer eher sporadischen vorgeschichtlichen Nutzung sind hier vor allem das im Frühmittelalter gegründete Bene-



Abteikirche Frauenwörth, Grab der sel. Irmingard, Grabungsbefund 1961 (Milojčić 1966)

diktinerinnenkloster, die 1393 erstmals urkundlich genannte und nach 1803 abgebrochene Inselfarrkirche St. Martin und eine zum Kloster gehörige Fischer- und Laiensiedlung zu nennen, welche Frauenwörth zu einem geschlossenen Ensemble mittelalterlich-frühneuzeitlicher Bodendenkmäler werden lassen. Ergänzt werden diese durch den nicht minder bedeutsamen Bestand an obertägig erhaltener mittelalterlicher Bausubstanz. Besonders hervorzuheben sind hier die spätottonische, um 1000 errichtete Torhalle und das salische Münster des 11. Jahrhunderts, beide mit kunsthistorisch wertvollen Resten ottonischer und hochromanischer Ausmalung. Lange Zeit galt König Ludwig der Deutsche (843–876) als Gründer des Klosters auf der Fraueninsel, vor allem, da seine Tochter Irmingard ab ca. 860 bis zu ihrem Tod 866 Äbtissin des Klosters war. Jüngst wurde hingegen mehrfach versucht, die archäologisch erfassten Baubefunde auf der Fraueninsel einer Klostergründung Herzog Tassilos III. zuzuweisen, ohne aber dass diese Datierung durch die archäologischen oder schriftlichen Quellen eindeutig zu beweisen wäre. Ältere Urkundentexte sprechen zumeist nur von Kirchenweihen im Chiemsee, die auch auf den Konvent auf der nahen Herreninsel bezogen werden können. Selbst der Umstand, dass im um 830 entstandenen Verbrüderungsbuch der Abtei Nonnberg in Salzburg zahlreiche Konventualinnen eines Klosters im Chiemsee genannt werden,

lässt offen, wo sich diese Anlage befand – gerade die großdimensionierten Klausurbauten auf der Herreninsel lassen die Möglichkeit eines dort befindlichen Doppelklosters weiterhin bestehen.

Dies ist aber nicht die Stelle, sich detailliert mit der komplexen Grabungs- und Forschungsgeschichte zum Kloster Frauenwörth auseinanderzusetzen. Vielmehr soll hier der Blick auf einen speziellen Einzelbefund gelenkt werden, der 1961 bei Ausgrabungen unter Vladimir Milojčić in der Abteikirche Mariae Opferung dokumentiert wurde. Es handelt sich um die Grabanlage der bereits zu Lebzeiten lokal als zweite Stifterin bzw. Erneuerin des Klosters heiligenmäßig verehrten Äbtissin Irmingard, der Tochter König Ludwigs des Deutschen. Diese starb 866 nach einer nur sechsjährigen Amtszeit auf Frauenwörth und wurde im Südwesten der Abteikirche in einer in das Fundament der Südwand der damaligen Klosterkirche gebrochenen Nische beigesetzt. Als Grabbehältnis diente ein römischer, nur 1,61 m langer Kalksteinsarkophag, der für die Beisetzung Irmingards sicherlich über eine größere Distanz hinweg aus einem der antiken städtischen Zentren Bayerns wie z. B. Regensburg oder Salzburg extra auf die Fraueninsel verbracht werden musste. Die Grabungsstelle wurde nach der Dokumentation wieder verfüllt, der Sarkophag ist also heute noch im Untergrund als Teil des Bodendenkmals Kloster erhalten.

Sarkophage waren im 8.–10. Jahrhundert in Süddeutschland in ihrer Verwendung nur ganz bestimmten Personenkreisen vorbehalten. Hierzu zählten neben dem Hochadel vor allem Personen, die aufgrund ihrer Stellung oder ihres Lebenswandels in einem besonderen Verdacht der Heiligkeit standen, wie Klosterstifter, Äbte oder Bischöfe – also zumeist hochrangige Geistliche. Der Sarkophag sollte eine Wieder auffindung des oder der Toten bei einer späteren Erhebung und Heiligsprechung erleichtern und stellte die hierfür unabdingbare Unversehrtheit des Leichnams auch nach vielen Jahren und möglichen Kirchenumbauten sicher. Zudem sorgte der Sarkophag bei diesen in der Regel im Inneren von Kirchen vorgenommenen Beisetzungen dafür, dass man auch nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten, in denen die genaue Lage des Grabes vielleicht in Vergessenheit geraten sein könnte, genau die gesuchte Person im Boden zwischen anderen Bestattungen ohne steinernes Grabbehältnis identifizieren konnte. Denn die sichere Identifizierbarkeit eines Toten war eine weitere Voraussetzung für eine nachfolgende Verehrung als Heiliger. Und zuletzt stellte man die verehrten Personen durch die Verwendung von Sarkophagen, einer klassisch antiken und im bajuwarischen und karolingischen Baiern untypischen Bestattungsform, mit den ersten christlichen Märtyrern auf eine gemeinsame Stufe. Gerade im frühmittelalterlichen Baiern begnügte man sich hierfür in

Ermangelung einer eigenen Sarkophagindustrie auch mit beschädigten, unvollständigen oder unpassenden römischen Altstücken. Im Fall der Äbtissin Irmingard von Frauenwörth musste das westliche Kopfende des Sargkastens herausgeschlagen und mit senkrecht gestellten Tuffplatten verlängert werden, um die Tote überhaupt pietätvoll zur letzten Ruhe betten zu können). Dabei wäre eine gemauerte Grabkammer aus Tuffstein leichter anzulegen gewesen und hätte im verputzten Zustand weniger improvisiert, bei der Bestattungszeremonie aber genauso repräsentativ gewirkt. Dies zeigt die besondere religiös-symbolische, aber auch praktische Bedeutung, die einem Sarkophag als Wegbereiter einer möglichen Heiligsprechung im 9. Jahrhundert in Südbayern beigegeben wurde.

Dass diese Vorgehensweise bei Bestattungen herausragender geistlicher Persönlichkeiten keinen Einzelfall darstellt, zeigen exemplarisch die beiden agilolfingischen Bischofsgräber im Regensburger Niedermünster. Während der hl. Albert von Cashel – vermutlich ein weiterer Bischof der Regensburger Frühzeit – zu Beginn des 8. Jahrhunderts einen Sarkophagkasten ohne passenden Deckel als Grab erhielt, wurde der hl. Erhard um 720 sogar nur unter einem Sarkophagdeckel in einer Tuffplattenkammer beerdigt, was bei der Bestattungszeremonie aber wie eine Beisetzung im Sarkophag gewirkt haben muss. Und diese vorausschauende Bestattungsform verfehlte ihre Bestimmung nicht: Schon bald setzte an der Grabstelle Erhards eine Verehrung ein, und 1052 wurde das Grab geöffnet, der Bischof erhoben und somit in den Kreis der Heiligen aufgenommen; Albert folgte im 13. Jahrhundert. Hierbei zeigt der archäologische Befund eindeutig, wie mit jeder neuen Bauphase der Kirche auch

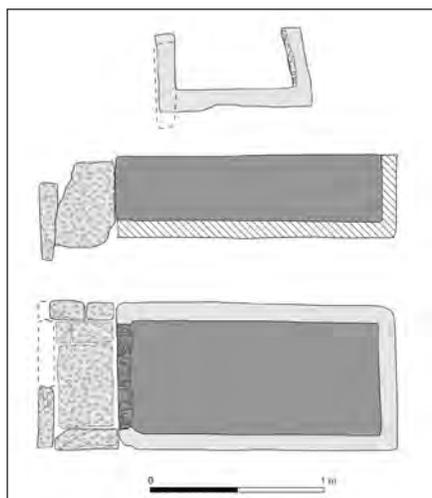
die stets verehrte Grabstätte des hl. Erhard immer wieder zur Einbindung in die liturgischen Handlungen obertägig kenntlich gemacht wurde. Aber auch der hl. Korbinian wurde 764 nach seiner Überführung aus Mais bei Meran in Freising in einem ehemals römischen Sarkophagkasten in der Bischofskathedrale beigesetzt. Seit dem mittleren 12. Jahrhundert steht der Sarkophag als Ruhestätte des Heiligen in der Krypta; wie und wo der Heiligenleib im frühen Mittelalter verehrt wurde, ist bislang ungewiss.

Doch wie erging es der Äbtissin Irmingard? Auch hier unternahm man zu verschiedenen Anlässen mehrere Anläufe, um eine überregionale Verehrung und letztlich eine Heiligsprechung in die Wege zu leiten. Um 1000 begann ein großer Neubau des Klosters, der sowohl Kirche als auch Klausur betraf. Zu dieser Zeit ließen die Äbtissin Tuta und Abt Gerhard von Seeon das Grab Irmingards suchen und für eine Reliquienbeschau öffnen. Sie stellten die Echtheit der Gebeine fest, entnahmen den Schädel als potenzielle Reliquie zum Transfer ins Kloster Seeon und deponierten eine Bleitafel als Zertifikat im Grab, welche diese Fakten für die Nachwelt überlieferte. Grund für diese Handlung war wohl der Wunsch, durch die Kanonisierung und die gezielte Förderung eines Heiligenkultes um die verehrte Äbtissin mehr Pilger und Gläubige auf die Insel zu locken und mit deren Spenden und Stiftungen die Bauarbeiten an den neuen Konventgebäuden wenigstens teilweise zu finanzieren. Der gewünschte Erfolg und die Pilger blieben jedoch weitgehend aus und der nach Kloster Seeon verbrachte Schädel geriet in Vergessenheit.

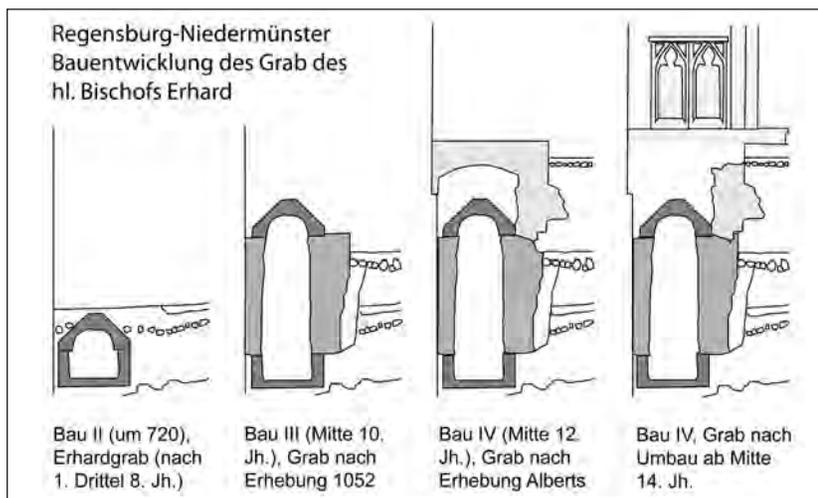
1475 wurde die Kirche gotisch umgebaut. Hierbei stieß man eher zufällig wieder auf das Äbtissinnengrab und zerstörte

Frauenchiemsee (Foto: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege – Luftbilddokumentation, Fotograf Klaus Leidorf, Archiv-Nr. 8140/002-7105-18)





Sarkophag der sel. Irmingard (nach Milojević 1966; grafische Umsetzung: Ch. Later)



Entwicklung des Grabes des hl. Erhard im Niedermünster zu Regensburg (nach Schwarz 1971; grafische Umsetzung: Ch. Later)

aus Versehen die Abdeckplatte des Sarkophags, die eine bei der ersten Graböffnung angebrachte Inschrift Abt Gerhards getragen hatte. Als Ersatz wurde der Text 1476 auf eine Marmortafel übertragen und am nächstgelegenen Langhauspfeiler angebracht, um die Verehrte und ihre Grabstätte innerhalb der Kirche den Gläubigen dauerhaft näherzubringen.

Zu einer wirklichen Erhebung der Gebeine kam es aber erst 1631, als man den Leichnam in einen kleinen Miniatur Sarkophag translozierte und in der Apostelkapelle, der heutigen Irmingardkapelle, wiederbestattete. Auch diese Aktion ist vermutlich als Förderung der Verehrung und als gezielter Versuch der Etablierung einer Wallfahrt zu verstehen. Denn gerade in den 1620/30er Jahren musste das Kloster durch den Dreißigjährigen Krieg bedingte Einbußen und erhöhte Steuerlasten verkraften. Zudem stand auch der letztlich erst ab 1726 realisierte Neubau der Klausur an, nachdem die mittelalterlichen Anlagen aus Altersgründen stark renovierungsbedürftig wurden. Wegen akuter Hoch-

wassergefahr wurde der Kleinsarkophag mit den sterblichen Überresten aber wenig später wieder erhoben und ruhte seit 1641 in einem eigens geschaffenen Hochgrab am Westende des Langhauses. Die offizielle Seligsprechung der Äbtissin Irmingard erfolgte nach einer weiteren Reliquienbeschau jedoch erst 1928 durch Papst Pius XI. Damit einher ging die erneute Umbettung der Gebeine in den Altar der Irmingardkapelle östlich des Hauptaltars. 2001 wurde das Altargrab abermals geöffnet und der Heiligenleib mit dem erst 1922 aus Kloster Seon wieder nach Frauenwörth verbrachten Schädel vereinigt, nachdem eine anthropologische Untersuchung deren Zusammengehörigkeit eindeutig bestätigt hatte. Im Anschluss wurden die Gebeine der sel. Irmingard durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege neu in Seide und Gold gefasst und wieder im Altar der Irmingardkapelle des Klosters Frauenwörth beigesetzt. Es ist zu hoffen und zu wünschen, dass ihr Weg zur Heiligsprechung weniger beschwerlich und langwierig wird als der zur Seligkeit.

Christian Later

Siedlungsreste beim Burgstall Leinau – Ausgrabungen in Pforzen

Die mittelalterliche Burg

Nicht allzu viel ist über die Entstehung bzw. die frühe Geschichte des heutigen Pforzener Ortsteils Leinau (Lkr. Ostallgäu) bekannt. Die schriftliche Überlieferung bietet nur sehr geringe Informationen. Immerhin sind die Edlen von Leinau archivalisch bekannt. Ein Friedrich von Leinau taucht erstmals um 1130 als Zeuge einer Urkunde auf. Bis 1147 findet sich dann seine Nennung in der Zeugenliste mehrerer Güterübertragungsurkunden. Nach weiteren spärlichen Nachrichten über die Leinauer Herren erscheint mit Berthold, der 1353 verstorben ist, letztmals ein bekannter Leinauer.

Noch vor wenigen Jahrzehnten besaß Leinau einen obertägig erhaltenen stattlichen Burgstall mit einer Grundfläche der Hauptburg einschließlich der Gräben von etwa 1650 m², also

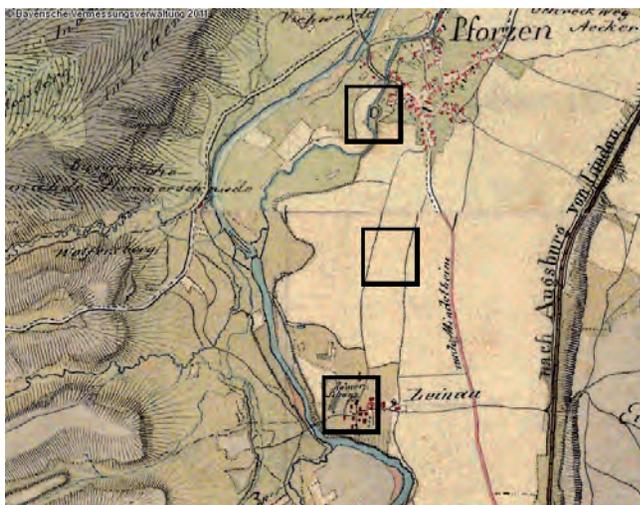
eine künstliche Aufschüttung mit einem mehrgeschossigen steinernen befestigten Wohnturm mit quadratischer Grundfläche von 7,50 m Seitenlänge. Dies ist ein Burgentyp, wie er seit dem 11. Jahrhundert in ganz Mittel- und Westeuropa verstärkt errichtet wurde, wobei durchaus Vorgängerbauten in Holzbauweise bestanden haben können. Im Laufe des 12. Jahrhunderts bildete sich dann aus der einfachen Turmhügelburg die klassische Adelsburg heraus, wie sie heute noch in vielen Zeugnissen mehr oder weniger gut erhalten ist. Im 13. Jahrhundert kamen häufig Erweiterungen durch Vorburgen hinzu. Ein schönes Beispiel, gut erhalten und nach wie vor bewohnt, ist in Oflings bei Wangen im Allgäu zu sehen: Der dort als Ministerialenburg des Klosters St. Gallen zwischen 1100 und 1200 auf einem 3,5 m hohen künstlichen

Hügel errichtete Wohnturm hat mit dem Leinauer sogar die Grundfläche und Länge der Seiten gemeinsam. Somit bietet er eine gute Vorstellung des Aussehens des Leinauer Turms, der ebenfalls über ein ausladendes Fachwerkgobergeschoss, das die Wohn-/Nutzfläche beträchtlich erhöht, verfügt haben dürfte. Von der ursprünglichen Leinauer Burganlage, die, wie aus dem Urkataster zu ersehen ist, wesentlich größer war und aus einer Vorburg und einer Hauptburg – alles mit Wall und Graben umgeben – bestand, waren bis Mitte des 20. Jahrhunderts große Teile (der gesamte südliche Bereich der Vorburg) bereits zerstört und überbaut oder eingeebnet worden. Die östlichen Teile sind schon in der Uraufnahme gar nicht mehr vorhanden.

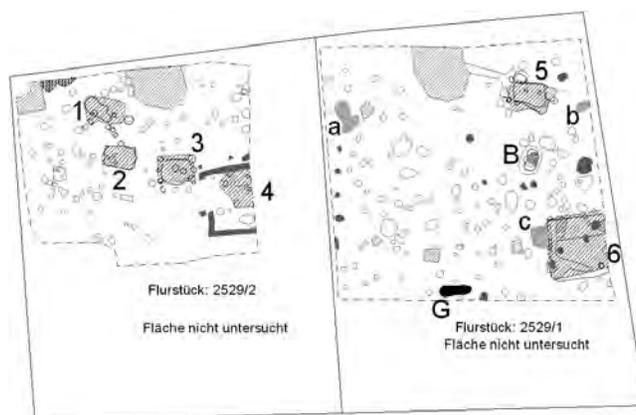
Heute sind nur noch die Fundamente des Wohnturms und äußerst geringe Reste des Hügels und des ihn umgebenden Grabens erhalten. Der kümmerliche Rest der Mauern des ehemaligen Wohnturms, isoliert, weitgehend seiner ursprünglichen Umgebung beraubt und damit nur noch dem Fachmann in seiner Funktion und Bedeutung als Wohn- oder Amtssitz der Herren von Leinau erkennbar, bietet ein trauriges Bild. Durch die Zerstörungen und Überbauungen bis in jüngste Zeit ist ein wertvolles Archiv archäologischer Quellen nicht nur nicht genutzt, sondern sogar unwiederbringlich zerstört worden. Umso bedeutsamer erscheinen daher die 2010 unmittelbar südlich des Burgareals durchgeführten Ausgrabungen, bei denen jeweils die Bauflächen untersucht wurden.

Ausgrabungen vor dem Burgareal

Auf einer Fläche von insgesamt etwa 700 m², verteilt auf zwei Baufelder, konnte eine große Dichte archäologischer Siedlungsbefunde festgestellt werden. Dazu zählt neben Pfostenlöchern, Abfallgruben, Grubenhäusern und einem Brunnen auch ein Grab. Angesichts der insgesamt recht kleinen Grabungsfläche erlaubt das Gewirr der Pfostenlöcher jedoch kaum eine Rekonstruktion von Hausgrundrissen. Sicher ist aber, dass es sich um eine mehrphasige Siedlung handelt, da Überschneidungen einer ganzen Reihe von Befunden vorliegen.



Leinau, Gde. Pforzen, Lkr. Ostallgäu. Urpositionsblatt. Markiert sind die beiden hochmittelalterlichen Burgställe und das frühmittelalterliche Adelsgräberfeld dazwischen (© Bayerische Vermessungsverwaltung)



Leinau, Gde. Pforzen, Lkr. Ostallgäu. Grabungsplan: 1–6 Grubenhäuser, a–c Gruben, B Brunnen, G Grab (Plan: BLfD)

Grubenhäuser

Auffällig ist zunächst die relativ große Zahl von sechs Grubenhäusern, die über den Charakter der Siedlung Auskunft geben sollten. Allerdings macht der geringe Fundanfall eine genaue Ansprache und Datierung schwierig. Lediglich aus den Häusern 4–6 stammen datierbare Funde, wobei die Keramik aus den Häusern 5 und 6 ins 13./14. Jahrhundert datiert. Auch wenn die Konstruktion der Gebäude nicht in jedem Fall sicher nachgewiesen werden konnte, scheint es sich bei den Häusern 1–3 und 5 jeweils um ein 6-Pfostenhaus zu handeln. Haus 4 und 6, die beide nur teilweise ergraben werden konnten, weisen Besonderheiten auf, nicht nur hinsichtlich ihrer Größe.

Haus 4 fällt im Vergleich mit den anderen Grubenhäusern vollkommen aus dem Rahmen: Die erfasste Grundfläche beträgt 3,1 m (Nord-Süd) × 2,7 m (Ost-West) bei einer Tiefe von knapp über 0,3 m. Die Verfüllung des Grubenhauses bestand aus zwei übereinander liegenden Schichten, ohne dass dabei Brandspuren vorhanden waren. Die im Inneren festgestellten Pfostenlöcher erlauben, wie auch bei den Häusern 1, 2, und 5, keine eindeutige Zuweisung. Immerhin ist klar, dass hier jüngere Bebauung in eine ältere Struktur



Leinau, Gde. Pforzen, Lkr. Ostallgäu. Ausschnitt aus dem Urkataster von 1841, umgr. 1848 (© Bayerische Vermessungsverwaltung)



Turmhügelburg: Wohnturm in Oflings (Foto: BLfD, Peter Schwenk)

eingreift. Die Nordseite des Grubenhauses wird überlagert von einem jüngeren Gräbchen, das im Zusammenhang mit weiteren Gräbchen an der West- und Südseite, sowie acht Pfostenlöchern an der West, Nord- und Ostseite die Rekonstruktion eines Hausgrundrisses von $10,8 \times 6,5$ m Größe ermöglicht. Der Zugang zum Haus dürfte sich an der Westseite befunden haben, zumal dort eine Öffnung im Gräbchen festzustellen war. Da Brandspuren fehlen, darf man annehmen, dass das Grubenhaus aufgegeben wurde, um einer Neubebauung Platz zu machen, wobei aber durchaus die Möglichkeit besteht, dass das Grubenhaus in den Neubau einbezogen und weiter genutzt wurde, eventuell als Keller. Einziger Fund war auf Planum 1 (Oberfläche der Grabung nach Oberbodenabtrag) eine Keramikscherbe des 14. oder 15. Jahrhunderts. Damit wäre zunächst unter Vorbehalt eine Datierung des Hauses mit den Wandgräbchen gegeben. Vorbehalt deshalb, weil ein einzelner Fund auf dem von einem Bagger hergestellten Planum keine absolut gesicherte Datierung liefern kann. Zur relativen Datierung des Hauses lassen sich aber 21 Scherben heranziehen, die bei Anlage von Planum 1 auf der Oberfläche des nördlichen Gräbchens gefunden wurden. Zwei charakteristische Randscherben sowie zwei zusammengehörige Bodenscherben, die ein Bodenzeichen (vierspeichiges Radkreuz) tragen, lassen sich gut mit den aus der 1209 zerstörten und nicht wieder aufgebauten Burg Oberwittelsbach (Aichach-Oberwittelsbach, Lkr. Aichach-Friedberg) bekannten Formen vergleichen. Entsprechende Funde vom Burgstall bei Romatsried, Gde. Eggenthal, Lkr. Ostallgäu, bestätigen den sich daraus ergebenden Datierungsansatz, der ins 12./13. Jahrhundert weist. Dies legt zusammen mit dem aus dem 14./15. Jahrhundert datierenden Oberflächenfund (Randscherbe mit Karniesrand und zwei Löchern in der Gefäßschulter zur Aufhängung, mit Glimmer gemagert, auf schneller Scheibe gedreht, reduzierend gebrannt) von Grubenhaus 4 nahe, dass das Haus

mit den Wandgräbchen um diese Zeit aufgegeben worden sein dürfte. Wie lange das Haus bestanden hat, ist mangels Fundmaterial nicht zu erschließen. Sicher bleibt aber, dass das Grubenhaus 4 jüngerer Bebauung weichen musste. Das neue Gebäude zeichnete sich durch Wandgräbchen aus, in denen entweder palisadenartig Wandpfosten standen oder Balken für eine Blockhauskonstruktion. Ob auch dieser Bau in altertümlicher Bauweise lehmverschmierte Flechtwerkmauern besaß wie die anderen untersuchten, aus denen entsprechende Rotlehmfunde stammen, bleibt mangels eindeutiger Funde wie Hüttenlehmbröckchen mit Abdrücken des Flechtwerks unbekannt.

Der zwischen den Häusern 5 und 6 teilweise ausgegrabene Brunnen lässt sich mangels charakteristischen Fundmaterials nicht sicher datieren, doch wird man nicht fehlgehen, wenn man ihn in die gleiche Zeit wie die Grubenhäuser datiert.

Grubenhäuser, also Häuser oder Hütten, deren gesamte Grundfläche in den Boden eingetieft ist, sind seit der Steinzeit bekannt und bleiben bis in die Neuzeit durchaus übliche Bauformen. Häuser dieser Art dienten in erster Linie handwerklicher oder gewerblicher Nutzung (Webstühle etc.). Um ihre jeweilige Funktion zu verifizieren, bedarf es aber, wenn man grabungstechnisch keine Standspuren eines Webstuhls nachweisen kann, zumindest charakteristischer Funde, wie Webgewichte oder Spinnwirtel. Da in keinem der Leinauer Grubenhäuser derartige Funde gemacht wurden, ist es unmöglich, ihre Funktion zu bestimmen.

Frühmittelalterliches Frauengrab

Bietet sich bis hierher ein scheinbar einheitliches klares Bild einer hochmittelalterlichen Siedlung, so fällt ein singulärer Befund völlig aus dem Rahmen, nämlich ein einzelnes Grab, das sich knapp an der südlichen Grabungsgrenze befand. Dabei handelt es sich um die West-Ost gerichtete Bestattung



Leinau. Das frühmittelalterliche Frauengrab von Osten (Foto: Fa. AGM)



Leinau. Links: Perlen aus dem frühmittelalterlichen Frauengrab in Originallage (Foto: Fa. AGM); rechts: das Perlenensemble nach der Bergung (Foto: P. Schwenk)

einer etwa 1,60 m großen Frau, die in gestreckter Rückenlage mit Blick nach Osten beerdigt worden war. Da ihre Zähne kaum abgekaut, die Zahnkronen noch sehr ausgeprägt waren und wenig Abrieb aufwiesen, muss es sich um eine recht junge Frau handeln. Genaueres über ihr Alter lässt sich aber ohne anthropologische Untersuchung nicht sagen. Die Frau trug eine Perlenkette aus 26 Glasperlen, die die Bestattung etwa in die Mitte des 7. Jahrhunderts datiert. Mit dieser Bestattung liegt es nahe, im engsten Umfeld ein Reihengräberfeld oder zumindest eine Hofgrablege zu postulieren.

Einordnung der Grabungsbefunde

Trotz der spärlichen Funde hat die Ausgrabung 2010 insgesamt neue und wertvolle Ergebnisse zur Ortsgeschichte von Leinau erbracht. Weist das einzelne frühmittelalterliche Grab einerseits darauf hin, dass hier eine dazugehörige Siedlung bestanden hat, so zeigt es doch auch, dass keine Möglichkeit

mehr verschenkt werden darf, durch archäologische Untersuchungen weitere Aufschlüsse über die Frühgeschichte zu gewinnen. Zudem bieten die Siedlungsbefunde des hohen und späteren Mittelalters doch wesentlich Neues. Hier sprechen vor allem die Grubenhäuser eine deutliche Sprache. Als Ort von gewerblichen und handwerklichen Tätigkeiten im unmittelbaren Umkreis der Burg darf man annehmen, dass dort für den Burgherrn und in seinem Auftrag gearbeitet wurde. Das Ende

der Grubenhäuser schließlich, das zeitlich bald nach dem Verschwinden der Leinauer Herren anzusetzen ist, zeigt mit einiger Wahrscheinlichkeit auch einen Wandel in der Siedlungsstruktur an. Vielleicht dokumentiert gerade die Neubebauung über dem Grubenhaus 4 den veränderten Charakter der Siedlung, die sich von einer stärker handwerklich-gewerblichen zu einer mehr und mehr bäuerlichen wandelt. Da das Fundmaterial auf eine relativ kurze Zeitspanne eingrenzbar ist, ließe sich auch daran denken, dass es sich bei der „Grubenhäussiedlung“ um eine von vornherein nur für einen zeitlich begrenzten Zweck angelegte Niederlassung gehandelt hat. Dieser könnte in einem Aus- oder Umbau der Burganlage zu sehen sein, möglicherweise am Übergang einer Holz- zur Steinbebauung. Zukünftige Ausgrabungen sollten darüber Auskunft geben können, auch wenn die archäologische Situation im Burgbereich mittlerweile mehr als unbefriedigend geworden ist.

Peter Schwenk

Montanarchäologie im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege

Bestandsaufnahme, Erforschung, Erhaltung – Ein Modellprojekt

Montanwesen – von der Vorzeit bis heute

Bayern wird heute nicht mehr unbedingt mit Bergbau in Verbindung gebracht und bleibt auch in montanarchäologischen Publikationen meist ein weißer Fleck auf der Karte. Zu Unrecht, denn in allen Regierungsbezirken des Freistaates finden sich Spuren eines ehemals teilweise sehr umfangreichen Montanwesens.

Während des Mesolithikums wurde am Feuerberg bei Leupoldsdorf im Fichtelgebirge Jaspis gewonnen. Zwischen 5500 und 4000 v. Chr. baute man bei Abensberg-Arnhofen aus über 20 000 bis zu 8 m tiefen Schächten Hornstein ab, der eine Verbreitung bis in mehrere hundert Kilometer entfernt liegende Regionen fand. Hämatit und Grafit fanden als Farbstoffe Verwendung. Für die Bronze- und Hallstattzeit liegen nur wenige Indizien für Bergbau vor, darunter auch wieder für Grafit. In der Latènezeit wird eine ausgedehnte Eisenproduktion postuliert, deren genauer Umfang aber unklar ist. Auch Goldwäscherei wird vermutet, die sich bisher jedoch einem archäologischen Nachweis entzieht. Für

die römische Zeit haben wir einen epigrafischen Hinweis auf Eisenerzbergbau in Form einer um 200 n. Chr. datierten Sarkophaginschrift aus Augsburg, und eine umfangreiche Gewinnung von Bausteinen ist nachweisbar.

Aus dem Frühmittelalter haben sich in Bayern mehr Schriftquellen als in anderen Bundesländern erhalten. So werden Eisenerzbergbau, Goldwäscherei und Salzgewinnung erwähnt. Auch archäologische Befunde sind bekannt, so z. B. Holzbauten von Schächten im Eisenerzbergbau des 7./8. Jahrhunderts, die in Mitteleuropa bisher ihresgleichen suchen. Auch in Bezug auf die Entwicklung von Bergbausiedlungen konnten wichtige Erkenntnisse eruiert werden. Bayern nimmt in der Montanarchäologie des frühen Mittelalters und auch für die Frage nach dem Bergbau im Übergang von der Spätantike zum Frühmittelalter eine Schlüsselrolle ein.

Im weiteren Verlauf des Mittelalters stieg die Oberpfalz zu einem der wichtigsten Eisenproduktionszentren Mitteleuropas auf. Im Spätmittelalter wurden zudem Blei,



Tellus Bavarica auf dem Hofgartentempel in München mit den Attributen für die Reichtümer Bayerns: Getreide, Wild, Wasser, Salz (Foto: BLfD, Martin Straßburger)

Silber, Kupfer und Zinn gefördert. Ein namhaftes Revier ist Bodenmais mit dem Silberberg. Gold wurde bei Goldkronach und im Raum Oberviechtach gewonnen. Seit dem 15. Jahrhundert gewann man am Tegernsee Öl und verkaufte es zu Heilzwecken. Ab dem 16. Jahrhundert wurde auch Pechkohle unter anderem für die Stadt Augsburg abgebaut. Als letztes der oberbayerischen Pechkohlenbergwerke ist Peißenberg 1971 stillgelegt worden.

Ab der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es zu einem verstärkten Abbau von Flussspat, der bis in die 1980er Jahre andauerte. Das Wölsendorfer Revier war zeitweise der bedeutendste Produzent in Europa. Oberfrankens letztes Eisenerzbergwerk in Pegnitz wurde 1967 stillgelegt, der Betrieb in der Maximilianshütte im heutigen Maxhütte-Haidhof 2002 eingestellt. Zu nennen ist auch Kaolingewinnung in der Oberpfalz und der Tonbergbau von Klingenberg. Vergessen werden darf auch nicht die umfangreiche Gewinnung von Bausteinen, die sich unter anderem in der Architektur Münchens widerspiegelt: Fast die gesamte Geologie des Freistaates ist hier vertreten, sodass es möglich ist, eine geologische Wanderung durch Bayern in München zu unternehmen.

Die vorstehende Auflistung ist nur ein äußerst oberflächlicher und grober Überblick über das ehemals sehr vielfältige Montanwesen im Gebiet des heutigen Freistaates, dessen frühere Bedeutung unter anderem auch in Gestalt der „Tellus Bavarica“ zum Ausdruck kommt, zu deren Attributen eine Salzkufe gehört.

Das Bergamt nimmt derzeit für Bayern hochgerechnet über 4000 Altbergbauobjekte an. Dabei handelt es sich im Wesentlichen um die untertägigen Bereiche der Bergwerke, die archäologisch noch zu bewerten sind. Hinzu treten umfangreiche übertägige Befunde. Angesichts dieser Menge nimmt sich die Zahl der bisherigen Untersuchungen bescheiden aus.

Erforschung

Mit den Spuren des Altbergbaus haben sich zunächst Geologen eingehender befasst, vornehmlich unter lagerstättenkundlichen und wirtschaftlichen Aspekten. Die Anfänge der Montanarchäologie in Bayern sind mit der Person des Universitätslehrers und Museumsleiters Johannes Ranke (1836–1916) verbunden. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind auch die ersten denkmalpflegerischen Arbeiten zu verzeichnen. Vor allem Paul Reinecke ist hervorzuheben, der die Geländebefunde der latènezeitlichen Eisenproduktion im Donaunraum erfasste. Seitdem fanden im Zuge von baubegleitenden Maßnahmen mehrere Untersuchungen statt, die sich jedoch weitgehend auf die übertägigen Bereiche beschränkten. Umfangreichere Arbeiten wurden zum neolithischen Hornsteinbergbau um Arnhofen im Zuge des Kiesabbaus durchgeführt. Neben den geologischen und denkmalpflegerischen Arbeiten ist die lokalhistorische Forschung zu berücksichtigen. Wissenschaftlich wurden einzelne Bergbauzweige vor allem im Rahmen von Ausstellungen und von historischer Seite behandelt. Daneben wurden einige wenige Forschungsprojekte unterschiedlichen Umfangs durchgeführt.

Projekt: Zeugnisse des Montanwesens als Denkmäler?

Ausgelöst durch mehrere Vorhaben zur Gefahrenabwehr im Altbergbau, u. a. am Kressenberg bei Teisendorf, wurden



Grubenhäuser einer Bergbausiedlung des 7. Jahrhunderts im „Grubet“ bei Aichach (Foto: BLfD, Martin Straßburger)



Kressenberg bei Weitwies, Gde. Siegsdorf, Lkr. Traunstein. Befunde des frühneuzeitlichen bis neuzeitlichen Eisenerzbergbaus im Bereich von Emanuel- und Ferdinandflöz (Foto: BLfD, Martin Straßburger)

Fragen der Denkmalerfassung wie auch der Praktischen Denkmalpflege aufgeworfen.

Wenn es sich bei den Gruben und Pingenzügen, Halden und Resten von Bergmannssiedlungen um Bodendenkmäler handelt, bedürfen alle Veränderungen der denkmalrechtlichen Erlaubnis. Unter welchen Auflagen kann diese ggf. erteilt werden? Welches Gewicht ist dabei dem Ziel der Gefahrenabwehr beizumessen und wie lässt sich ein Ausgleich mit den Erhaltungszielen der Denkmalpflege erreichen? Wie und mit welchen Methoden sind diese Denkmäler vor ihrer Veränderung zu erfassen und zu dokumentieren? Wegen der bereits begonnenen Maßnahmen zur Gefahrenabwehr müssen diese Fragen rasch im Zusammenspiel mit den Verfahrenspartnern beantwortet werden.

Hier setzt ein Projekt des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege an, das über die Planungen am Kressenberg hinaus darauf abzielt, Bewertungskriterien für die Denkmalausweisung sowie Arbeits- und Zeitaufwand einer Erfassung von Befunden des Montanwesens zu ermitteln.

Die über- und untertägigen Befunde des Montanwesens erfüllen die Denkmalkriterien nach Art. 1 Abs. 1 des Bayerischen Denkmalschutzgesetzes und sind nach Abs. 4 als



Schacht des frühmittelalterlichen Eisenerzbergbaus bei Wehringen (Foto: BLfD, Martin Straßburger)

Bodendenkmäler zu klassifizieren. Dabei ist der Altbergbau von anderen Hohlräumen abzugrenzen. Zu unterscheiden ist zwischen stillgelegten Bergwerken sowie natürlichen und künstlichen, in nicht offener Bauweise zu nichtbergbaulichen Zwecken geschaffenen Hohlräumen, wie z. B. Kellerräumen und -systemen oder Erdställen.

Im engeren Sinne wird unter Bergwerk nur das Grubengebäude verstanden, d. h. sämtliche durch

die bergmännische Tätigkeit entstandenen unterirdischen Hohlräume. Der Aufbau ist unter anderem von der Lagerstättenform abhängig. Bei Bergwerken handelt es sich im Allgemeinen um sehr komplexe Befunde, die neben der Archäologie weitere Themenbereiche in sich vereinigen: Geologie, Mineralogie, Hydrogeologie, Bergbautechnik, Bewitterung, Wasserhaltung, Bergrecht.

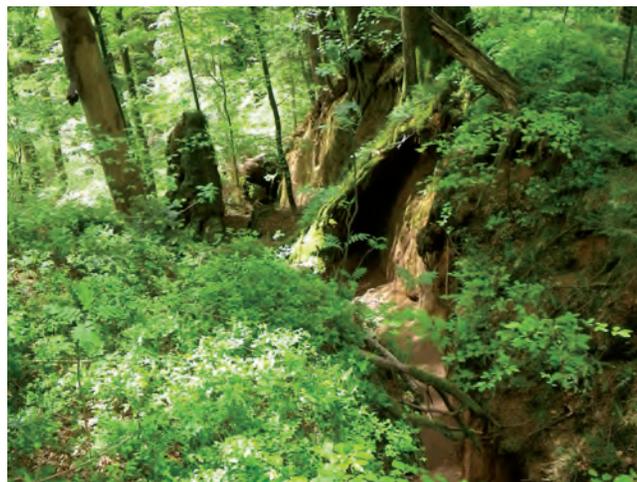
Die häufigsten Geländedenkmäler der verschiedenen Bergbauzweige sind Stollen, Schächte bzw. Pingenzüge und Schürftgräben mit jeweils dazugehörigen Halden. Hinzu kommen Befunde der Metallproduktion und -verarbeitung. Zudem sind Steinbrüche, Werkplätze und Kalkbrennöfen zu berücksichtigen ebenso wie Verkehrswege und Siedlungen. Eine Abgrenzung der Befunde des Montanwesens zu den Elementen der historischen Kulturlandschaft ist fließend.

Für die Erfassung des Altbergbaus stehen verschiedene Methoden zur Verfügung. Der erste Schritt ist in der Regel die Auswertung aller vorliegenden Schriftquellen, Kartenwerke, Publikationen etc. Die Summe der Informationen aus allen vorhandenen Daten erlaubt eine erste Einschätzung zu Umfang, Art und Zeitstellung des Bergbaus. Parallel oder nachfolgend ist eine Aufnahme der erhaltenen, übertägig sichtbaren Bodendenkmäler sowie der Befunde unter Tage durchzuführen, um weitere Daten zu erhalten.

Wegen der kultur-, wirtschafts- sowie sozialgeschichtlichen Bedeutung und der damit verbundenen Definition der Befunde des Montanwesens als Bodendenkmäler gemäß Art. 1 des Denkmalschutzgesetzes ist eine Erfassung und Bewertung für die Denkmalausweisung erforderlich, die im BLfD im Referat Z I (Bayerische Denkmalliste) geleistet wird. Grundlage dafür sollen Bewertungskriterien bilden, die anhand einer Modellregion ausgearbeitet werden.

Das Ergebnis einer Anwendung dieser Kriterien sollten Inventare der montanarchäologischen Befunde und Bergbaulandschaften in Bayern sein, auf deren Basis Schutzmaßnahmen gezielt auf einzelne Bergbauobjekte und -landschaften angewendet werden können. Sie bilden Planungsgrundlagen für das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, das Bergamt und die Kommunen.

Martin Straßburger



Kressenberg bei Weitwies, Gde. Siegsdorf, Lkr. Traunstein. Befunde des frühneuzeitlichen bis neuzeitlichen Eisenerzbergbaus im Bereich von Emanuel- und Ferdinandflöz (Foto: BLfD, Martin Straßburger)

Vorbote der Moderne

Die Maschinenhalle des ehemaligen Königlich Bayerischen Arbeitermuseums in München

Die zentrale Halle des ehemaligen Königlich Bayerischen Arbeitermuseums und heutigen Gesundheitsamts in der Pfarrstraße ist eines der frühesten Bauwerke in Eisenbeton nach dem System Hennebique in München. Diese besondere Bedeutung des seit der Ersterfassung der Denkmalliste eingetragenen Baudenkmals war lange nicht erkannt worden. Erst 2009 hat das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege auf diesen Wert hingewiesen. Vorausgegangen waren statisch-konstruktive Untersuchungen des Ingenieurbüros Hagl in Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Bauamt München 1. Im vergangenen Jahr bot sich die Gelegenheit, das Gebäude eingehend zu untersuchen und die wesentlichen Details zu dokumentieren. Aus den Archivalien ließ sich der Entwurfsprozess nachvollziehen und die Fertigstellung eindeutig auf Ende 1905 datieren. Vor Ort wurden sämtliche Bauteile begangen, Detailaufmaße angefertigt und fotografisch dokumentiert. Anhand der bereits bestehenden Befundöffnungen konnten die Bewehrungen exemplarisch aufgenommen und die Bauausführung überprüft werden. Neben den Eisenbetonkonstruktionen erfasste man auch die ortsfeste Ausstattung mit Kranbahnen und Glasoberlichtern. Das Bauwerk lässt sich nun hinsichtlich seiner Bedeutung für die Entwicklung des Eisenbetonbaus im Raum München historisch einordnen.

Bau- und Nutzungsgeschichte – Übersicht

Am 26. November 1906 wurde das Königlich Bayerische Arbeitermuseum in München eröffnet. Es ging auf eine Anregung des Regierungsrats Karl Poellath von 1897 zurück und diente als „ständige Einrichtung für Behörden,



Außenansicht 2011 (Foto: Jörg Rehm)

Ingenieure, Unternehmer und Arbeiter, die sich über die Fortschritte der Unfallverhütung und der Gewerbehygiene informieren“ wollten. Seit den 1930er Jahren ist dort das Gesundheitsamt untergebracht.

Baubeschreibung

Der untersuchte Bereich besteht im Wesentlichen aus einem U-förmigen, viergeschossigen Gebäude mit einem gewalmten Mansarddach, das die zentrale zweigeschossige Maschinenhalle dreiseitig umfasst. Zur Pfarrstraße wurde die Fassade in aufwendigem neubarocken Stil gestaltet. Die Planungen gehen auf den Bauamtmann Adolf Schulze zurück. Dieser fertigte mehrere Entwürfe an, die zunächst auf konventionellen Bauweisen basierten. Schließlich entschied er sich für die realisierte moderne Eisenbetonkonstruktion. Das Gebäude wurde 1910/11 ausgebaut, die Erweiterung jedoch in der Nachkriegszeit abgebrochen und in den 1960er Jahren an ihrer Stelle ein Neubau errichtet.

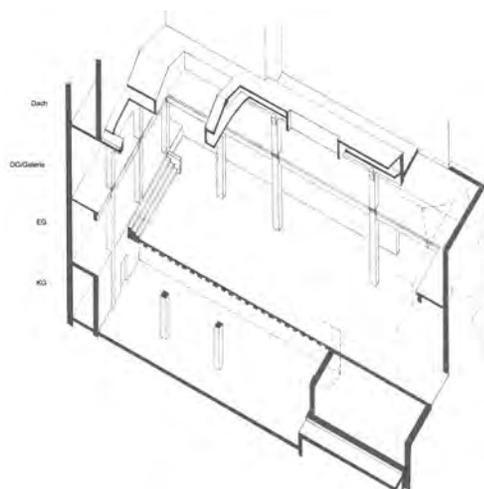
Die zentrale Halle misst 28,5 m Länge und 13 m Breite, bei einer Innenhöhe von knapp 11 m. Die Flügelbauten überragen die Halle um weitere zwei Geschosse. Das Dach der Maschinenhalle ist zum Innenraum als gewölbte Betonschale ausgebildet. Nach oben schließt es mit einem Sattel in Ost-West-Richtung ab. Zwischen der Stützenwand im Osten und der Giebelwand im Westen ist das Dach in sieben Zonen gegliedert, die durch betonierte Schotten voneinander getrennt sind. Drei dieser Zonen sind als Glasoberlicht geöffnet, wobei man in der Ebene der Tonne und in der Ebene der Dachhaut jeweils separate Glaskonstruktionen eingesetzt vorfindet. Die Stützen der Halle mit einer Gesamthöhe von über 8 m werden durch die Galerie in gut 5 m Höhe unterteilt. Über die Tiefe der Galerie verlaufen die Flurzonen der darüberliegenden Geschosse der Flügelbauten. Im südöstlichen Bereich ist die Halle teilweise unterkellert. Die Stützen laufen hier bis zur Kellersohle durch.

Konstruktionen

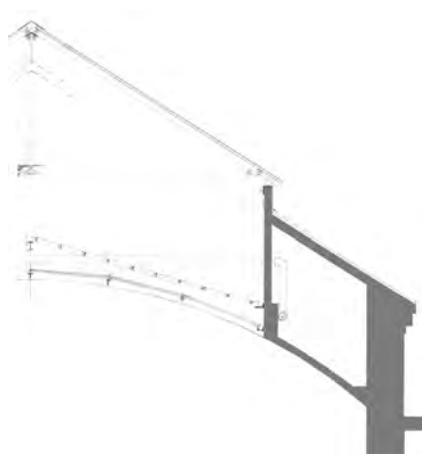
1. Massivbauteile

Alle wesentlichen Bauteile der Maschinenhalle und der umlaufenden Flügelbauten sind aus Eisenbeton errichtet. Im Ostflügel haben sich darüber hinaus betonierte Kassettendecken erhalten. Die drei Flügelbauten besitzen betonierte Dachstühle. Die Kellerwände wurden aus unbewehrtem Stampfbeton, die aufgehenden Wände ab Erdgeschossniveau aus Vollziegeln (Backsteinen) im Reichsformat gebaut. Im Wesentlichen sind folgende Konstruktionen aus Eisenbeton zu unterscheiden:

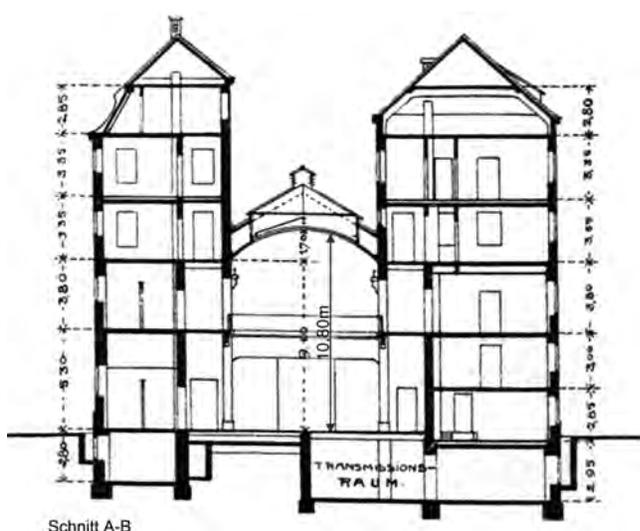
- Kassettendecken mit gleichhohen Längs- und Querträgern,
- Plattenbalkendecken über der Teilunterkellerung,
- Flachdecken mit Randunterzügen im Galeriebereich,
- monolithische Konstruktionen aus Stütze, Unterzug und Deckenbauteil,
- monolithische Konstruktionen aus Wandschotte, Unterzug und Dachbauteil.



Isometrische Darstellung der Halle mit Teilunterkellung



Dach über der Halle, Teilquerschnitt im Bereich des Oberlichtes



Schnitt A-B

Historischer Querschnitt (Staatsarchiv München LBÄ 2881)



Historischer Grundriss (Staatsarchiv München LBÄ 2881)

Die Konstruktion des Daches ist sowohl nach künstlerischen als auch wirtschaftlichen Überlegungen konzipiert. Die nur 8 cm dünne, elliptisch gewölbte Innenschale der Decke überspannt 8 m. Ihr wird ein tragendes „Rückgrat“ gegeben, das sechs Wandschotten von 12 cm Stärke bilden. Darauf ist die abschließende, etwa 30° geneigte Dachdecke mit 10 cm Stärke aufgebracht. Diese wird noch mit längslaufenden Pfetten versteift, wobei Letztere mit den Dachschrägen jeweils durch Rundstabeisen

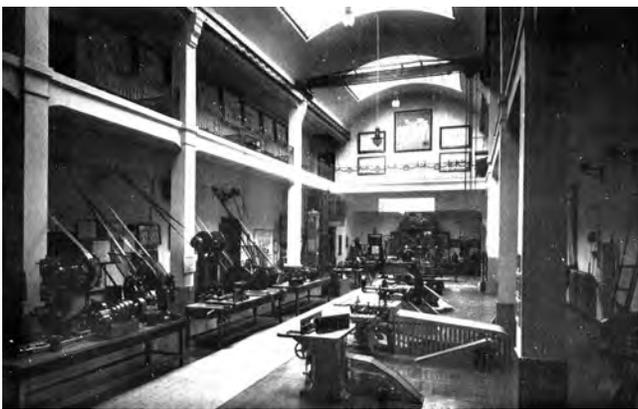
monolithisch zusammenhängend bewehrt sind. Zwischen diesen Zonen befinden sich die von Betonwänden gefassten Glasoberlichter. Die Traufen sind sehr massiv in der Tiefe der Stützen als durchgehende Wandscheiben ausgeführt. Durch diese Wandscheiben gelangt man über Öffnungen in die Dachräume. Die Gesimse der Traufen sind geschalt und wurden zusammen mit der gesamten Konstruktion betoniert und anschließend nur mit einer Lage Rauputz versehen. Die Dachdeckung aus einer Biberschwanzdoppeldeckung wurde direkt auf kreuzweise verlegten Latten auf der betonierten Dachschräge aufgesetzt.

Die oben genannte elliptische Gewölbeschale spannt zwischen den beiden Stützenreihen der Halle. Die Stützen tragen sowohl eine umlaufende Galerie als auch eine durchgehende Kranbahn und im östlichen Bereich die aufgehenden Geschosse der Flügelbauten. Der Stützenabstand ist im Bereich der Flügelbauten mit gut 4 m nur halb so groß wie nach Westen hin, wo die Halle freisteht. Von Stütze zu Stütze verlaufen im Galeriebereich eingezogene Unterzüge. Diese dienen zugleich als Auflager für die Deckenplatten der Galerie. In Höhe der Kranbahn sind die Unterzüge querschnittsgleich mit den Stützen hergestellt und bilden die Unterkante der aufgehenden Wand, die als oberen Abschluss die Traufe des eingezogenen Hallendaches hat. Die Unterzüge sind im Anschluss an die Stütze gevoutet und entsprechen damit dem Konstruktionsprinzip nach Hennebique. Während die Unterzüge unter der Galerie schmucklos und lediglich mit einem einfachen Gesims versehen sind, tragen sie oben drei längs laufende Nuten als Verzierung. Diese Nuten wurden nicht durch den aufgetragenen Putz hergestellt, sondern mit gehobelten Latten bereits beim Betoniervorgang erzeugt. In gleicher Weise hat man die Konsolen für die Kranbahn einzeln geschalt und vor Ort gegossen. Anhand der Befundöffnungen lassen sich die originalen Betonoberflächen gut ablesen. Die Schalungshaut war für diese besonderen Bauteile glatt ausgebildet, während die Schalungen beispielsweise für die Dachbereiche oder die Kellerwände und -decken aus sägerauen Brettern gezimmert wurden.

Bei der Errichtung des Arbeitermuseums wurde auf Bauwerksfugen gänzlich verzichtet. Die Betondeckung ist teilweise sehr gering, was punktuell zu einer mangelhaften Ummantelung der eingelegten Rundeisen führte. In diesen



Innenansicht 2011 (Foto: Jörg Rehm)



Innenansicht nach Fertigstellung 1906 (Quelle SBA München 1)

Bereichen erfuhren die Eisen von Anfang an keinen Korrosionsschutz durch die alkalische Eigenschaft des Betons, der von den Hydroxiden herrührt, welche beim Abbinden des Zements entstehen und die Oxidation von Eisen unterbinden. Über diese schützende Funktion des Betons war man sich wohl auch zur Bauzeit noch nicht im Klaren. Vielmehr hatte die Betondeckung den Zweck, einen Verbundwerkstoff herzustellen. Der Beton ist zudem nach über 100 Jahren Standzeit bis in Tiefen von mehreren Zentimetern carbonatisiert und hat seine alkalische Eigenschaft damit in dieser oberflächennahen Zone verloren. Die Carbonatisierung hat generell Einfluss auf die Bewertung der Dauerhaftigkeit von Eisenbetonbauwerken und wird m. E. die Denkmalpflege bei der Frage nach der Erhaltbarkeit von bewehrten Betonkonstruktionen noch intensiv beschäftigen.

An den Stützen der Galerie ist augenscheinlich eine geringe Betonqualität feststellbar. So sind die äußeren Zentimeter des Betons mit sehr wenig Zementleim versetzt. Die Eisen sind hier entsprechend angerostet. Es fällt zudem auf, dass die glatten Bewehrungsstäbe mit Durchmessern von bis zu 30 mm in unterschiedlicher Qualität bzw. Legierung geliefert wurden. So sind Bewehrungsstäbe, die direkt nebeneinander in den Beton eingelegt wurden, also gleiche Umgebungsbedingungen hatten, ganz verschieden stark korrodiert.

2. Ausstattungen

Die Trägerkonstruktionen der Verglasungen des Dachoberlichts stammen noch aus der Bauzeit. Die Verglasungen selbst sind jüngeren Datums. In der Mitte des Oberlichtes hat man Öffnungsklappen eingebaut, die über Umlenkrollen und ein Hängersystem von der Galerie aus bedient werden konnten. Das Dach wird über die Trägerzwischenräume belüftet. Im Oberlichtbereich ist aus der Bauzeit eine Heizung zur Schneeabtauung erhalten, die an das Zentralheizungssystem angeschlossen war. Über die gesamte Länge des Daches verlaufen mit Hanfschnüren gedämmte Heizleitungen, die über Wanddurchbrüche auch in die Glasoberlichte einfädeln. Im Zwischenraum des Glasoberlichts sind die Leitungen nicht gedämmt und auf einen Durchmesser von rund 9 cm vergrößert, um eine bessere Strahlkraft entwickeln zu können.

Historische Bewertung

1. Zur Entwicklung von Eisenbeton

Eisenbeton war um 1900 noch ein junger Baustoff. Die sogenannten Hydraulische-Eigenschaften von heute gebräuchlichem Zement basieren auf kalkigen und tonigen Rohstoffen, die bis zur Sinterung bei ca. 1600 °C gebrannt werden. Erst die Entwicklung entsprechender Techniken zur industriellen Herstellung von Zement machte den umfangreichen Einsatz des Materials möglich. Gleichzeitig bestand weiterhin ein wirtschaftliches Interesse daran, durch Optimierung der Tragkonstruktionen den teuren Rohstoff sparsam einsetzen zu können.

Die fehlende Zugfestigkeit von Beton wurde ab Mitte des 19. Jahrhunderts durch Einlage von Eisen oder Metalldraht verbessert. Es ist dabei wichtig, Eisen- und Stahlwerkstoffe zu unterscheiden: Stahl enthält im Gegensatz zu Guss- oder Eisenwerkstoffen weniger als 2 % Kohlenstoff und ist schweißbar. Die Reduktion des Kohlenstoffanteils auf unter 2 % gelang in Deutschland in der Massenproduktion erst mit dem Einsatz des Hochofens ab 1917. Somit ist es richtig, auch beim Arbeitermuseum von Eisenbeton zu sprechen.

Zukunftweisend bei der Entwicklung von bewehrtem Beton war das Patent auf den sogenannten Verbundbalken von François Hennebique von 1892. Nach Aberkennung des Patents in Frankreich verfasste Hennebique 1904 zum Beton-Rahmentragwerk eine weitere Veröffentlichung, auf die wir uns beim Arbeitermuseum direkt berufen können, da die Detaillösungen den Vorgaben Hennebiques entsprechen. Die wirtschaftlich günstige Auflösung einer massiven Decke und die sogenannte Verbundbewehrung von Balken und Platte bzw. Stütze und Balken hatte weitreichende Vorteile beim Bau weit gespannter Decken und Hallen. Weiterhin erlaubte die Skelettbauweise freie, gestalt- und nutzbare Flächen. Tatsächlich haben deutsche und Schweizer Firmen wie die Gebrüder Rank in München, Max Pommer in Leipzig oder Rudolf Linder in der Schweiz als Patentnehmer von Hennebique Verbundbalkendecken ausgeführt. Bis Anfang des 20. Jahrhunderts gab es kaum Methoden, Betonkonstruktionen durch statische Berechnungen zu dimensionieren. Man vertraute Patenten und ging empirisch vor oder führte Nachweise durch Belastungstests. 1904 führte zunächst Preußen erste „Bestimmungen für die Ausfüh-

rung von Konstruktionen aus Eisenbeton bei Hochbauten“ ein, nachdem der deutsche Ausschuss für Eisenbeton 1902 gegründet worden war. In diesen Bestimmungen werden Festlegungen zur erforderlichen Betonüberdeckung und Überdeckungslänge der eingelegten Eisen sowie zu zulässigen Spannungen getroffen.

Der Beton wurde beim Arbeitermuseum wohl noch mit Portlandzement hergestellt und durch einfaches Stochern und Zugabe von relativ viel Anmachwasser in die Schalung gefüllt und „verdichtet“. Der Beton hatte daher in jener Zeit vermutlich eine sehr weiche oder flüssige Konsistenz. Eine bessere Verdichtung wurde erst ab 1911 durch die Entwicklung mechanischer Verdichtungsmethoden möglich. Die eingelegten Eisen wurden als Rundeisen geliefert und unterlagen um 1905 noch keiner Normung. Dies erklärt auch die Einlage von Eisen ganz unterschiedlicher Legierung beim Arbeitermuseum.

2. Anwendung von Eisenbeton in München

Es kann davon ausgegangen werden, dass in Bayern die preußischen Bestimmungen bekannt waren. Der Münchener Ingenieur Emil Mörsch hatte zudem 1902 im Auftrag der Firma Wayss und Freytag die erste wirklichkeitsnahe Theorie zur Bemessung von Eisenbetonbauteilen geliefert. Genau in diese Zeit fallen auch die ersten realisierten Bauwerke in der zukunftsweisenden Verbundkonstruktion mit Eisenbeton. Es dürfte kein Zufall sein, dass die Firma Wayss und Freytag zusammen mit der Firma Heilmann und Littmann die Betongesellschaft mbH gründete, die nachweislich auch am Bau des Königlichen Arbeitermuseums in der Pfarrstraße beteiligt war. Die Bauteile aus Eisenbeton beim Arbeitermuseum sind damit gleicher Zeitstellung wie bei-



Blick in den Zwischenraum des Glasoberlichts (Foto: Jörg Rehm)

spielsweise die Anatomie in der Pettenkoflerstraße (1905–08) oder die Kuppel des Armeemuseums (1904). Aber auch die Errichtung weniger repräsentativer Zweckbauten wie der Kuvertfabrik in Pasing fällt in diese Zeit. Das Arbeitermuseum ist gleichwohl hervorzuheben, da seine zentrale Halle komplett als monolithischer Skelettbau realisiert und dies bewusst als Gestaltungsmerkmal bei einem repräsentativen Bauwerk eingesetzt wurde. Die Anwendung des damals modernen Baustoffs passte auch gut zur Modernität des Museumskonzepts. Das Arbeitermuseum öffnete 1905 über seine historisierende Fassade hinaus im Inneren ein Fenster mit Blick auf die Moderne der 1920er Jahre.

Jörg Rehm

Haus und Park der Künstlervilla Gasteiger in Utting a. Ammersee

Im ausgehenden 19. Jahrhundert war es auch in München schick geworden, der Enge, dem Lärm und dem hektischen Getriebe der Großstadt zu entfliehen. Gerade in den Som-

Utting a. Ammersee, Lkr. Landsberg a. Lech. Historische Aufnahme (BLfD, Bildarchiv)



mermonaten zogen die Stadtflüchtlinge mit wahrer Entdeckerlust hinaus ins Oberland, um dort, inmitten einer von Gott gesegneten Natur, einem unverkrampften Landleben zu frönen. Unter den großen Seen war es schon bald der Ammersee, der die Münchner Künstler in seinen Bann zog, und gerade das westliche, von München aus jenseitige Ufer bot dank seiner unverfälscht gebliebenen bäuerlichen Lebenswelt einen malerischen Quell der Inspiration. Schon 1858 hatte Carl Spitzweg das romanische Jakobskirchlein in Unterschondorf als idyllisch-romantisches Motiv entdeckt, und sein großer Malerkollege Wilhelm Leibl schuf 1877 im Gasthaus desselben Dorfes mit der großartig realistischen Darstellung der „Dorfpolitiker“ eines seiner Meisterwerke – wobei er sich nebenbei auf fatale Weise in die Wirtstochter verliebte.

Spitzweg und Leibl blieben nur vorübergehend, zum Teil in Untermiete einquartiert, am Ammersee. Erst um die Jahrhundertwende begannen die ersten Künstler, sich – zunächst noch sehr bescheidene – Sommerhäuser mit Ateliers zuzulegen. Eine Voraussetzung hierfür war wohl die



Utting a. Ammersee, Lkr. Landsberg a. Lech. Villa Gasteiger (Foto: BLfD, Michael Forstner)

bessere Erreichbarkeit durch die Eröffnung der Ammerseebahn 1898. Idealer Baugrund waren die Seegrundstücke des Westufers, zumeist saure Wiesen mit herrlichem Blick über den See hinweg bis zum „Heiligen Berg“ Andechs, für die Landwirtschaft ohnehin unbrauchbar und für Münchner Verhältnisse günstig zu haben. Dies dachte sich vermutlich auch das Künstlerehepaar Matthias und Anna Sophie Gasteiger, er Sohn eines Münchner Steinmetzen, sie Tochter eines Lübecker Architekten, und erwarb 1902 ein großes, von einem Bach durchflossenes Seegrundstück südlich von Utting. Matthias Gasteiger, dessen Münchner Atelier in der Waisenhausstraße in Gern lag, war zu diesem Zeitpunkt bereits ein anerkannter Bildhauer. Dazu beigetragen hatte nicht zuletzt der große Erfolg seines wohl bekanntesten Werkes, des 1895 in den Stachus-Anlagen aufgestellten sog. Brunnenbubers. Der enorme Skandal, den die (1971 in die Fußgängerzone vor das Karlstor versetzte) Bronzefigur wegen ihrer „Nudität“ erregt hatte, war für die Popularität des Künstlers hierbei nur förderlich gewesen.

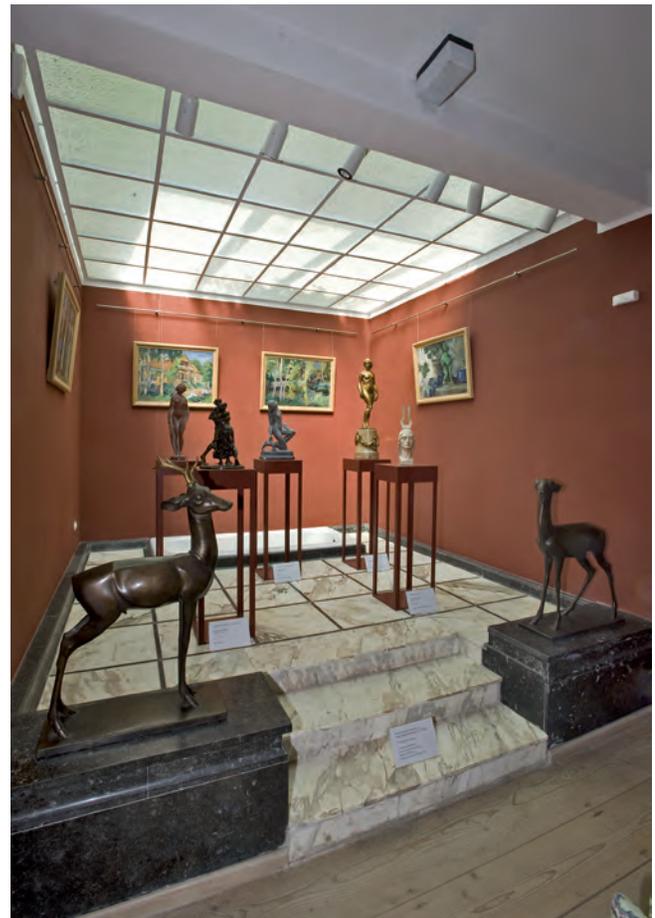
Malerisches Wohn- und Atelierhaus im weitläufigen Garten

Gasteigers weitläufiges Grundstück am Ammersee lag zunächst brach, erst 1908 errichteten sich die beiden nach eigenen Ideen ein „Bauernhäuschen“, wie es im eigenhändig unterzeichneten Eingabeplan hieß. Das eingeschossige Landhaus mit rückwärtigem Küchenanbau erhielt 1911–12 einen als Salon genutzten Südflügel, 1913, als nördliches Pendant dazu, ein Atelier mit großzügigem Bad. Haus und Park kamen 1984 als Vermächtnis an den Freistaat Bayern, der darin 1994 ein Museum eröffnete. Zur derzeitigen Ausstattung gehören zahlreiche, zum Teil nachträglich hinzugefügte Skulpturen und Ölgemälde des Künstlerehepaars.

Das in der Mitte des Parks gelegene Wohn- und Atelierhaus ist mit seiner Schauseite zum See hin ausgerichtet. Das Mansarddach, feingliedrig sprossierte Fenster, zum Teil mit Rundbogenabschluss, zum Teil als Erker ausgebildet, und die dreiteilige, von einem Marmorrahmen eingefasste Fenstertür des Salonflügels verleihen eine gewisse Vornehmheit, der holzverschaltete Giebel samt Holzbalkon sorgt, ebenso wie der Natursteinbrunnen auf der darunterliegenden Terrasse, für den malerischen Akzent. Im Inneren hat sich die Grund-

risstruktur des Künstlerhauses erhalten. Der Erdgeschossraum des Mitteltraktes diente als Wohnzimmer der Familie (die Gasteigers hatten eine gemeinsame Tochter) und wurde in einer Mischung aus Bauernstube und Jagdzimmer eingerichtet: mit Holzbalkendecke, Bretterboden, grünen Wandstoffen, Türefassungen, Einbaumöbeln mit geschliffenem Glas, einem grünen Kachelofen und der obligatorischen Eckbank mit Herrgottswinkel. Der durch zwei Marmorstufen abgesetzte Salon erhielt, im bewussten Gegensatz zur gemütlichen Stube, eine gediegen vornehme Ausstattung in klassizistischer Art. Sämtliche Marmorelemente, darunter ein Kamin mit seitlichen Bronze-Karyatiden und hohem Spiegelaufsatz und ein Wandbrunnen mit dem Relief eines auf dem Schwan stehenden Puttos, sind aus der Hand des Hausherrn. Das großzügige, mit Marmor ausgelegte Bad ist über Stufen zu betreten, eine tiefergelegte Badewanne unter flachem Glasdach sorgt für eine gewisse Extravaganz.

Der das Haus umgebende Park beiderseits des Baches wurde als Landschaftsgarten mit baumbestandenen Wiesen angelegt. Der Bachlauf erhielt eine künstliche Fassung mit zwei Steinbrücken, die eine mit barockisierendem Eisengeländer, die andere mit Natursteinwangen, das Seeufer eine niedrige, mauerartige Befestigung. Die verstreut aufgestellten Steinskulpturen, Blumentröge, Lampensäulen und Tiere sind aus der Hand Gasteigers. Der um das Haus herum angelegte Blumengarten, mit geraden Wegen und einem achtseitigen Marmorbrunnenbecken, diente der Hausherrin als Vorlage



Utting a. Ammersee, Lkr. Landsberg a. Lech. Badezimmer, museal bestückt (Foto: BLfD, Michael Forstner)



Utting a. Ammersee, Lkr. Landsberg a. Lech. Salon (Foto: BLfD, Michael Forstner)

für ihre zahlreichen Blumenbilder. Der Grundstückszugang an der Straße besteht aus einem dreiteiligen Lattentor, das von einer abgewinkelten Betongussmauer eingefasst wird. Die Rehskulpturen aus Steinguss sind wiederum von Matthias Gasteiger und nahezu identisch mit den Seitengruppen seines 1908 eingeweihten Diana-Brunnens am Kufsteiner Platz in München-Bogenhausen.

Von der Villa aus führt ein kurzer Spaziergang hinauf in das kleine Dorf Holzhausen, dessen in aussichtsreicher



Utting a. Ammersee, Lkr. Landsberg a. Lech. Stube (Foto: BLfD, Michael Forstner)

Höhe gelegene Kirche von einem malerischen Friedhof mit zum Teil historischem Gräberbestand umgeben ist. Hier fanden, neben weiteren Künstlern wie die in der Gruppe „Die Scholle“ vereinigten Maler Fritz Erler, Walter Georgi und Adolf Münzer, auch Matthias und Anna Sophie Gasteiger ihre letzte Ruhestätte. Das Gasteiger-Grab, eine hohe Marmorstele, fällt durch sein klassizisierendes Relief eines langhaarigen Jünglings auf.

Karl Gattinger

Die städtische Frauen- und Kinderklinik in Nürnberg – ein Denkmal der 1930er bis 1950er Jahre

Das Areal der Nürnberger Frauen- und Kinderklinik, Teil des städtischen Klinikums, befindet sich südlich des heutigen Kirchenweges. Dazu gehört auch das umgestaltete Gebäude Kirchenweg 48, das 1891 als Genesungshaus des alten Krankenhauses errichtet und in den 1930 neu erbauten Klinikkomplex integriert wurde. Somit enthält dieser sogar noch Bau- und Denkmalsubstanz des 19. Jahrhunderts.

Neubau der Klinik 1930 durch Robert Erdmannsdorffer
1930 erhielt die Stadt Nürnberg den lange ersehnten Neubau für die Frauen- und Kinderklinik, die bis dahin im alten Krankenhaus nur in sehr eingegengten Verhältnissen arbeiten konnte. Dies war um so bemerkenswerter, als in der Zeit der Weimarer Republik kurz nach der großen Weltwirtschaftskrise nur die allernotwendigsten Bauvorhaben umgesetzt wurden.

Planender Architekt war Robert Erdmannsdorffer, seit 1928 in Diensten der Stadt Nürnberg. 1888 in Kaufbeuren geboren, hatte Erdmannsdorffer an den Technischen Hochschulen München und Dresden studiert und ab 1913 zahlreiche Preise für seine Entwürfe gewonnen. Von ihm sind heute außer der Nürnberger Klinik das Haus der Volksbildung und die Güllschule in Ansbach als Baudenkmäler eingetragen, welche ebenfalls um 1930 entstanden sind. Bei den

Nationalsozialisten fiel er in Ungnade, unter anderem, weil er nicht bereit war, in die NSDAP einzutreten. Dennoch erhielt er 1938 die Möglichkeit, eine Planstadt für 8000 bis 10 000 Einwohner mit kompletter Infrastruktur (Rathaus, Schule, Geschäfte, Theater, Krankenhaus, Kirchen, Elektrizitätswerk) bei Friedrichshafen am Bodensee zu entwerfen. Nur der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs verhinderte die Verwirklichung dieser „Lagunenstadt Tunau“. Erdmannsdorffer starb 1968 im Lindauer Krankenhaus, das 1914 nach seinen Plänen erbaut worden war.

Charakteristika des Neubaus

In Nürnberg entstand für die Frauen- und Kinderklinik eine mehrflügelige Anlage um zwei Innenhöfe im Stil des Neuen Bauens. Der viergeschossige, verputzte Massivbau ist stark horizontal gegliedert und kubisch rechteckig organisiert und setzt sich damit bewusst von der angrenzenden Bebauung des alten Krankenhauses und der Wohnhäuser in der Flurstraße ab. Das „Neue Bauen“, das sich nach dem Ersten Weltkrieg deutlich vom Historismus des 19. Jahrhunderts abgrenzte, entwickelte seine Formen vor allem aus der Funktion heraus. Obwohl das konservativ geprägte Bayern nicht zu den Zentren des neuen Baustils gehörte, entstanden auch hier seit den 1920er Jahren Wohnbauten und öffentli-



Nürnberg, Frauen- und Kinderklinik, Ansicht von Südwesten (Foto: BLfD, Simone Wolfrum, 2008)

che Gebäude, die formal und technisch dessen Grundsätzen folgten.

An der Nürnberger Frauen- und Kinderklinik sind jedoch zwei wesentliche Grundprinzipien des Stils nur scheinbar angewandt: Das obligatorische Flachdach ist nämlich in Wirklichkeit nur ein sehr flaches Walmdach, das aber aus der üblichen Blickperspektive von der Straße her nicht wahrgenommen wird, und die Fensterbänder bestehen nicht aus unmittelbar nebeneinander liegenden Fenstern, sondern aus einzelnen Fenstern zwischen Mauerstücken, die nur formal zusammengefasst sind. Somit ließe sich der Bau als Beispiel einer eher gemäßigten Moderne interpretieren, der aber insgesamt, zusammen mit expressiven Anklängen z. B. im Bereich des Haupteingangs der Frauenklinik in der Flurstraße, auf der Höhe der Zeit war.

Wie sehr Erdmannsdorffer hinter seiner kubischen, rechtwinkligen Gestaltungsweise stand, zeigen die beiden schon genannten Werke in Ansbach. Insbesondere die Güllschule



Frauen- und Kinderklinik, links der Trakt der Frauenklinik, rechts der Altbau des früheren Genesungshauses, erkennbar sind die unterschiedlichen Geschosshöhen (Foto: Detlef Knipping, 2011)



Krankenhaus-Hochbunker, Ansicht von Nordwesten (Foto: Roland Feitenhansl, 2011)

zitiert geradezu wörtlich die nur vorgetäuschten, dunkel abgesetzten Fensterbänder. Er mag hierbei – wie unter Architekten durchaus üblich – der Anregung eines Kollegen gefolgt sein. Hatte ihm doch sein unmittelbarer Vorgänger auf der Stelle des Nürnberger Oberstadtbaurats, der äußerst produktive und einflussreiche Otto Ernst Schweizer, bereits 1926 auf dem Gelände des alten Krankenhauses – gewissermaßen als Lehrobjekt – den Erweiterungsbau der psychiatrischen Abteilung unmittelbar vor die Tür bzw. vor den Bauplatz für die Frauen- und Kinderklinik gestellt: einen vierflügeligen Bau um einen quadratischen Innenhof mit Flachdach und – nur an einem Kopfbau eingesetzt – Fensterbändern, die teilweise auch nur angedeutet sind.

Mit der Errichtung des Klinikneubaus war der Umbau des alten Genesungshauses von 1891 verbunden. Dieser viergeschossige, symmetrisch gegliederte und in typisch historistischer Manier gestaltete Bau wurde optisch dem Neubau angepasst. Der dunkle, die Fenster zu einem Band zusammenfassende Wandstreifen und das nun sehr flache Walmdach lassen den Bau als natürlichen Teil des Neubaus erscheinen. Man muss schon genauer hinschauen, um den Altbau anhand der größeren Geschosshöhen herauslesen zu können.

Der Luftschutz-Hochbunker der Klinik von 1941–43

Der nächste Schritt in der Geschichte der Frauen- und Kinderklinik war die Anfügung eines Luftschutz-Hochbunkers in den Jahren 1941–43. Grundlage war das „Führer-Sofortprogramm“ zur Schaffung von öffentlichen Schutzräumen in 61 Städten, die als besonders gefährdet angesehen wurden. Verantwortlich für die Durchführung war das Reich, die planerischen Kräfte wurden von den Städten gestellt, die bei der Verwirklichung der Regelentwürfe nur wenig Spielraum hatten. Im Vergleich zu den Bunkern für die Bevölkerung war die Zahl der Krankenhausbunker relativ gering. In

Nürnberg gibt es sonst nur den Bunker des Theresienkrankenhauses und einen OP-Tiefbunker auf dem Gelände des alten Krankenhauses. Im Sommer 2011 stellte das BLfD bei einer Besichtigung den außergewöhnlich guten Erhaltungszustand des Hochbunkers der Frauen- und Kinderklinik fest. Dieser Umstand, seine formalen Qualitäten und der Name seines Erbauers trugen dazu bei, den Bau in der Denkmalliste als Bestandteil des Krankenhauses eigens aufzuführen.

Wilhelm Schlegtendal, der Architekt des Hochbunkers

Durch seine Unterschrift auf den erst jetzt neu bewerteten Plänen des Krankenhaus-Hochbunkers ist Wilhelm

Schlegtehdal als planender Architekt identifiziert. Er entwarf den Bau im Detail auf der Grundlage eines Regelentwurfs. Schlegtehdal war bisher vor allem als wichtiger Nürnberger Architekt der Nachkriegszeit bekannt. Zu seinen herausragenden Werken zählen der Wiederaufbau der Sebalduskirche (1946–57), das Geschäfts- und Werkstättengebäude der Städtischen Werke Nürnberg („Plärrer-Hochhaus“, 1951–53), das Coca-Cola-Werk in der Ostendstraße (1952) und das Verwaltungsgebäude der Münchner und Aachener Versicherung (1953). Sein Planetarium am Plärrer (1961) ersetzt einen Vorgängerbau von Otto Ernst Schweizer (!) am Rathenauplatz. Der 1906 im ostfriesischen Dykhausen geborene Architekt studierte bis 1929 Architektur in Stuttgart bei Paul Bonatz und Paul Schmitthenner. 1937 kam er durch Vermittlung seines Freundes Heinz Schmeißner an das Hochbauamt Nürnberg, wo er mit diesem zusammen zwischen 1938 und 1940 u. a. die Volksschule an der Saarbrückener Straße Nr. 26 und die Volksschule an der Oedenberger Straße Nr. 135 baute. 1939 entstanden erste Planungen zur Neugestaltung der „Stadt der Reichsparteitage“. Albert Speer beauftragte ihn und Schmeißner 1944 mit der Planung des Wiederaufbaus der Stadt Nürnberg nach dem Krieg.

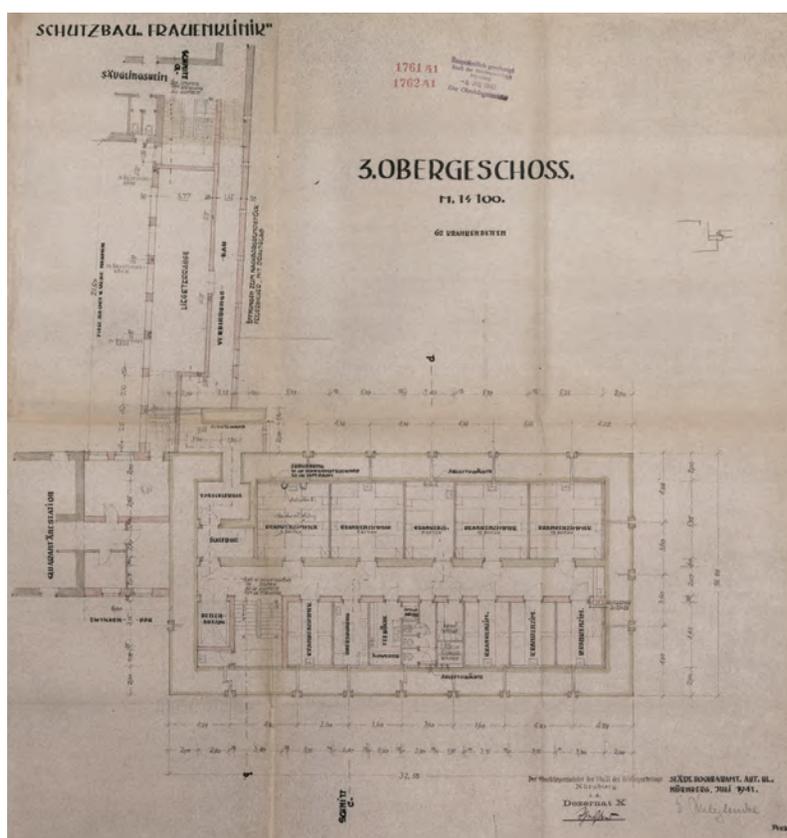
Gestalt und Nutzung des Bunkers

Es entstand ein sechsgeschossiger Hochbunker, der horizontal durch kräftige Gesimse in ein Sockelgeschoss, eine viergeschossige Mittelzone und ein Attikageschoss gegliedert ist. Während der größte Teil des Bunkers wie üblich aus Stahlbeton besteht, wurde die Attika als dünnes Ziegelmauerwerk mit vorgeblendeten Segmentbögen errichtet. Eine Terrasse nach Süden ist heute zum größten Teil noch erhalten. Diese Art der Gestaltung des oberen Abschlusses mit einem vollwertigen Attikageschoss war im Gegensatz zu den üblichen Kranz- oder Konsolgesimsen an Hochbunkern im gesamten Deutschen Reich ungewöhnlich. Es diente zum einen der Tarnung und sollte im Ernstfall als Opfergeschoss für den eigentlichen Bunker die Sprengkraft der Fliegerbomben mildern. Diese Doppelfunktion übernahmen normalerweise aufgesetzte Dachwerke, sofern ein solcher baulicher Aufwand angebracht erschien.

Der Bunker wurde als mögliches Ausweichkrankenhaus für die Frauen- und Kinderklinik eingerichtet und sofort belegt. Nach den Zerstörungen durch zwei Luftangriffe 1943 und 1945 wurde darin der gesamte Klinikbetrieb aufrecht erhalten und bis 1950 weitergeführt. Reste eines aufgemalten Rot-Kreuz-Schutzzeichens (Höhe etwa zwei Geschosse) sind auf der Nordseite heute noch zu sehen. Von 1952 bis 1962 war in den beiden obersten Geschossen eine HNO-Klinik untergebracht, danach bis 1971 eine Augenklinik. Dazu baute man auf der Nordseite des Bunkers einen Fahrstuhl an, der allerdings Mitte der 1990er Jahre wieder entfernt wurde. Davon ist noch als Überrest ein gebäudehoher Wandstreifen, der

auch das Attikagesims durchbricht, erhalten. Im 5. Obergeschoss befanden sich nach 1971 Personalunterkünfte und von 1982 bis 1991 die Kinder- und Jugendpsychiatrie. Seitdem wird der gesamte Bau als Archiv genutzt.

Die ursprüngliche Grundrissstruktur des Hochbunkers ist noch in allen Stockwerken mit dem mittigen Erschließungsgang und den zu beiden Seiten aufgereihten Krankenzimmern erhalten. Vom Keller bis ins 4. Obergeschoss reicht in der Nordostecke der innere Fahrstuhlschacht und das Treppenhaus sowie ein komplett erhaltener Speisenaufzug etwa in der Mitte des Gebäudes. Ebenfalls auf diesen Ebenen in der Südostecke befinden sich als Zugang von der Kinderklinik her jeweils zwei Schleusenkammern. Auch von der Südostecke aus erreicht man das oberste Geschoss über eine separate Treppe. Nahezu sämtliche harten und elastischen Bodenbeläge (Fliesen, Linoleum bzw. PVC),



Hochbunker, Grundriss des 3. Obergeschosses mit Verbindungsbauten nach Süden (oben) und Osten (links) (Vorlage: Stadt Nürnberg, Bauordnungsbehörde – Untere Denkmalschutzbehörde)

alle Luftschutztüren, Raumabschlusstüren, Wandoberflächen und Wandfliesen sind noch vorhanden. Des Weiteren haben sich in Teilen die Elektroinstallation (optische Ärztesuchanlage, Steckdosen, Rundfunk- und Rufanlage), die Gangbeleuchtung sowie in einigen Räumen Waschbecken und Radiatoren erhalten.

Das Untergeschoss erstreckt sich nach Westen über die Gebäudegrundfläche hinaus um etwa die halbe Gebäudelänge. In diesem nicht überbauten, um einige Treppenstufen abgesenkten Bereich war der größte Teil der Haustechnik eingerichtet (Heizung, Grundwasserbrunnen, Notstromversorgung). Davon sind die Kohleöfen sowie diverse



Hochbunker, Schleusentüren im Erdgeschoss (Foto: Roland Feitenhansl, 2011)

Fundamente und Anschlüsse noch vorhanden. Im vorderen Bereich waren die Belüftungszentrale und die Kinderabteilung untergebracht.

Im 4. Obergeschoss waren zwei Kreißsäle und ein Operationsraum untergebracht, welcher, im Gegensatz zu den sonst verwendeten weißen oder hellgelben Fliesen, wie sein Narkose-Einleitungsraum mit grünen Wandfliesen ausgestattet ist. Das

oberste Geschoss mit den „Schwesternzimmern“ ist – wie erwähnt – auf die 2,5 m dicke Schutzdecke des eigentlichen Bunkers zum größten Teil aus außen unverputztem Ziegelmauerwerk aufgesetzt. Nur der Bereich um den Bettenfahrstuhl und die Treppenhäuser im Osten und ein Kern mit dem nach oben durchlaufenden Heizkamin und dem

Abluftschacht im Westen sind betoniert. Die zwischenzeitliche Öffnung in der nördlichen Außenwand für den Anbau-Fahrstuhl ist heute vermauert.

Weitgehend authentischer Erhaltungszustand der Klinik
Wenngleich die Frauen- und Kinderklinik im Zweiten Weltkrieg durch Luftangriffe stark beschädigt wurde, ist sie zusammen mit dem Hochbunker nicht nur ein Baudenkmal der Dreißiger Jahre, sondern durch den Wiederaufbau von 1948 bis 1950, der sich eng an dem früheren Bestand orientiert hat, zugleich ein wichtiges Denkmal des Nürnberger Wiederaufbaus. Der Hochbunker ist trotz seiner diversen Veränderungen noch weitgehend authentisch erhalten und damit eindeutig als einstmaliger funktionaler Bestandteil der Klinik zu erkennen. In städtebaulicher Hinsicht bildet er zusammen mit den Zwischenbauten nach Osten zum Altbau von 1891/1932 und nach Süden (bis 1954 in alten Formen wiederaufgebaut) zur Kinderklinik hin einen baulichen Abschluss des Gesamtkomplexes an der Nordwestecke.

Roland Feitenhansl

Literatur:

Frauenklinik und Säuglingsheim Nürnberg. Festschrift zur Eröffnung. Nürnberg 1931. – Windsheimer, Bernd: 100 Jahre Klinikum Nürnberg. Die Geschichte des Nürnberger Gesundheitswesens im späten 19. und 20. Jahrhundert, Nürnberg o.J. (1997). – Bauen in Nürnberg 1933–1945. Architektur und Bauformen im Nationalsozialismus. Kat. Ausst. 1995.

Wollene Ponchos unterm Sheddach

Das Kesselhaus der ehemaligen Weberei Weiß in Helmbrechts

Ein oft übersehener Teil alter Industrieanlagen ist die Kesselanlage, ohne die im Zeitalter der Dampfmaschine nichts ging. In einem geschlossenen Gefäß oder Rohrsystem wird die Energie aus dem Brennstoff durch Verbrennung über das Medium Wasser in Dampf überführt, der durch sein Ausdehnungsbestreben Kolbendampfmaschinen oder Dampfturbinen antreibt und so thermische Energie in Bewegungsenergie umwandelt. Vom kleinsten Kessel, der ein 10-PS-Maschinchen mit Nassdampf von 6 bar versorgte, um eine Transmission antreiben zu können, bis hin zu Kraftwerken mit Dutzenden von Hochleistungs-Wasserrohrkesseln in mehreren Kesselhäusern zum Antrieb von meist zweistufigen Dampfturbinen mit Generatoren zur Stromerzeugung gab es Dampferzeuger in allen Bauvarianten für die vielfältigsten Anwendungen. Moderne Kraftwerksblöcke, wie sie heutzutage heißen, arbeiten mit Dampfdrücken von über 320 bar und erzeugen in oft vierstufigen Turbinen eine Leistung von über 1000 Megawatt.

Erfreulich viele Dampfmaschinen sind erhalten, und etliche besondere Exemplare stehen als wertvolle Beispiele der technischen Entwicklung ausdrücklich unter Denkmalschutz. Wo sie nicht in situ erhalten werden konnten, wurden sie sorgfältig abgebaut und in geeigneten Räumen

wieder installiert. Manche lassen sich sogar bewegen – mittels Elektroantrieb, was für die Anschaulichkeit immer eine Notlösung bleibt, weil mit dem Dampferzeuger ein wesentlicher Teil, die Hälfte der Maschinenanlage, fehlt. Die zugehörigen Dampfkessel nämlich wurden mitsamt ihren Kesselhäusern in der Regel abgebrochen und verschrottet. Dass es auch anders geht, zeigt das Kesselhaus der ehemaligen Weberei Weiß in Helmbrechts im Landkreis Hof im nordöstlichen Oberfranken.

Zur Geschichte der ehemaligen Weberei Weiß in Helmbrechts

Die mechanische Weberei C. F. Weiß wurde 1843 gegründet und gehört damit zu den frühesten textilindustriellen Anlagen Nordbayerns. Bis vor wenigen Jahren wurden hier noch Schals, Tücher und baumwollene Buntgewebe hergestellt, vor allem für überseeische Länder: wollene Ponchos, die in Nord- und Südamerika als indianische Originalprodukte in großem Stil bestens vermarktet wurden, waren bis 1914 zunächst das Kerngeschäft – aber eben „made in Germany“. Auf dem noch bestehenden Areal im Stadtzentrum ist das 1876 für 60 dampfbetriebene Webstühle neu errichtete dreigeschossige Webereigebäude aus Backstein

bis heute erhalten, nach Süden in den 1950er Jahren durch moderne Sheddachbauten erweitert. Noch 1996 war ein neues Werk am Stadtrand von Helmbrechts fertiggestellt und die gesamte Produktion dorthin verlagert worden. Doch das große Sterben der Textilindustrie in Oberfranken machte auch vor Helmbrechts nicht halt: 2006 musste Insolvenz angemeldet werden.

Nach und nach gelang es, die leerstehende, mittlerweile denkmalgeschützte alte Fabrik wieder mit neuem Leben zu erfüllen. Allerdings wird hier nun nicht mehr produziert, sondern verkauft: Im ersten Stock des alten Spinnereigebäudes befindet sich u. a. ein junges Modeatelier. Und das Beste: Komplett erhalten geblieben ist nicht nur der markante Schornstein, sondern auch das Kesselhaus mit seiner zuletzt genutzten technischen Ausstattung.

Das Kesselhaus und seine Ausstattung

Obwohl die Kesselanlage seit über 15 Jahren nicht mehr in Betrieb ist, präsentiert sich das Kesselhaus sehr sauber und aufgeräumt. Die Kesselanlage ist vollständig erhalten, auffällig gepflegt und besteht aus dem kohlegefeuerten MAN-Kessel von 1934, dem gasgefeuerten Standard-Kessel von 1960, dem ölgefeuerten Reinhold & Mahla-Heißwasserkessel von 1960, der Wasseraufbereitungsanlage, der Pumpstation mit Dampf- und Warmwasserverteilung, der Kesselwarte sowie dem Schornstein mit Rauchgaszuleitung. Betriebsunterlagen sind ebenfalls zu finden.

Der MAN-Kessel von 1934

Ein Großwasserraumkessel ist der MAN-Kessel von 1934 mit seinen zwei Flammrohren, Überhitzer und einem Wurfbeschicker von C. H. Weck, Greiz/Dölau; er wurde mit 16 atü betrieben. Wegen seiner Dampf-Parameter ist anzunehmen, dass er ursprünglich auch dem Antrieb einer (nicht mehr vorhandenen) Dampfmaschine oder -turbine gedient hat. Der genietete Kessel hat die übliche Einmauerung aus Ziegeln, die zwischen den senkrechten Stahlträgern nach innen gewölbt ausgeführt ist. Die Kesselfront ist mit weißen, glänzenden Keramikfliesen verkleidet, wobei der Anfang des Kessels mit seinem hinteren Kesselboden (oberhalb der Feuerung isoliert und mit Blech verkleidet) ausgespart ist. Rechts sind das Kesselmanometer und das Überhitzer-Dampfthermometer angebracht. Direkt vor die beiden Flammrohrmündungen ist der elektrisch betriebene Wurfbeschicker gesetzt. Oberhalb seines Einfülltrichters läuft die Kohlezufuhr in einem rechteckigen, waagerechten Schacht mittels Förderschnecke vom daneben gelegenen Bunkerraum her. Die Kohle wird von einer einstellbaren Mechanik portionsweise auf die Rostflächen in den beiden Flammrohren geworfen. In die Feuerungsanlage integriert sind für jedes Flammrohr ein elektrisches Unterwind-Gebläse. Die wichtigste Armatur, der Wasserstandsanzeiger, ist mittig oberhalb zwischen beiden Flammrohrmündungen in Höhe des Kesselwasserstandes an den Kesselboden geschraubt. Ein Gussträger trägt die zwei vorgeschriebenen Wasserstandsanzeiger mit Reflexionsgläsern, Bauart Cardo.

Der Dampfdom, ein oben auf den Kesselscheitel aufgenieteter zylindrischer Dampfsammelraum, trägt die Dampfentnahmeventile sowie das Sicherheitsventil. In einer am



Helmbrechts, Lkr. Hof. Links Standardkessel von 1960, rechts MAN-Kessel von 1934 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)



Helmbrechts, Lkr. Hof. Untergeschoss, Heißwasserkessel Reinhold & Mahla, Hof 1960 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)



Helmbrechts, Lkr. Hof. Kesselwarte (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)

Kesselende etwas erhöhten Aufmauerung in gleicher Ausführung wie die Kesseleinmauerung befindet sich der Schlangenrohr-Überhitzer. Er ist mit einer Dampfleitung vom Dom her an den Kessel angeschlossen.

Der Standardkessel von 1960

Der zweite Dampferzeuger von der Firma Standardkessel in Duisburg wurde 1960 installiert. Es handelt sich um einen dreizügigen Einflammrohrkessel mit Gasfeuerung. Auch dieser Kessel ist weitgehend erhalten, allerdings wurden bereits die Kesselisolierung, die Verblechung und einzelne Bauteile entfernt. Dieser Kessel mit einem höchstzulässigen Druck von 2,5 bar diente ausschließlich zur Erzeugung von Prozessdampf.

Das Untergeschoss des Kesselhauses

Im Untergeschoss des Kesselhauses ist ein ölgefeuerter Niederdruckkessel zur Heißwasserbereitung der Firma Reinhold & Mahla, Hof/Saale, Baujahr 1960, installiert. Weiter befindet sich im Eingangsbereich des Kesselhauses auf der rechten Seite eine kleine Wasseraufbereitungsanlage, bestehend aus zwei Dosierbehältern, einem Werk Tisch und darüber einem Chemikalienschrank. In diesem sind alle benötigten Reagenzien und Messbestecke aufbewahrt, um das Kesselwasser nach dem Fällverfahren als innere Aufbe-

reitung konditionieren zu können. Selbst ein Merkzettel ist innen an der Schranktür erhalten. Er weist als letzten Eintrag eine Wasseranalyse vom 1.12.1994 aus.

Kesselwarte und Verteilerzentrale

An der linken Wand neben dem Standardkessel ist die Kesselwarte, bestehend aus einem Schaltschrank, der auch alle wichtigen Betriebswerte anzeigt. Daneben führen einige Stufen in die separate Verteilerzentrale. Hier befinden sich die Dampf- und Warmwasserverteilung sowie die benötigten elektrischen Pumpen. Wie alle anderen Bereiche ist auch diese Einrichtung in sauberem und vollständigem Zustand.

Damit hat sich die gesamte Dampftechnik der Weberei aus den letzten Jahren der Produktion erhalten, und es gilt nun, ein Konzept zur weiteren Nutzung zu finden, wobei in diesem Fall – hier sind sich Stadt und Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege einig – ausdrücklich auch die Technik erhalten bleiben soll.

Eberhard Lantz mit Ergänzungen von Ulrich Kahle

„Titanic“ in Bayern: Die Josefinen-Wracks im Starnberger See

Ungefähr vor hundert Jahren, fast zur selben Zeit wie die Titanic (15. April 1912) versank ein Transportboot namens „Josefine“ im Starnberger See. Natürlich hatte dieses Boot weder annähernd die Größe der Titanic, noch hat es bei seinem Untergang Menschen mit in die Tiefe gerissen. Die Geschichte dieses Wracks wird somit auch keine Drehbuchvorlage für einen Hollywood-Erfolgsfilm abgeben. Lokalhistorisch betrachtet erzählt sie aber einiges an interessanten Details über die Entwicklung des Starnberger Sees und seines Umlandes von einer damals landwirtschaftlich und von Fischern geprägten Region zu der bei Touristen beliebten und mit Villen bebauten Gegend von heute.

Frachtschiffahrt im 19. Jahrhundert – „Josefine“ und der „Herkules von Oberbayern“

Diesen sich Mitte bis Ende des 19. Jahrhunderts bereits abzeichnenden Wandel hatte die Familie Böck erkannt. Die Geschichte dieser Familie und ihres Ammerlander Fischlebens namens „Fischermichel“ lässt sich bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen. Neben der Fischerei betrieben die Böcks Landwirtschaft und nun immer häufiger auch Frachtfahrten über den See. Transportiert wurde dabei alles Mögliche, von Baumaterial und Möbeln bis hin zu benötigten Nahrungsmitteln. Das wichtigste Transportgut dieser Zeit war natürlich das Bier: In hölzernen Fässern wurde es mit Lastkähnen, auch „Fahren“ genannt, von den Brauereien zu den immer zahlreicher werdenden Gaststätten am See geliefert.

Das größte Boot dieser Zeit am Starnberger See war die „Josefine“. Sie hatte eine Länge von ungefähr 13 m und konnte laut Überlieferung 3000 Ziegel bzw. 22 Tonnen

Fracht aufnehmen. Ob das Boot noch vom Vater Joseph Böck (1828–91) angeschafft wurde oder von seinem Sohn Georg (1862–1921), ließ sich nicht sicher klären. Die beiden waren über die Gemeindegrenzen hinaus bekannt, der Vater für seine Trinkfestigkeit (man berichtet von 30 Halben in einem Zug), der Sohn für seine kräftige Erscheinung, die ihm auch den Namen „Herkules von Oberbayern“ einbrachte. Legenden berichten von unglaublichen Kraftakten; so sollen die beiden Böcks mit eigener Kraft Zugwaggons aus den Schienen haben heben können. Und wenn das Vieh beim Pflügen ermüdet war, wurde halt der Herkules Georg vor den Pflug gespannt („ging dann eh schneller mit dem Pflügen“). Doch seine Kraft verursachte auch Probleme: Bei einem Streit im Wirtshaus wurde angeblich seinem Gegner der Schädel zertrümmert. Daraufhin verbrachten Sohn und



Die „kleine Josefine“; vorne ist die Bugschnecke zu sehen (Foto: ehem. Förderverein Sammlung Südbayerisches Schifffahrtsmuseum e.V.)



Max Colombo: Josefine II (Foto: Lino von Gartzen)

Vater einige Zeit im Gefängnis. Bei einem Ringkampf auf dem Oktoberfest in München vermöbelte der im Ringen unerfahrene Georg seinen Gegner derart (Bruch einiger Knochen), dass der Kampf mit einer Anzeige wegen Körperverletzung endete. Bei schlechter Laune soll schon mal das ganze Mobiliar mitsamt einem Kind durchs Fenster auf den Hof geflogen sein.

Wie sein Vater betrieb auch Georg Böck die Frachtschiffahrt, und nachdem seine vier Brüder zur Dampfschiffahrt gingen und dort Kapitäne wurden, übernahm er die Geschäfte des Vaters und baute diese aus. Er lieferte mit seiner „Josefine“ um 1890 Baumaterial für den Bau der Seeburg in Allmannshausen und später für den Bau der Votivkapelle in Berg. In dieser Hoch-Zeit der Frachtschiffahrt hatte der „Fischermichel“ ein spezielles Gleis der Bahn in Starnberg, wo die Fracht direkt vom Zug auf das Boot umgeladen werden konnte. Dazu betrieb er auch noch eine eigene



Bugschnecke der „kleinen Josefine“, aus dem Wasser geborgen in den 1970er Jahren (Foto: Lino von Gartzen)

Kiesgrube direkt am See südlich der Seeburg bei Allmannshausen. An der Stelle, an der sich früher diese Kiesgrube befand, steht jetzt das sogenannte „Bayerische Haus“. Hier wurde über mehrere Jahre hinweg Kies gefördert und mit der großen „Josefine“ an die verschiedensten Baustellen geliefert.

Wann genau diese „Josefine“ gebaut wurde – sie stammte ursprünglich vom Ammersee – und wann sie in den Besitz der Familie Böck gelangte, ist ebenfalls nicht sicher festzustellen. Genauso verhält es sich es mit ihrem Ende: Drei verschiedene Geschichten sind zu ihrem Untergang überliefert.

1. Das Boot wurde (vermutlich 1895) vom Eis abgetrieben, zerdrückt und sank.
2. Die „Josefine“ sank 1908 in einem Sturm vor der Steilwand.
3. Die Ankerkette brach im Sturm, und das Boot versank im Winter 1899/1900.

Taucherkundung

Im Jahr 2001 fanden Taucher in 85 m Tiefe das Wrack eines großen Bootes südlich der Seeburg. Bei einem Tauchgang im Herbst 2007 und anhand von Fotos konnten wir dieses Boot als die große „Josefine“ identifizieren. Das Wrack ist in einem relativ guten Zustand, der Bugbereich jedoch stark beschädigt bzw. fehlen Teile davon. Diese Beschädigungen und der Fund einer in der Nähe liegenden Holzfassboje sprechen für die Variante 2 der Geschichte des Untergangs.

Nach dem Untergang der großen „Josefine“ führten die Böcks ihre Transportfahrten noch einige Jahre mit einem kleineren Boot auf dem See fort. Dieses Boot bekam nicht nur denselben Namen „Josefine“, sondern teilte auch das Schicksal ihrer Vorgängerin: Sie versank nur wenige Jahre später (vermutlich zwischen 1911 und 1914) im Starnberger See bei Berg. Mit dem Untergang dieser zweiten, kleinen „Josefine“ ging die Zeit der Transportschiffahrt der Familie Böck am Starnberger See zu Ende, denn die Transportwege über Land wurden immer besser ausgebaut, und auch die Kraftfahrzeuge wurden immer leistungsfähiger.

Das Wrack der „kleinen Josefine“ steht aber auch für eine weitere historische Besonderheit des Starnberger Sees: Das Wrack wurde in den 1970er Jahren in 40 m Tiefe bei Berg gefunden und später von Tauchern der Bayerischen Gesellschaft für Unterwasserarchäologie untersucht und identifiziert. Neben der Ladung, bestehend aus Steinschindeln, war vor allem ein Detail dieses Wracks historisch besonders interessant: die sogenannte Bugschnecke. Diese sehr schöne, für den Starnberger See typische und damals sehr häufig vorkommende Verzierung des Bugs findet sich heute leider sonst nur noch auf vielen alten Zeichnungen, Gemälden und Stichen.

Lino von Gartzen, BGfU

Quellen: Fam. Böck, Fam Andrä, H. Schmied, (ehem.) Förderverein Südbayerisches Schifffahrtsmuseum e.V.

Taucherkundung, „große Josefine“ in 85 m Tiefe (Foto: Wilke Reints)



Altes Bierfass nahe dem „Biersteg“ in Ammerland (Foto: Lino von Gartzen)

Schätze aus dem Bildarchiv

Bayern unter Holz

Nach „Stroh“ (DI 134, S. 36/37) und „Stein“ (DI 144, S. 50/51) folgt nun passend zum Thema des diesjährigen Tages des offenen Denkmals am 9. September 2012 „Holz“ als regionaltypische, traditionelle Dacheindeckung bzw. Hausverkleidung sowie als Baumaterial.

Die historischen Fotografien beweisen, dass dies in den holzreichen Gebieten Bayerns keineswegs nur für Hütten oder die sog. „Waldlerhäuser“ galt, sondern überraschenderweise auch für den repräsentativen Haus-, Schloss- oder Kirchenbau. Was einst etwas ganz Typisches, Selbstverständliches war – Heimat mitdefinierte –, ist in den letzten 60 Jahren bis auf einzelne Denkmäler verschwunden. Welch ein Verlust an Bau- wie Lebensqualität, an vielfältiger Schönheit der Ortsbilder dies bedeutet, kann heute leider nur mehr über solche Aufnahmen nachvollzogen werden. Sie halten die Erinnerung wach und machen zugleich wachsam im Umgang mit dem Verbliebenen.

Markus Hundemer

Fotos: BLfD, Repro: Markus Hundemer



Schindelgedecktes Schloss Hagn, Gde. Neukirchen, Lkr. Straubing-Bogen, NB, 13 × 18 cm Gelatinetrockenplatte, um 1920



Schindelgedecktes Bauernhaus in Rottenmann, Gde. Stephansposching, Lkr. Deggendorf, NB, 13 × 18 cm Gelatinetrockenplatte, um 1920



Schindelgedeckte Kirche St. Jacobus Maior in Marchaney, Stadt Tirschenreuth, Lkr. Tirschenreuth, OPf., Foto: Friedrich Carl Weysser, 13 × 18 cm Gelatinetrockenplatte, um 1905



Schindelgedecktes und in Blockbauweise errichtetes Anwesen an der Oberen Dorfstraße in Tiefenbach, Lkr. Cham, OPf., Foto: Friedrich Carl Weysser, 13 × 18 cm Gelatinetrockenplatte, um 1905



Dachlandschaft aus Legschindeln in Mittenwald, Lkr. Garmisch-Partenkirchen, OBB, Foto: Carl Stechele, 9 × 12 cm Gelatinetrockenplatte, um 1920



Mit Legschindel gedecktes Anwesen in Hintergern, Lkr. Berchtesgadener Land, OBB, Foto: Otto Wernhard, 12 × 16,5 cm Gelatinepapier, um 1910



Schindelgedeckter und in Blockbauweise errichteter Hof „beim Dischinger“, Sauerlach, Lkr. München, OBB, ca. 18 × 24 cm Albuminpapier, um 1900



Verschindeltes Rathaus aus dem Jahr 1754 in Scheidegg, Lkr. Lindau, SCH, Foto: Adam Karl Horn, 9 × 12 cm Gelatinetrockenplatte, um 1950



Hölzerne Kapelle in Kaimling, Gde. Vohenstrauß, Lkr. Neustadt a.d. Waldnaab, OPf., Foto: Friedrich Carl Weysser, 13 × 18 cm Gelatinetrockenplatte, um 1905



Ortszentrum von Krün, Lkr. Garmisch-Partenkirchen, OBB, Foto: Carl Stechele, 9 × 12 cm Gelatinetrockenplatte, um 1920

Denkmäler unter dem Pflaster

Eine ungewöhnliche Stollenanlage auf dem Gelände der Alten Spinnerei in Bayreuth

Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege befasst sich auch mit den denkmalwürdigen unterirdischen Hohlräumen in Bayern wie Höhlen, Kellern und Bergwerksanlagen. Aufgabe ist es, den Bestand zu dokumentieren und zu beschreiben, um eine Grundlage für die Beurteilung ihres Denkmalwertes zu schaffen. Dazu sind u. a. besondere Dokumentations- und Befahrungsmethoden notwendig, die zumeist dem Bergbau und besonders der Höhlenforschung entlehnt sind.

Bekannt ist Bayreuth durch seine alljährlich stattfindenden Wagner-Festspiele, sein barockes Opernhaus oder seine weitläufige Gartenanlage Eremitage – das obertägig sichtbare Bayreuth eben. Richtet man sein Augenmerk jedoch unter das Straßenpflaster, nimmt den Straßenbelag ab oder öffnet die Kanaldeckel, so gelangt man in eine Unterwelt, die bis vor etwa zwei Jahren niemandem zugänglich und so gut wie unbekannt war. Freilich wissen viele Bayreuther Bürger, dass es Keller in Bayreuth gibt – „man kann sogar mit dem Boot von St. Georgen (im Nordosten der Stadt gelegen) quer durch die Stadt unter dem Main durchfahren und kommt bei den Neunundneunzig Gärten wieder heraus.“ (Aussage einer Bayreuther Bürgerin). Die Erforschung und Erfassung dieser vom Menschen in den Untergrund geschlagenen denkmalwürdigen Hohlräume gibt uns Hinweise auf ihre Entstehung und Funktion, darüber hinaus aber auch die Siedlungsgeschichte samt den Altstraßen.

Teile der Stollenanlage werden entdeckt

Zu Beginn der 1990er Jahre entdeckte man beim Bau des Landratsamtes in Bayreuth eine Stollenführung, dokumentierte ein paar Meter der Anlage mit der Kamera, zerstörte

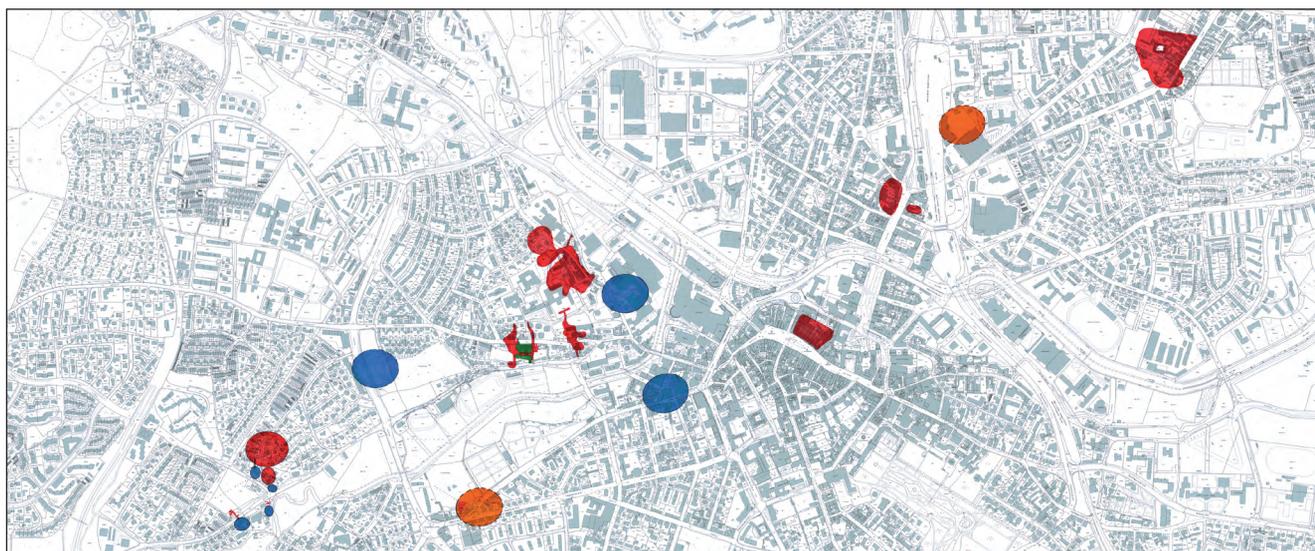
oder vermauerte aber dann die störenden Gangfortsetzungen. Auch davor waren schon mehrfach Tagbrüche im Stadtgebiet aufgetreten und in einem etwas blinden Aktionismus einfach mit Beton verschlossen worden.

Fast zwanzig Jahre später jedoch öffnete sich der Boden erneut im Johannes-Stumpf-Weg. Hier brach im Juli 2009 die Decke (Firste) einer zuvor nur wenig bekannten Kelleranlage ein und bildete an der Erdoberfläche einen Tagbruch im Straßenbereich. Im Zuge der Bearbeitung bat die Stadt Bayreuth das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, sich der unterirdischen Hohlräume anzunehmen. Bei den ersten Befahrungen zeigte sich eine weitläufige, wohl etwa 1,5 km lange, mehrphasige Kelleranlage mit unterschiedlicher Nutzung. Seit 2010 versucht nun die Stadt Bayreuth selbst, die künstlichen Hohlräume im Stadtgebiet zu dokumentieren, um sie gegebenenfalls touristisch nutzen zu können.

Zur Befahrungstechnik

Doch zurück zur Stollenanlage unter der Alten Spinnerei, die von Dr. Thomas Striebel, Stefan Hedler, Birgit Hielscher, Rüdiger Schlenk von der Höhlenforschungsgruppe Blaustein und dem Verfasser dokumentiert wurde. Der Zugang zu der unterirdischen Stollenanlage erfolgt über eine Einstiegsöffnung auf dem Gelände der ehemaligen Spinnerei, die hier seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bis nach dem Zweiten Weltkrieg ansässig war. Nach Abheben eines Kanaldeckels steigt man über einen aus Ziegelsteinen gemauerten Schacht etwa sechs Meter tief in den Untergrund. Schließlich steht man auf der Stollensohle im Abwasser, das durch zahlreiche moderne Kanalrohre in die Anlage eingeleitet wird. Um die

Bayreuth. Die bisher grob lokalisierten Stollen- und Kelleranlagen ziehen sich wie ein Band, entsprechend der geologischen Verteilung des Burgsandsteins, quer über das Stadtgebiet von Bayreuth, dabei ist die Lage der Hohlräume nicht immer geklärt. Zur Orientierung auf dem Ausschnitt des Katasterplanes der Stadt Bayreuth: Der „Stern von St. Georgen“ mit seinen unzähligen Keller- und Stollenanlagen befindet sich rechts oben im Kartenausschnitt und links unten befinden sich weitere Hohlräume im Bereich der Neckerstraße/Adlerstraße. Rot und Grün = Keller sind im Grundriss bekannt, Blau = Informationen liegen vor und bedürfen einer Überprüfung, Orange = werden derzeit dokumentiert. Die hier im Beitrag vorgestellte Stollenanlage liegt zwischen Hauptbahnhof im Westen und Landratsamt im Osten (Karte thematisch ergänzt durch Bernhard Häck, BLfD)



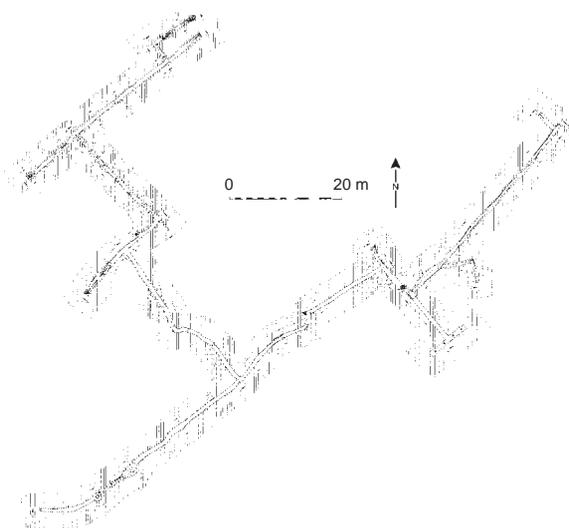
einzelnen Stollenabschnitte befahren zu können – wie man im Bergbau sagt –, muss man entweder auf dem Bauch oder auf allen Vieren durch enge, schmutzige feuchte Streckenabschnitte kriechen, deren Höhe und Breite manchmal 50 cm nicht überschreitet. In anderen Streckenabschnitten kann man aufrecht gehen, wobei Engstellen von bis zu 30 cm Breite und Kletterwände zu meistern sind, da einzelne mehrphasige Abschnitte der Stollenführungen in unterschiedlicher Höhe aufeinander treffen.

Die Stollenkubatur

Die untersuchte Strecke beläuft sich derzeit auf 320 m Gesamtlänge, wobei sich die Stollenanlage aus mehreren, meist orthogonal zueinander verlaufenden Teilstrecken von bis zu 75 m Länge zusammensetzt. Die Raumkubatur ist meist hochoval in den anstehenden Burgsandstein geschlagen und hat eine Breite zwischen 0,50 und 0,80 m bei einer Raumhöhe von 1,20 bis 4,20 m. Die beiden im Südwesten und Nordosten sich abzeichnenden Fortsetzungen der Stollenführung konnten bisher noch nicht untersucht werden, da sie unter Wasser stehen oder verfüllt sind. Weitere Stollenfortsetzungen sind beim Bau der noch stehenden Gebäudetrakte zerstört worden. Die Stollen sind in der Regel mit Wasserseigen, in die Stollensohle eingearbeiteten Wasserriegen, versehen.



Drei quer zu- und übereinander verlaufende Stollenstrecken, markiert durch die Personen (Foto: BLfD, Bernhard Häck)



Grundriss der Stollen- und Wasserseigen unter dem Gelände der ehemaligen Spinnerei von Bayreuth (Zeichnung: BLfD, Bernhard Häck)

Entstehung und Nutzung der Stollenanlage

Nach dem Niederbringen von Bauhilfsschächten in unregelmäßigen Abständen hatte man im sogenannten Gegenortverfahren einzelne Baulose aufeinander zugeführt. Auftretende Messfehler beim Auffahren der Teilstrecken hatten Richtungskorrekturen mit Einschluss von finalen Versicherungshaken erfordert, die sich heute noch recht deutlich im Grund- und Aufriss darstellen und uns so Einblicke in die Vermessungs- und Entstehungsphasen geben. Die Stollengänge wurden mit Keilhaue, anschließend mit Schlegel und Eisen in den Fels geschlagen. Zum Schluss arbeitete man die Wände mit dem Zweispitz sauber nach. In kleinen ovalen oder runden Lichtnischen standen Talg- oder mit Öl gefüllte Schalen als Lichtquellen für die Bergarbeiter bereit.

Die Anlage teilt sich in einen älteren, feuchteren südlichen sowie in einen jüngeren, trockeneren nördlichen Bereich. Verfüllungen unterschiedlichster Art und erst jüngst eingebrachte Abflussrohre erschweren nicht nur „geruchstechnisch“ die Befahrung dieses südlichen Stollenabschnittes. Weitere Stollenrelikte, Sondierungs-/Prospektionsstollen, sind durch die einzelnen Teilstrecken angeschnitten worden, die Weiterführung ist jedoch wegen der angesprochenen Zerstörungen beim Bau des Landratsamtes unbekannt. Dieser Teil der Stollenanlage dürfte ins späte Mittelalter oder in die Frühneuzeit datieren, worauf einzelne Baubefunde innerhalb der Anlage hinweisen. Der nördliche jüngere Stollenabschnitt ist mehrfach baulich verändert worden, wobei sogar Ziegelmauerwerk ungleicher Mauermatrix in den Stößen (Wänden) und Firsten (Decke) verbaut wurde. Wie Archivalien belegen, wurde dieser Teil der Stollenanlage bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein genutzt und teilweise baulich überformt. Die Anlage wurde wohl hauptsächlich zur Wasserführung genutzt, wobei man das Bergwasser mit einem leichten Gefälle von Osten her kanalisiert zusammenführte und weiterleitete. Wir erhalten dadurch Einblicke in die bisher eher wenig bekannten barocken Wasserbaukünste der Region. Relikte von Prospektionsstollen können auch auf die Suche nach Bodenschätzen verweisen.



Mutterschacht von der Sohle aus nach oben, mit den verschiedenen Stollenführungen (Foto: BLfD, Bernhard Häck)

Der Mutterschacht im Stollensystem

Wie die bisherigen Untersuchungen ergaben, haben die Wasserseigen ein Gefälle zwischen 0,71 und 2,82 % (wobei die Prospektionsstollen ein Gefälle von 8,62 bis 20,55 % besitzen) und führen zum größten und tiefsten Schacht in der Anlage, dem sogenannten Mutterschacht. In den 1,10 x 1,40 m großen und bisher etwa 10,20 m tiefen, in den Felsen geschlagenen Schacht münden bisher nachweislich sechs unterschiedlich alte und große Streckenführungen, die ihr Wasser in den Schacht leiten – was mitunter regelrechte Wasserfälle entstehen lässt. Die Nutzung solcher Mutterschächte hat bereits der Chemnitzer Stadtarzt und Bürgermeister Georg Agricola (1494–1555) in seinem ein Jahr nach

seinem Tode 1556 erschienenen Werk über „De re metallica libri XII“ beschrieben.

Was berichten historische Karten und Archivalien?

Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein war das Gelände, unter dem sich die Stollenanlage befindet, als „Hintere Peunt“ bekannt, ein Areal, das wirtschaftlich nicht genutzt werden konnte. In diesem Bereich stand ehemals das Brandenburger Tor, von dem aus zwei Hohlwege (die heutige Markgrafenallee und die Bismarckstraße) nach Nordosten in Richtung St. Georgen führten. Nordwestlich der heutigen Markgrafenallee lagen zwei kleinere, den Hohlweg begleitende Hügel. Die Prospektions- und Wasserseigenstollen wurden also in ein unbebautes hügeliges Gelände gegraben. Im Zusammenhang mit der Untersuchung weiterer Stollenanlagen in St. Georgen und im Bereich der heutigen Justizvollzugsanstalt ist derzeit zu vermuten, dass diese Wasserseigen wohl im Zuge der Wassernutzung u. a. des sogenannten Brandenburger Weihers und später eventuell auch wegen der barocken Gartenanlage von St. Georgen angelegt wurden. Der Brandenburger Weiher wurde 1499 erstmals erwähnt, im 16. Jahrhundert ausgebaut und schließlich von Erbprinz Georg Wilhelm (1668–1726; auch namengebend für St. Georgen) im Jahre 1722 schiffbar gemacht. Er wurde 1775 zugeschüttet. Auf dem Areal befindet sich heute ein Neubau- und Industriegebiet, und die Wasserseigen werden heute noch – jedoch in anderer Funktion – als Abwasserkanal von der Stadt Bayreuth verwendet.

Bernhard Häck

DENKMALGESCHÜTZTE 40 Jahre SPORTSTÄTTEN nach Olympia München

Das Gestüt Heimathshausen in Starnberg

Geschichte

Seit Oktober 2010 ist das Pferdegüst in Heimathshausen als Baudenkmal in die Denkmalliste eingetragen. Das Gut befindet sich etwa 2 km nordöstlich von Starnberg zwischen weiten Wiesen- und Waldflächen. Die Anlage ist über eine Allee mit der Bebauung in Percha und dem Verbindungsweg zum Gut Buchhof städtebaulich-landschaftlich gefasst; die Einzellage konnte bis jetzt erhalten bleiben, ohne durch eine zu nah herangeführte spätere Bebauung gestört zu werden. Dieses Gestüt ist der Ort einer in der Nachkriegszeit jahrzehntelangen erfolgreichen Pferdezucht, die erst vor kurzem eingestellt wurde. Darüber hinaus ist es allerdings auch ein Dokument für den Willen der NS-Machthaber, in alle Bereiche des Lebens, nicht zuletzt des Sports, einzugreifen.

Das Ende des 9. Jahrhunderts erstmals genannte *Hamareshusvn* war bis in die 1930er Jahre ein kleiner Weiler, bestehend nur aus einem Hof. Seit 1883 im Besitz der Familie von Maffei, denen auch das benachbarte Gut Buchhof gehörte, gelangte es 1939 – nach zwei weiteren Zwischeneigentümern – zusammen mit dem Gut Buchhof in den Besitz des Pferdevereins „Das Braune Band von Deutschland e.V.“ Zusammen mit dem zweiten Träger, dem „Gestüt Isarland“, ließ der neue Besitzer die Stallungen und Stadel des Guts abbrechen und baute es zu einem Gestüt um. Dieses wurde Bestandteil des auf mehrere Standorte verteilten „Gestüts Isarland“, gegründet 1935 unter Mitwirkung der Stadt München und des Kreises Oberbayern, um Pferdezucht und Pferdesport stärker zu fördern. Als erstes Gebäude errich-

tete der Münchner Oberbaurat und spätere Stadtbaurat Karl Meitinger 1935 in Leutstetten Stallungen für die Zucht. In den folgenden Jahren wurde das Gestüt um das Stammgut Heimathshausen, das Gut Buchhof, das Schlossgut Planegg als Jährlingshof sowie die Rennställe und die Rennbahn in Riem nach und nach erweitert.

Treibende Kraft für das Gesamtunternehmen war Christian Weber, einer der wenigen Duzfreunde Adolf Hitlers und ein „Pferdenarr“. Der 1883 geborene Weber hatte Hitler 1920 kennengelernt und war 1921 der NSDAP beigetreten. Er stieg in die Münchner Lokalpolitik ein, war seit 1926 Stadtrat und ab 1934 Ratscherr. Hitler ernannte ihn im März 1933 zum Präsidenten des Kreistags von Oberbayern und zum Präsidenten des „Wirtschaftsbundes Deutscher Rennstallbesitzer und Vollblutzüchter“. Außerdem war er Präsident im „Kuratorium für das Braune Band von Deutschland“. Heinrich Himmler hatte ihn 1936 zudem in den Rang eines SS-Brigadeführers erhoben und ernannte ihn im folgenden Jahr zum Inspekteur der SS-Reitschulen, womit er für alle Belange der Reiter-SS zuständig war. Der überaus geschäftstüchtige Weber wurde bei Kriegsende 1945 verhaftet und kam am 11. Mai 1945 bei einem Autounfall ums Leben.

Die Anlage in Heimathshausen steht in unmittelbarem Zusammenhang mit Webers Aufgabe im „Kuratorium für das Braune Band von Deutschland“, das seit 1934 Pferderennen auf der Galopprennbahn in München-Riem veranstaltete. Initiiert vom NS-Regime, sollte es den Vorrang des Nationalsozialismus auch im Bereich des Pferderennsports demonstrieren und dem Großen Preis von Baden den Rang als bedeutendstes deutsches Galopprennen streitig machen. Die führenden europäischen Rennställe schickten noch bis



Heimathshausen, Stadt Starnberg. Gesamtanlage aus der Luft (Foto: Bayerische Vermessungsverwaltung, 2012)



Heimathshausen, Stadt Starnberg. Dreiflügelanlage von Südwesten mit Allee (Foto: BLfD, Burkhard Körner)



Westlicher Flügel mit Kopfbau (Foto: BLfD, Burkhard Körner)

in das Kriegsjahr 1944 ihre besten Pferde und Jockeys an den Start des jährlich stattfindenden, hochdotierten Rennens. Nach dem Zweiten Weltkrieg bestand unter dem Namen „Gestüt Isarland“ nur die Anlage in Heimathshausen unter Trägerschaft des Münchner Vereins zur Förderung der Pferdezucht e.V. weiter.

Die denkmalgeschützte Anlage

Das bis ins 17. Jahrhundert zurückreichende Gut Heimathshausen bestand aus einem großen und einem weiteren, kleineren Wohnstallhaus, evtl. in Austragsnutzung, sowie vier Nebengebäuden. Im Rahmen der Errichtung des Gestüts wurden die Gebäude 1939 mit Ausnahme des erheblich verkürzten Wohnstallhauses abgebrochen. Anschließend entstanden nordöstlich die dreiflügelige Anlage des Gestüts sowie westlich ein wohl von Kriegsgefangenen errichtetes Nebengebäude. Eine im nahe gelegenen Moos geplante Rennbahn gelangte nicht mehr zur Ausführung. In südwestlicher Richtung führt eine Allee vom Gestüt auf das etwa 1 km entfernte, 1935 errichtete Altenheim St. Josef zu. Durch den Bau der Autobahn nach Starnberg wurde die Allee gekappt und die Sichtbeziehung unterbrochen, doch konnte die Allee in ihrem überwiegenden Teil bis jetzt erhalten werden.

Den Kern des Guts bildet das dreiflügelige, nach Südwesten geöffnete Hauptgebäude. Der nördliche Querflügel sowie zwei Drittel der Seitenflügel werden für Stall-, Stadel- und Lagerräume genutzt. An den Kopfbau schließen sich zweigeschossige Wohn- und Verwaltungsbauten an. Flachsatteldächer, weite Dachüberhänge, Freigebinde sowie



Östlicher Flügel von Osten (Foto: BLfD, Burkhard Körner)

Bundwerk prägen die äußere Erscheinung der Gesamtanlage in Reminiszenz an die traditionell-regionale Architektur des bayerischen Oberlandes und den Geist des heimatgebundenen Bauens. Wegen der engen stilistischen Beziehungen zum

Gut Leutstetten ist Karl Meitinger auch für das Gestüt in Heimathshausen als Architekt anzunehmen. Herausragende Bedeutung hat das Gestüt Heimathshausen wegen seiner baulichen Überlieferung aus den 1930er Jahren als exemplarisches Beispiel für die Architekturauffassung des Dritten Reiches, seiner Rolle als Stammhof des Gestüts Isarland und der damit einhergehenden Verbindung mit der nationalsozialistischen Pferderennsportveranstaltung des „Braunen Bandes von Deutschland“ und des städtebaulichen Stellenwerts der Gesamtanlage und nicht zuletzt auch als bayerische Sport- bzw. Pferdezuchtstätte.

Burkhard Körner

Sporthalle Augsburg, Ulrich-Hofmaier-Straße 30

Die Stadt Augsburg schrieb im Juni 1962 einen Ideen- und Preiswettbewerb für den Neubau einer kommunalen Sporthalle aus, die in unmittelbarer Nähe des im Herbst 1951 eröffneten Rosenaustadions errichtet werden sollte. Der vom Ingenieurbüro Dr.-Ing. Hugo Gall (Reutlingen) und vom Augsburger Bauunternehmen Thormann und Stiefel AG („THOSTI“) vorgelegte Entwurf wurde vom Preisgericht als kostengünstigste und zugleich unkonventionellste Konzeption für eine stützenlose Halle dieser Größenordnung mit dem ersten Preis ausgezeichnet. Am 18. März 1963 entschied sich der Stadtrat Augsburg für die Realisierung des preisgekrönten Entwurfs und übertrug die bauliche Ausführung dem städtischen Hochbauamt. Die Grundsteinlegung erfolgte am 29. Oktober 1963, und am 11. Dezember 1965 wurde die Sporthalle mit dem Hallenhandball-Länderspiel Deutschland – Frankreich eröffnet. In den folgenden Jahrzehnten etablierte sich die „Sporthalle Augsburg“ zum Veranstaltungsort unzähliger Sport- und Kulturveranstaltungen.

Das äußere Erscheinungsbild des freistehenden Baukörpers wird durch die an den beiden Längsseiten überragenden

Augsburg, Sporthalle. Blick von Südosten (Foto: BLfD, Doris Ebner)



Augsburg, Sporthalle. Blick von Südwesten (Foto: BLfD, Doris Ebner)

Tribünen und ansteigende Fensterstufen bestimmt. Zwischen insgesamt 18 jeweils 15 m hohe Beton-Tragepfeiler ist die Dachkonstruktion mit 60 m Spannweite eingehängt. Stahlseile tragen rund 1500 vorgefertigte Betonplatten, welche die mittig etwa 5 m durchhängende Dachfläche bilden, die der Neigung der Tribünen folgend nach außen hin ansteigt.

Im Innern flankieren die für 3093 Zuschauer ausgelegten Tribünen ein Spielfeld mit den Abmessungen von 48 × 26 m. Bei maximaler Bestuhlung konnte im Falle von kulturellen Veranstaltungen die Kapazität je nach Größe des Podiums auf 4200 Plätze erweitert werden. Das Kellergeschoss beherbergt neben Trainings- und Umkleieräumen die fast unverändert erhaltenen infrastrukturellen Einrichtungen.

Die Sporthalle Augsburg stellt mit ihrer Seilträgerhängedach-Konstruktion und wegen ihres aus funktionalen Kriterien entwickelten äußeren Erscheinungsbildes eine in Bayern einmalige baukünstlerische und ingenieurtechnische Leistung dar und wurde im Frühjahr 2003 in die Denkmalliste aufgenommen.

Werner Lutz
Architekturmuseum Schwaben

MUSEUM

Museum im Bahnhof: Vorgeschichtsmuseum „Urzeitbahnhof Hartmannshof“ eröffnet

Das Museumsgebäude

Nach zweieinhalbjähriger Vorbereitung wurde am 15. Oktober 2011 das Vorgeschichtsmuseum „Urzeitbahnhof Hartmannshof“ eröffnet. Das 1858/59 erbaute denkmalgeschützte Bahnhofsgebäude ist eines der wenigen noch weitgehend erhalten gebliebenen Stationsgebäude an der Osteisenbahn im Streckenabschnitt zwischen Nürnberg und Amberg. Planung und Ausführung werden dem bekannten Architekten Georg Friedrich Christian Bürklein (1813–1872), einem Schüler Friedrich von Gärtners, zugeschrieben. Nicht zuletzt der „liegende Dachstuhl“ zeichnet das Gebäude als herausragendes Baudenkmal an der Schwelle zum Industriezeitalter aus.

Das nicht mehr als solches genutzte Bahnhofsgebäude – an dem aber sehr wohl noch Züge halten – bot sich an, auf ca. 190 qm Fläche Museumsräume einzurichten. Besitzer Kurt Tausendpfund hat das Ober- und Dachgeschoss dem Förderverein Hunas – Archiv des Eiszeitalters e. V. Hartmannshof übereignet, der auch Träger und Betreiber des Museums ist. Im Erdgeschoss ist eine Gaststätte mit Biergarten integriert.

Die vorzügliche Verkehrsanbindung ist ein großer Pluspunkt des Museums, denn Hartmannshof ist Endstation der S-Bahnlinie 1, die zwischen Bamberg – Nürnberg – Hartmannshof verkehrt. Ein Regionalexpress mit Halt in Hartmannshof fährt stündlich von Neustadt a. d. Waldnaab über Weiden, Schwandorf, Amberg, Sulzbach-Rosenberg nach Nürnberg. In nur 21 Minuten Fahrzeit erreicht man von Nürnberg Hauptbahnhof aus unser Museum. Mit dem Auto kommt man über die Bundesstraße 14 direkt nach Hartmannshof. Unmittelbar am Museum führt auch der Fünf-Flüsse-Radweg, der stark frequentiert wird, vorbei.

Die Ausstellung

In der Kleinregion verknüpfen sich Erd- und Landschaftsgeschichte sowie Menschheits- und Besiedlungsgeschichte in ungewöhnlicher Dichte von der Eiszeit bis zum Ende keltischer Zivilisation. Dies wird in der Ausstellung gezeigt.

Das Obergeschoss ist ganz der 1956 vom Erlanger Universitätsprofessor Florian Heller entdeckten **Höhlenruine von Hunas** gewidmet. Die Ergebnisse der langjährigen Ausgrabungen 1956–1964 und 1983–2011 zeigen, dass die Ablagerungen in dieser Höhle ein einmaliges Archiv zur Umweltgeschichte des eiszeitlichen Menschen darstellen.

Die Reste von mehr als 140 Tierarten bilden die umfangreichste Quellengruppe im Fundmaterial von Hunas, darunter sind Fuchs, Wolf, Höhlenhyäne und Höhlenbär, aber auch Rothirsch, Wildpferd und Nashorn zu nennen.

Von ganz besonderer Bedeutung sind die Reste von Primaten. Das sind zum einen Zähne und Knochen von Makaken

(Berberaffen), zum anderen der Weisheitszahn eines Neandertalers, das bislang älteste Überbleibsel eines Menschen in Bayern. Auf Spuren des Menschen traf man in fast allen Schichten; dabei zeigen die gefundenen Steinwerkzeug-Inventare in der Art und Weise ihrer Herstellung deutliche Unterschiede. Die bisher aufgeschlossenen Schichten spiegeln einen mehrfachen Wandel des Klimas wider.

Der chronologisch konzipierte Rundgang führt im Dachgeschoss zunächst zum **Spätpaläolithikum** mit ehemaligen Jagdstationen. Ein Fundplatz an der Pegnitz bei Pommelsbrunn-Eschenbach und ein weiterer am Högenbach im Ortsbereich von Hartmannshof liefern typische Steinwerkzeuge. Im gegenüber platzierten Modell eines steinzeitlichen Jägerlagers gibt es viele Details zur Behausung und Lebensweise im Alltag zu entdecken.

Die Kleinregion um Hartmannshof ist reich an **mesolithischen** Freilandfundstellen, die sowohl im unteren Bereich der Talränder als auch auf der Hochfläche der Kuppenalb liegen. Am Ende der Eiszeit veränderten sich die Lebensbedingungen gravierend, denn das Klima erwärmte sich in wenigen Jahrzehnten um 6 Grad Celsius. Die Steppentiere verschwanden; die Menschen entwickelten neue Jagdtechniken und Waffen für die Jagd im Wald. Typisch sind sogenannte Mikrolithen, die als Pfeilspitzen oder zu mehreren hintereinander geschäftet als Harpunen dienten. Rekonstruktionen veranschaulichen ihre Verwendung.

Neben Jagd und Fischfang war das Sammeln von essbaren Pflanzen ein weiterer wichtiger Nahrungserwerb. Grundnahrungsmittel war die kalorienreiche Haselnuss, die in Massen vorkam. Informationen über essbare Pflanzen und



Vorgeschichtsmuseum „Urzeitbahnhof Hartmannshof“, Gde. Pommelsbrunn, Lkr. Nürnberger Land (Foto: Werner Sörgel)



Vorgeschichtsmuseum „Urzeitbahnhof Hartmannshof“: Blick in die Ausstellung im Dachgeschoss (Foto: Zeichenundzeit Nürnberg)



Vorgeschichtsmuseum „Urzeitbahnhof Hartmannshof“: Ausstellung: Keltisches Siedlungswesen (Foto: Zeichenundzeit Nürnberg)

Früchte erhält der Besucher durch Öffnen einer Schublade. Zu Beginn der **Jungsteinzeit** erfolgte ein weitreichender Umbruch: Der Mensch wird Ackerbauer und Viehzüchter. In der ältesten neolithischen Kultur, der Linearbandkeramik, wurde zuerst auf den fruchtbaren Lössböden gesiedelt. Erst im 4. Jahrtausend zeichnet sich auch in unserem Kleinraum diese Entwicklung ab. Zwei geschliffene Steinbeile, sogenannte „Schuhleistenkeile“, aus Guntersrieth und Mittelburg sind die ältesten Belege dieser neuen Epoche in unserem Raum.

Vor etwa 2800 v. Chr. treten in weiten Teilen Mitteleuropas **schnurkeramische Kulturen** auf. Eine Kollektion schnurkeramischer Funde belegt auf dem Hochberg bei Mittelburg eine der wenigen in Bayern bekannt gewordenen Höhensiedlungen. Ein Steinbeil aus nordischem Flint ist eindeutig ein Importstück. – Ein weiterer bedeutender Fund ist ein Grab der **Glockenbecherkultur** von Hartmannshof, der erste gut beobachtete Grabfund aus Mittelfranken.

Der Höhensiedlung Zant bei Heldmannsberg kommt in der **Bronzezeit** eine besondere Stellung zu, wie zwei hervorragend gearbeitete Randleistenbeile und der Nachweis einer Bronzwerkstatt zeigen. Die Bronzezeit ist in der gesamten Kleinregion durch Siedlungen und zugehörige Gräber gut fassbar. Neben Grabbeigaben aus Weigendorf-Deinsdorf und Guntersrieth wird auch der Hortfund von Heldmannsberg ausgestellt.

Der Rundgang führt zur bedeutenden Höhensiedlung auf der Houbirg, Gde. Happurg, die ab der späten **Urnenfelderzeit** mit dem Bau einer Mauer befestigt wurde.

Sechs Gräberfelder aus der **Hallstattzeit** und ihre Siedlungen aus dem Bereich der Region Hartmannshof bezeugen durch ihre Grabbeigaben die Vorstellung über ein Leben nach dem Tod. Eine bisher im süddeutschen Raum einmalig nachgewiesene Kultübung in der Hallstattzeit belegt das Keramikdepot von Hartmannshof „Breitfeld“.

Die **Späthallstatt- und Frühlatènezeit** stellt den Höhepunkt vorgeschichtlicher Besiedlung auf der Houbirg dar. Bedeutender Wirtschaftsfaktor dürfte die Eisengewinnung und -verarbeitung gewesen sein. Zwischen 550 und 400 v. Chr. war die Houbirg ein zentraler Ort früher Kelten und das

politisch und religiöse Zentrum der Region. Diese Funktion spiegelt sich in prächtigen Glasfunden und wertvollen Bronzefibeln wider.

Dicht besiedelt war in keltischer Zeit auch die gesamte Kleinregion um Hartmannshof. Die Hinterlassenschaften aus kleinen Ansiedlungen bieten einen vortrefflichen Einblick in das Alltagsleben der Zeit.

Mit der Besetzung des nördlichen Alpenvorlandes durch die Römer um 15 v. Chr. endet die vorgeschichtliche Zeit in Mitteleuropa und unsere Ausstellung im Museum.

Themenwanderungen rund ums Museum

Dem Besucher bietet sich auch die Möglichkeit, mehrere Bodendenkmäler im Gelände aufzusuchen. Der mit Informationstafeln ausgestattete archäologische Rundwanderweg auf dem befestigten Hochberg bei Mittelburg ist nur 3 km entfernt. Von dort sind es weitere 2 km zur großen befestigten keltischen Höhensiedlung auf der Houbirg bei Happurg.

Eine Wanderung um den 4,5 km langen Ringwall mit einem Abstecher zur altsteinzeitlichen Höhlenruine Hohler Fels bei Happurg mit einem faszinierenden Ausblick ins Tal ist zu empfehlen.

Informationstafeln weisen auf eine Hügelgräbergruppe zwischen Heldmannsberg und Aicha und auf das hallstattzeitliche Pinginfeld bei Deinsdorf hin. Beide Bodendenkmäler liegen direkt an einem ausgeschilderten Wanderweg.

Werner Sörgel

Das Vorgeschichtsmuseum Hartmannshof ist geöffnet:

1. April – 31. Oktober

Dienstag bis Samstag 13.30 bis 17 Uhr

Sonn- und Feiertage 10 bis 12 Uhr und 13.30 bis 17 Uhr

1. November – 31. März

Dienstag bis Samstag 13.30 bis 16.30 Uhr

Sonn- und Feiertage 10 bis 12 Uhr und 13.30 bis 17 Uhr

Nach Anmeldung sind Besuche auch montags und außerhalb der Öffnungszeiten möglich.

Führungen nach Anmeldung.

„Dem Himmel entgegen – 1000 Jahre Kaiserdom Bamberg 1012–2012“

Ein Gang durch die Ausstellung im Bamberger Diözesanmuseum

„So prächtig, wie es sich für den höchsten König gebührt.“ Mit diesen Worten beschrieb ein Zeitgenosse die Weihe des Bamberger Doms am 6. Mai 1012. Zu diesem Festakt hatte Kaiser Heinrich II. die Großen des Reiches und zahlreiche Bischöfe nach Bamberg eingeladen.

In diesem Jahr jährt sich die Domweihe zum 1000. Mal – Anlass genug für eine Sonderausstellung zur Geschichte des Doms im Diözesanmuseum Bamberg. Schwerpunkt ist neben der Visualisierung der Geschichte eine Darstellung zahlreicher Nebenschauplätze. Von den Wissenschaftlern, die zur Klärung der Baugeschichte beitragen, über die Handwerker, die dieses großartige architektonische Meisterwerk errichtet haben, bis hin zu den bildenden Künsten, die den Dom als Motiv entdeckt haben und dem liturgischen Leben im Dom. Die ohnehin schon bemerkenswerte Dauerausstellung wird um zahlreiche kostbare Leihgaben anderer Museen ergänzt. Zu erwähnen ist die Otto-Büste, die der Frankfurter Bildhauer Justus Glesker im 17. Jahrhundert geschaffen hat (Leihgabe Historisches Museum Frankfurt) sowie die Domturmuhr, ein Meisterwerk der Technik des 16. Jahrhunderts (Deutsches Museum München). Alles in allem präsentieren sich auf einer Ausstellungsfläche von rund 1000 qm über 200 hochkarätige Exponate.

Schwerpunkt 1: Der Bau und seine Rezeption

Den Auftakt bildet die archäologische Erforschung des Domes, die Spuren des ältesten Heinrichsdoms wie Scherben, Glasperlen und Fibeln, aber auch eine Replik der Gründungsurkunde des Bistums, eine Faksimile-Ausgabe des Evangeliars Ottos III. oder das Perikopenbuch Heinrichs II. sind zu sehen. Ein Höhepunkt ist das von Manfred Schuller und Walter Sage entworfene Dom-Modell, das eine Teilrekonstruktion des Baus und der Andreaskapelle zur Zeit Heinrichs II. mitsamt den Umrisslinien des heutigen Doms darstellt und den Ursprungsbau erlebbar macht.

Der nächste Raum steht unter dem Zeichen des Handwerks und der Bauforschung, besonders anschaulich gemacht durch den aufgestellten Holzlattenzaun, dessen frischer harziger Geruch auch olfaktorisch anspricht. Neben den mittelalterlichen Hebewerkzeugen, wie dem Wolf, und den historischen Werkzeugen zur steinmetzmäßigen Bearbeitung der Steinquader, ist ein Modell des Doms, das von Bamberger Denkmalpflege-Studenten des Instituts für Archäologie, Denkmalkunde und Kunstgeschichte unter der Leitung von Prof. Stefan Breitling angefertigt wurde, ausgestellt. – Hierauf folgt eine Katastrophe – der Dom brennt im Jahre 1081. Sehr anschaulich dargestellt: Wie verheerend die Feuersbrunst



Der Bamberger Dom (Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege – Luftbilddokumentation, Aufnahmedatum 15.08.1993, Fotograf Klaus Leidorf, Archiv-Nr. 6130/014 Dia 6960-5)



Ausstellungseröffnung (Foto: BLfD, Markus Hundemer)

gewütet hat, soll ein geometrisch gerahmter Gang zeigen, mit grobem Sackleinen bespannt und eingeschwärzt.

Schreitet der Besucher den Kreuzgang weiter entlang, so führt ihn der Weg in die Epoche des Doms der Andechs-Meranier, neben den originalen Skulpturen des Fürstenportals und der Adamsforte (am Dom selbst sind aus konservatorischen Gründen Epoxidharzkopien aufgestellt) veranschaulichen drei Modelle die unterschiedlichen Bauphasen.

Der nächste Themenkomplex befasst sich mit dem Dom in den bildenden Künsten. Zunächst wird seine Rolle als Attribut und Kunstmotiv beleuchtet. Hierbei verdeutlichen zahlreiche Repliken und Skulpturen, wie häufig er als Beiwerk künstlerisch dargestellt wurde. Mit der Etablierung der Fotokunst wird er schließlich selbst zum Gegenstand der Betrachtung. Insbesondere Walter Hege war von der besonderen Licht- und Schattenwirkung begeistert und fertigte ab 1900 eine umfangreiche Fotodokumentation an. Letztlich begründeten Heges Fotoreihen die Popularität des Bamberger Reiters. Die Abzüge aus dem Nachlass Walter Heges wurden vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege beige-steuert. In den 1920er Jahren gewannen der Dom und das romantische Bamberg als „Stätte deutscher Kultur“ zunehmend an touristischer Bedeutung, was durch diverse Accessoires und Stadtführer aus dem Zeitraum 1920 bis 1945 belegt ist.

Die Ausstellung versäumt auch nicht, das problematische Kapitel Bambergs in der NS-Zeit zu thematisieren. Schließlich stilisierten die Nationalsozialisten den Bamberger Reiter zum Prototypen des Deutschen.

Die folgenden Räume befassen sich mit der Barockisierung des Doms, dem Schmuck der Altäre und dem Komplex „Tradition und Verehrung“, gezeigt vor allem an liturgischen Geräten wie Reliquienmonstranzen, Ziborien und Kelchen, aber auch an Gemälden und Skulpturen. – Die chronologische Reise durch das Jahrtausend des Domes setzt sich im ereignisreichen 19. Jahrhundert fort, mit einer kurzen Unterbrechung bei den „Stimmen des Domes, Glocken und Domuhr“ und einem Abriss über die Zeitmessung.

Eine Zäsur stellte sicherlich die Säkularisation und die Auflösung des Bistums im Jahr 1806 dar. 1821 wurde das Bistum mit 169 Pfarreien und 200 000 Seelen wieder errichtet. Für den Baukörper war hingegen ein anderes Ereignis einschneidend: König Ludwig I. beauftragte ab 1821 den Bamberger Künstler Friedrich Karl Rupprecht mit der Purifizierung des Doms. Entsprechend der historistischen

Vorstellung eines steinsichtigen Sakralbaus wurden bis auf wenige Reste beinahe alle mittelalterlichen Farbfassungen abgeschrubbt. Glücklicherweise hatte Rupprecht die Publikation einer umfangreichen Monographie geplant, sodass er zahlreiche Befunde in aquarellierten Federzeichnungen festhielt, die hier präsentiert werden.

Schwerpunkt 2: Liturgie und sakrale Funktionen

Thematisieren die Ausstellungsräume im Erdgeschoss des Diözesanmuseums mehr die bauliche Entwicklung des Doms, so steht im ersten Obergeschoss die liturgische und sakrale Funktion sowie die Nutzungsgeschichte im Fokus. Nach einem virtuellen Domrundgang werden unter der Überschrift „Gebetsverbrüderung und Kirchenschatz“ der Sternenmantel Heinrichs II. und andere mittelalterliche Textilien ausgestellt. – Schließlich gelangt man zu einem weiteren Höhepunkt der Ausstellung: der Nachbildung der Heinrichskrone (das Original befindet sich in der Schatzkammer der Münchner Residenz), angefertigt durch den Bamberger Goldschmied Friedemann Haertl in über 2500 Arbeitsstunden und gefördert von der Oberfrankenstiftung; eine Multimedia-Show zeigt den Herstellungsprozess.

Weitere Stationen der Reise durch die Geschichte des Doms sind das „Fränkische Rom“, schließlich wirkte der Bamberger Bischof Suidger ab 1045 als Papst Clemens II. in Rom. Seine Grablege, das nördlichste Papstgrab, befindet sich noch heute im Dom. Das vollständig erhaltene päpstliche Ornat wird im Rahmen der Dauerausstellung der Öffentlichkeit präsentiert. – Der nächste Raum ist dem „Heiligen“ gewidmet, spricht der Nutzung des Baus in der Liturgie, um anschließend einen Exkurs über Veränderungen im liturgischen Zeremoniell vorzunehmen: durch Gottesdienstordnungen, Kaseln und hölzerne Reliefs der ehemaligen Domkanzel. Die letzte Station präsentiert den Dom in seinem Erscheinungsbild seit 1890, was durch zahlreiche zeitgenössische Mitren und liturgische Geräte vermittelt wird. Hinzu kommen moderne Aquarelle, die belegen, dass der Bamberger Dom noch heute ein Kunstmotiv ist.

Mittelalterlicher Tretradkran im Dom

Um die Reise abzuschließen, führt der Weg nun zum Dom selbst. Auf dem Domkranz ist die Kopie eines mittelalterlichen Tretradkrans der Stiftung Domstadt Bamberg aufgestellt, eine Hinführung in die Zeit der Dombaumeister. Betritt man den Dom, so betritt man das eigentliche Kunstwerk und den Jubilar, der zu jedem Zeitpunkt einen Besuch wert ist. Zum krönenden Abschluss empfiehlt sich der Gang in die Westkrypta, den Besuchern der Sonderausstellung ist die Häupterkapelle des heiligen Stifterpaares Heinrich II. und Kunigunde zugänglich.

Die **Ausstellung** ist vom **4. Mai 2012 bis 31. Oktober 2012**, Dienstag bis Sonntag jeweils von 10.00–17.00 Uhr geöffnet. Öffentliche Führungen werden jeweils um 13.00 Uhr angeboten und können unter der Tel.-Nr. 0951/502 330 oder per Mail an domtouristik@erzbistum-bamberg.de gebucht werden. – Hinzuweisen ist auf den Ausstellungskatalog mit zahlreichen Aufsätzen.

Nadja Fröhlich

RECHT

Neues aus der Rechtsprechung

Diese Zusammenstellung zum Denkmalschutzrecht im engeren Sinne (Bayerisches Denkmalschutzgesetz) wie im weiteren Sinne (u. a. Bau-, Naturschutz, Immissionsschutz- und Wasserrecht) verweist auf aktuell veröffentlichte Entscheidungen. Stand 17. Mai 2012.

Beeinträchtigung eines Ensembles durch Einbau von Kunststofffenstern in ein konstituierendes Ensemblegebäude auch unter Zurückstellung der grundsätzlich begrüßenswerten Bemühungen zur Energieeinsparung

Historische Fenster tragen wesentlich zum historischen Bestand des Baudenkmals bei. Insoweit ist auf die Ausführungen in den Hinweisen der Arbeitsgruppe Bautechnik der Vereinigung der Landesdenkmalpflegerinnen und Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland (VdL) zu verweisen. Soweit der Zustand der Fenster Mängel aufweist, sind sie, wie es in den Hinweisen der Arbeitsgruppe Bautechnik der VdL heißt, zu reparieren, soweit dies technisch möglich ist. Nur wenn der schlechte Bauzustand eine Erhaltung und Funktionsanpassung nicht mehr zulässt, ist der Austausch gegen neue Fenster gerechtfertigt. Diese Fenster müssen aber in Material und Gestaltung sowie der Funktion ihrer Beschläge genau ihren Vorgängern folgen.

Der Einbau von Kunststofffenstern in einen konstituierenden Ensemblebestandteil ist deshalb nicht genehmigungsfähig, weil wichtige Gründe des Denkmalschutzes entgegenstehen. Bei nicht konstitutiven Gebäuden könnte der Einbau von Kunststofffenstern eher möglich sein.

Der Einbau von Kunststofffenstern führt zu einer mehr als geringfügigen Beeinträchtigung jedenfalls dann, wenn noch bauzeitliche oder bauzeitähnliche Holzfenster, die sich harmonisch einfügen, vorhanden sind.

Die Anordnung, noch vorhandene Holzkastenfenster für andere Fensteröffnungen nachzubauen, ist hinreichend bestimmt, weil durch das Vorhandensein von Restexemplaren der Denkmaleigentümer weiß, was zu tun ist.

Dass ein Eigentümer oder sonst dinglich Berechtigter nicht vorsätzlich gegen denkmalrechtliche Pflichten verstoßen hat, ist irrelevant, er ist nämlich Handlungsstörer.

Die Wiederherstellungsanordnung nach ungenehmigter Veränderung steht nicht unter einem Kostenvorbehalt.

Eine zeitgemäße Nutzung ist grundsätzlich auch mit Holzkastendoppelfenstern gewährleistet.

§ 24 Abs. 1 EnEV umschreibt generell die Voraussetzungen, unter denen das Energiesparrecht hinter den überwiegenden denkmalschutzrechtlichen Belangen zurücktritt.

Auch wenn die Behörde vereinzelt Kunststofffenster an vergleichbaren Gebäuden genehmigt, so besteht kein Anspruch auf Gleichheit im Unrecht.

Nach einem Verstreichen von dreieinhalb Jahren nach ungenehmigtem Einbau von Kunststofffenstern ist noch nicht zwangsläufig Verwirkung eingetreten.

VG Berlin, Urteil vom 9. September 2010, Az.: 16 A 9.08, juris

Notwendigkeit einer denkmalschutzrechtlichen Erlaubnis bei baugenehmigungsfreier Errichtung einer Photovoltaikanlage sowie Unzulässigkeit der Anbringung dieser Photovoltaikanlage auf einem Nichtdenkmal in der Umgebung eines Denkmals (mittelalterliche Burganlage)

Nach Art. 6 Abs. 1 Satz 2, Abs. 3 Satz 1 BayDSchG wird eine denkmalrechtliche Erlaubnis bei der Anbringung verfahrensfreier Photovoltaikanlagen (Art. 57 Abs. 1 Nr. 3 Buchst. a, aa BayBO) nicht ersetzt.

Ihre Errichtung in der Nähe von Baudenkmalern ist erlaubnispflichtig, wenn sie sich – wie hier – auf deren Bestand oder Erscheinungsbild auswirken können. Ernstliche Zweifel an der Richtigkeit des Urteils des BayVG Ansbach vom 4. August 2010, Az.: AN 9 K 10.00901, juris, bestehen nicht.

Fehler bei der Ermessensausübung der Unteren Denkmalschutzbehörde (Art. 6 Abs. 2 Satz 2 BayDSchG) wegen angeblicher Ungleichbehandlung gegenüber Bezugsfällen liegen nicht vor. Mangels Vergleichbarkeit der Bezugsfälle sowie der sorgfältigen Herausarbeitung der für die Entscheidung maßgebenden Umstände des zu erkennenden Falls durch die beteiligten Behörden und das Verwaltungsgericht wurden nicht begangen.

Insbesondere ist nicht dargelegt, dass die beantragte Photovoltaikanlage das überlieferte Erscheinungsbild der beeinträchtigten Denkmäler oder deren künstlerische Wirkung nicht beeinträchtigen würde. Die vom Verwaltungsgericht herausgearbeiteten gewichtigen Gründe für die Beibehaltung des bisherigen Zustandes wurden zudem auch vom Kläger nicht in Frage gestellt.

BayVGH, Beschluss vom 11. April 2011, Az.: 14 ZB 10.2729, juris

Verunstaltung des Orts- und Landschaftsbildes und Beeinträchtigung des u. U. sogar als UNESCO-Welterbe hervorgehobenen Baudenkmals durch Errichtung von Windenergieanlagen (im konkreten Einzelfall mangels erkannter beeinträchtigender Bedeutung der 7,5 km entfernt geplanten Anlage verneint)

Eine Gemeinde kann einem Vorhaben ihr Einvernehmen verweigern und gegen die unter Ersetzung des gemeindlichen Einvernehmens erfolgte Genehmigung desselben klageweise vorgehen, auch wenn gegen das Vorhaben nicht spezifisch gemeindliche Belange, sondern in § 35 Abs. 3 BauGB enthaltene öffentliche Belange sprechen. Die Gemeinde hat im Rahmen der Einvernehmenserteilung das Vorhaben wie die Baugenehmigungsbehörde anhand der §§ 31, 33 bis 35 BauGB nachzuprüfen. Daraus folgt, dass die Voraussetzungen des § 35 BauGB auf den Rechtsbehelf der Gemeinde in vollem Umfang nachzuprüfen sind, auch wenn Belange betroffen sind, die weit über das Gemeindegebiet hinaus von Bedeutung sind.

Die Abwägungsabschichtungsklausel des 35 Abs. 3 Satz 2 BauGB findet nur Anwendung, wenn das in Rede stehende Vorhaben raumbedeutsam und als Ziel der Raumordnung

dargestellt ist, der Raumordnungsplan formell und materiell nicht zu beanstanden und der jeweilige Belang vollständig abgewogen worden ist.

Die Raumbedeutsamkeit ergibt sich vorliegend aus der Höhe und dem exponierten Standort der geplanten Windenergieanlagen.

Mit welcher Detailgenauigkeit die Belange in die raumordnungsrechtliche Abwägung einzustellen sind, hängt davon ab, ob der Plansatz strikte Bindungswirkung i. S. d. § 35 Abs. 3 Satz 2, 3 BauGB hat oder ob er lediglich eine rahmenrechtliche Bindung entfaltet für das nachfolgende Genehmigungsverfahren.

Die Bindungswirkung der Abwägungsabschichtungsklausel nach § 35 Abs. 3 Satz 2, 3 BauGB entfaltet keine Wirkung, wenn in Aufstellung befindliche neue Ziele dem Vorhaben entgegengehalten werden können oder berücksichtigte Sachverhalte eine qualitative Veränderung erfahren haben. Ein in Aufstellung befindliches Ziel der Raumordnung kann die Qualität eines öffentlichen Belangs haben, der auch einem privilegierten Vorhaben entgegengehalten werden kann.

Eine qualitative Änderung eines Sachverhaltes ist dann nicht gegeben, wenn die Änderung einer Detailplanung zugeführt werden kann. Eine beachtliche Änderung liegt aber beispielsweise vor, wenn zur Zeit der Aufstellung des Raumordnungsplanes nur Windenergieanlagen mit 80 Meter Nabenhöhe bekannt waren, heute aber solche mit 140 m Standard sind.

Eine Verunstaltung des Orts- und Landschaftsbildes liegt dann vor, wenn ein Vorhaben dem Landschaftsbild in ästhetischer Hinsicht grob unangemessen ist und von einem für ästhetische Eindrücke offenen Betrachter als belastend empfunden wird. Bei privilegierten Vorhaben ist eine Verunstaltung des Landschaftsbildes nur dann anzunehmen, wenn es sich um eine besonders schutzwürdige Umgebung handelt.

Eine Beeinträchtigung der Wirkung der Wartburg durch Windenergieanlagen auf dem 7,5 km entfernt gelegenen Milmesberg wird abgelehnt, da dieser Berg für die Wartburg keinerlei Bedeutung hat. Auch wenn die landschaftliche Einbettung mit ein Grund für die Eintragung in die Welterbeliste war, so ist dennoch bei weiter Entfernung des Vorhabensstandortes zu berücksichtigen, dass nicht die Kriterien von Weltkultur- und Naturerbe verwischt werden.

Die Aufnahme eines Baudenkmals in die UNESCO-Welterbeliste vermag die Schwelle für die denkmalschutzrechtliche Störanfälligkeit zu senken. Die Auflistung in der Welterbeliste stellt einen planungsrechtlich relevanten öffentlichen Belang dar, dessen bindende Wirkung noch über landesdenkmalrechtliche Vorschriften hinausreicht.

Es ist auch in die Abwägung einzustellen, dass eine Überprüfung des Welterbestatus bei Realisierung des Vorhabens durchgeführt wird.

VG Meiningen, Urteil vom 28. Juli 2010, Az.: 5 K 670/06 Me, juris / ZUR 2011, 46–49 / ThürVBl 2011, 37–45 / NuR 2011, 224–229

Teilweise Beseitigung einer entgegen der innerstädtischen Gestaltungssatzung aufgebrachten Solaranlage

Im Geltungsbereich einer innerstädtischen Gestaltungssatzung, mit der das historische Erscheinungsbild (hier der

Stadt Speyer) erhalten werden soll, kann eine Solaranlage, soweit sie den Dachfirst überragt, unzulässig sein.

Danach müsse die Gestaltung der Dächer im Einklang mit der Umgebung stehen.

Die Umgebung des klägerischen Anwesens sei durch eine weitgehend einheitliche Dachlandschaft aus Ziegel gedeckten Satteldächern mit einem klar konturierten Dachfirst gekennzeichnet.

Da die Solaranlagen auf den klägerischen Häusern diesen Rahmen nicht einhalten, soweit die jeweils obere Reihe der Solarpaneele über den Dachfirst hinausragen, sind sie zu beseitigen.

OVG Rheinland-Pfalz, Urteil vom 11. Februar 2011, Az.: 8 A 11111/10.OVG, n. v.

Fall besonderer Bedrohung eines beweglichen Denkmals rechtfertigt die Eintragung als bewegliches Denkmal in die (hier: Bayerische) Denkmalliste

Ein Fall der besonderen Bedrohung eines beweglichen Denkmals, welches seine Eintragung rechtfertigt, liegt zum Beispiel vor, wenn die Gefahr der Veräußerung besteht, die die Überführung in eine Privatsammlung und den Entzug der Öffentlichkeit mit sich bringt. Nur in staatlicher Obhut stehen die Gegenstände für wissenschaftliche Forschungen jederzeit zur Verfügung.

Aus der behördlichen Praxis, bewegliche Denkmale nur äußerst selten in die Denkmalliste einzutragen, kann der Eigentümer keine Rechte ableiten.

BayVG Würzburg, Urteil vom 16. Oktober 2006, Az.: W 4 K 06.552, juris

Umsatzsteuerliche Gleichbehandlung von Einrichtungen, die „gleiche kulturelle Aufgaben“ erfüllen nach § 4 Nr. 20 Buchst. a Satz 2 UStG

Zur Prüfung der Frage, ob eine gleichartige kulturelle Einrichtung i. S. d. § 4 Nr. 20 a S. 2 UStG vorliegt, sind aus dem jeweiligen Begriff der konkreten in § 4 Nr. 20 a S. 1 UStG genannten Einrichtung Kriterien zu entwickeln, die überzeugend die Feststellung tragen, dass der Träger die gleichen kulturellen Aufgaben wie eine Einrichtung in öffentlicher Trägerschaft erfüllt.

Dabei kommt es nicht darauf an, dass die Einrichtung ausschließlich die gleichen kulturellen Aufgaben wie eine entsprechende öffentliche Einrichtung verfolgt.

Auch wissenschaftliche Aufgaben fallen unter den Oberbegriff „kulturelle Aufgaben“. Dazu zählen auch sozialwissenschaftliche Aufgaben. Diese sind naturgemäß von allgemeinem Interesse. Dem steht auch nicht entgegen, dass das Archiv keine Archivare ausbildet. Dies ist auch keine prägende Aufgabe der Archive in öffentlicher Trägerschaft. Die Kultur muss, um eine vergleichbare öffentliche Einrichtung sein zu können, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

VG Köln, Urteil vom 12. Januar 2010, Az.: 23 K 7232/08, juris

Leit- und Orientierungssätze zu Entscheidungen mit Fundstellenangaben unter http://www.blfd.bayern.de/hinweis_denkmaleigentuemers/rechtsprechung/index.php bzw. <http://w-goehner.de>

Wolfgang Karl Göhner

■ VERKÄUFLICHE DENKMÄLER

Die Service-Leistung „Verkäufliche Denkmäler“ in Kooperation mit immowelt.de kann Ihnen in diesem Jahr ein noch größeres Angebot an verkäuflichen Baudenkmalern auf der Homepage des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege und auf www.immowelt.de präsentieren. Mehr als 90 denkmalgeschützte Anwesen suchen derzeit mit unserer Hilfe einen neuen Eigentümer. Darunter befinden sich ehemals herrschaftliche Schlösser, traditionelle Bauernhöfe, vielfältig nutzbare Wohn- und Geschäftshäuser, Pfarrhöfe mit großem Zukunftspotential und viele mehr. Mit anderen Worten jedes Denkmal – von stark renovierungsbedürftig bis komplett saniert und sofort beziehbar – ist bei uns herzlich willkommen. Eine kleine Auswahl mit Schwerpunkt Franken dürfen wir Ihnen auch diesmal wieder vorstellen. Lernen Sie „unsere“ verkäuflichen Baudenkmalere kennen und lassen Sie sich von diesen einzigartigen Immobilien begeistern.

Oberbayern: 83334 Inzell, Schmelzer Straße, Lkr. Traunstein

Daten: Wohnfläche ca. 340 qm; Grundstücksfläche ca. 1.488 qm.

Verkaufspreis: 238.000,- € Mindestpreis

Kontakt: Herr Gunar Gronauer, Die Denkmalschutz Immobilie, Telefon: 09141 – 87 32 101, E-Mail: kontakt@die-denkmalschutz-immobilie.de

Objektbeschreibung: Bei dem Baudenkmal handelt es sich um das sog. „Florihaus“ in der Schmelzer Straße im Ortskern von Inzell – direkt in den bayerischen Bergen. Das 1903 im Heimatstil erbaute Wohnhaus besticht durch seinen reich verzierten, hölzernen Laubenvorbau und sein herrliches Grundstück in exzellenter Lage mit atemberaubendem Alpenblick.

Wenn Sie ein bayerisches Baudenkmal suchen, wie Sie es sonst nur von Postkarten kennen, dann ist das nach Florian Holzner, dem Großvater der heutigen Eigentümerin, benannte Anwesen, genau das Richtige für Sie.

Florian Holzner ließ das Gebäude 1914 vom benachbarten Bergrücken „Schürzbichl“ abtragen und an der jetzigen Stelle, in der „Filzen“ (Moorwiese), auf traditionelle Weise wieder errichten. Das aus Feldstein und Fachwerk erbaute Gebäude steht auf langen, in den Torfboden eingelassenen Eichenholzpfählen, die als Fundamentstützen dienen. Bis zum heutigen Zeitpunkt konnte das „Florihaus“ sein unverkennbares



Erscheinungsbild bewahren und befindet sich in einem, seinem Alter entsprechend, guten und liebevoll gepflegten Zustand. In den letzten beiden Jahren fand eine Modernisierung

des zweigeschossigen Gebäudes mit Flachsatteldach statt, wobei insbesondere die Dacheindeckung erneuert wurde. Im Erdgeschoss befindet sich eine Etagenheizung, im Obergeschoss sorgen an die zentrale Ölversorgung angeschlossene Öfen für ein behagliches Wohngefühl. Das „Florihaus“ bietet eine Wohnfläche von ca. 340 qm, verteilt auf insgesamt sechs Wohnungen. Da nur zwei Wohnungen derzeit vermietet sind, steht einer Eigennutzung – sei es als Haupt- oder Zweitwohnsitz – nichts im Wege. Mit denkmalgerechter Sanierung ist eine Neuaufteilung der Wohnfläche an Hand neuer Grundrisse und Wohnzuschnitte ebenso möglich wie die Umgestaltung des Gebäudes in ein großes, gemütliches Wohndomizil.

Das „Florihaus“ liegt auf einem ca. 1488 qm großen Grundstück in zentraler, aber zugleich ruhiger Wohnlage. Auf der Westseite des Anwesens befindet sich ein Teil des Gartens mit einer Fläche von ca. 500 qm und separater Zufahrt. Hier kann ggf. – nach Klärung der baurechtlichen Voraussetzungen – eine Teilung des Grundstücks sowie die Errichtung einer unabhängigen, denkmalverträglichen Neubebauung erfolgen.

<http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/ObjDetail.asp?ID=24971514>

Provision: Maklercourtage: 3 % vom Kaufpreis + gesetzl. MWSt.

Förderung: Steuerabschreibungen nach §§ 7i, 10f, 10g, 11b EStG möglich; Zuschüsse bei Instandsetzung denkbar (u. a. aus Denkmalpflegefördermitteln).

Oberpfalz: 92693 Eslarn, Büchelbergerstraße 2, Lkr. Neustadt a. d. Waldnaab

Daten: Wohnfläche ca. 60 qm; Grundstücksfläche ca. 1472 qm.

Verkaufspreis: 60.000,- €

Kontakt: Frau Maria Singer-Hilburger, Tel.: 09653 – 889, E-Mail: marsin2@gmx.de

Objektbeschreibung: Bei dem Baudenkmal handelt es sich um das historische Bauernhaus in der Büchelbergerstr. 2 im Ortskern der oberpfälzischen Marktgemeinde Eslarn, ganz in der Nähe der tschechischen Grenze. Das charmante Holzhaus – ein Blockbau mit Schindeln verschaltes West- und massiver Südseite – wurde im 17./18. Jahrhundert errichtet und bildet den Mittelpunkt der kleinen Hofanlage. Neben dem Bauernhaus gehören ein geräumiger Holzstadel, ein großzügiger Innenhof und ein großes Grundstück zum bäuerlichen Anwesen.

Das kleine Bauernhaus – das heute älteste Bauernhaus des Ortes – wurde bis 1985 landwirtschaftlich genutzt und bis 2004 bewohnt. Im Inneren bietet es eine Wohnfläche von ca. 60 qm. Diese kann durch den Aus-/Umbau des angrenzenden Holzstadels noch erweitert werden. Nach denkmalgerechter Gesamtsanierung kann hier die gemütliche Wohnatmosphäre der alten Bauersleut' – gepaart mit modernem, zeitgemäßen Wohnstandard – wieder einziehen. Mit



der Sanierung kann umgehend begonnen werden. Die mögliche Inanspruchnahme von Denkmalpflegefördermitteln wird dabei helfen, Neues in Altbewährtem zu wagen.

Durch Ihr Engagement kann der kleine Bauernhof, der in seiner 300-jährigen Geschichte viel erleben durfte, in eine nicht weniger spannende Zukunft starten. Es bleibt Ihnen überlassen, ob Sie das Anwesen zu Wohnzwecken nutzen und /oder Ihre Geschäftsidee darin verwirklichen möchten. Wie wäre es mit der Eröffnung einer Brotzeit- oder Zoiglstubn in gemütlicher, einzigartiger historischer Atmosphäre? Schenken Sie als Spezialität des Hauses Ihr selbstgebranntes Bier aus. Durch die Bierbrautradition der Gemeinde Eslarn ist dies denkbar. Sie und Ihre Besucher werden sich in Ihrem neuen Anwesen mit einladender Außengastronomie „wie bei Großmutter“ zuhause fühlen.

<http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/ObjDetail.asp?ID=25095336>

Förderung: Steuerabschreibungen nach §§ 7i, 10f, 10g, 11b EStG möglich; Zuschüsse bei Instandsetzung denkbar (u. a. aus Denkmalpflegefördermitteln).

Mittelfranken: 91729 Haundorf – Geiselsberg Nr. 4, Lkr. Weißenburg-Gunzenhausen

Daten: Wohnfläche ca. 150 qm; Grundstücksgröße ca. 2.201 qm.

Verkaufspreis: 89.000,-- € Verhandlungsbasis

Kontakt: Herr Richard Lichtenwalter, Tel. 09836 – 9 68 75, E-Mail: richard.lichtenwalter@googlemail.com

Objektbeschreibung: Bei dem Baudenkmal handelt es sich um das traditionsreiche Bauernhaus im Herzen von Geiselsberg, einem Ortsteil der Gemeinde Haundorf – unweit vom Brombachsee im Fränkischen Seenland. Das bedeutende Bauernhaus wurde vermutlich 1801 durch den Deutschen Orden errichtet. Die Außen- und Innenwände des giebelständigen



Satteldachbaus sind massiv, teils aus Sandsteinquadern erbaut. Das ziegelgedeckte Dach weist mit seinen Lüftungsöffnungen (Trockenluken) auf die ehemalige landwirtschaftliche Nutzung bis ins Jahr 1982 hin. Eine provisorische Notsicherung der Dachhaut wurde in jüngster Zeit durchgeführt.

Nach denkmalgerechter Gesamtanierung bietet das renovierungsbedürftige Wohnstallhaus eine Wohnfläche von ca. 150 qm, verteilt auf zehn Zimmer und Küche über zwei

Etagen. An den Wohnbereich schließt ein Stall mit einer von Säulen getragenen Gewölbendecke (Böhmische Kappen) an. Dieser wurde zuletzt als Holzlager genutzt und könnte zukünftig als Pferdestall dienen.

Bitte beachten Sie die Größe des Grundstücks! Diese beträgt ca. 2201 qm. Dazu besteht die Option des Erwerbs eines Nebengrundstücks bzw. Gartens von etwa 1500 qm. Das derzeit unbewohnte Anwesen schlummert im Dornröschenschlaf und wartet darauf, für Wohnzwecke (z. B. von Pferdeliebhabern) neu entdeckt zu werden. Durch seine ausgezeichnete Lage bietet sich u. a. eine Nutzung als Ferienhaus an. Des Weiteren machen sein Preis und die mögliche Inanspruchnahme von Denkmalpflegefördermitteln und Steuervorteilen dieses historische Gebäude zu einer günstigen Gelegenheit, sich den Traum vom eigenen Bauernhaus in herrlicher Landschaft zu verwirklichen.

<http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/ObjDetail.asp?ID=24729990>

Förderung: Steuerabschreibungen nach §§ 7i, 10f, 10g, 11b EStG möglich; Zuschüsse bei Instandsetzung denkbar (u. a. aus Denkmalpflegefördermitteln).

Oberfranken: 91090 Poxdorf, Steinweg 6, Lkr. Forchheim

Daten: Wohnfläche ca. 300 qm; Grundstücksfläche ca. 1380 qm.

Verkaufspreis: 145.000,-- €

Kontakt: Herr Reinhold Göller, Landratsamt Forchheim, Telefon: 09191 – 86 – 4000, E-Mail: reinhold.goeller@lra-fo.de

Objektbeschreibung: Bei dem Baudenkmal handelt es sich um den historischen Bauernhof am Steinweg 6 im Ortskern der oberfränkischen Gemeinde Poxdorf – am Rande der Metropolregion Nürnberg-Fürth-Erlangen. Das 1581 errichtete, erdgeschossige Wohnstallhaus – ein sog. Schwedenhaus mit Halbwalmdach und Fachwerk – bildet das Herzstück der traditionellen Hofstelle. Es handelt sich dabei um das älteste, erhaltene Bauernhaus im Landkreis Forchheim. Auf Grund seiner nicht regionaltypischen Bauweise und seines Alters stellt dieses Bauernhaus eine absolute Rarität dar. Zum Anwesen gehören des Weiteren ein Stallgebäude mit Satteldach sowie ein Fachwerkstadel mit Giebelverbretterung, die beide im 18./19. Jh. entstanden und ebenfalls denkmalgeschützt sind.

Das historisch hochbedeutende Bauernhaus mit seinen zwei tiefen Halbwalmen und Firstöffnungen präsentiert sich in seiner ursprünglichen Erscheinungsform und besticht durch seine mittelalterlichen Züge. Ein hoher Anteil an originaler Bausubstanz, ein mehrfach stehender Dachstuhl, bauzeitliche Fachwerkwände mit Lehmgefachen im Innenbereich und Lehmdecken im Erd- und Dachgeschoss haben sich



bis heute erhalten. Allein das Innengerüst konnte die Zeit nicht überdauern. Im Inneren bietet das seit längerem vermietete Wohnstallhaus eine Wohnfläche von ca. 300 qm einschließlich des ausbaubaren Dachgeschosses (1. Ebene). Der bauzeitliche Grundriss ist bis heute ablesbar und zahlreiche historische Ausstattungsstücke erinnern an die ereignisreiche Vergangenheit des Gebäudes. Seine historischen Außen- und Innentüren, Kreuzstockfenster, Dielenböden und die Reste der „schwarzen Küche“ verleihen ihm seinen typisch bäuerlichen Charme. Zudem verfügt das nicht unterkellerte Bauernhaus über einen Zugang zu einem separaten Keller.

Weitere Nutzfläche steht mit der historischen Scheune mit ca. 148 qm und dem Stall mit ca. 58 qm (jeweils Grundfläche) zur Verfügung. Ein großer Garten mit altem Baumbestand rundet das Anwesen mit einer Grundstücksfläche von ca. 1380 qm ab. Die Zufahrt zum Grundstück erfolgt über ein Vorderliegergrundstück und ist nicht grundbuchmäßig abgesichert. Das Grundstück ist mit einem Geh- und Fahrrecht belastet. Durch seine Lage im Überschwemmungsgebiet am Kreuzbach ist die Herstellung eines Objektschutzes erforderlich.

Mehr als 400 Jahre hat das große Schwedenhaus erlebt und weitere 400 Jahre könnten noch vor ihm liegen. Dafür ist eine umfassende, denkmalgerechte Gesamtanierung notwendig. Im Laufe der Jahre waren Schäden an der Konstruktion des historischen Bauernhauses nicht zu vermeiden. Ein Instandsetzungskonzept mit Kostenberechnung für die Sanierung des Wohnstallhauses liegt vor. Generell ist ein Umbau des Bauernhauses in mehrere Wohneinheiten möglich. Dazu bestehen umfangreiche Um- und Ausbaupotenziale insbesondere durch die Nutzung der beiden Nebengebäude. Der äußerst hohe Denkmalwert des Schwedenhauses macht diesen Bauernhof, der sich in Privatbesitz befindet, jedoch vom Landratsamt Forchheim zum Verkauf angeboten wird, durch die mögliche Inanspruchnahme von Steuervorteilen und Denkmalpflegefördermitteln zu einem vielversprechenden Investitionsobjekt.

<http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/ObjDetail.asp?ID=25580544>

Förderung: Steuerabschreibungen nach §§ 7i, 10f, 10g, 11b EStG möglich; Zuschüsse bei Instandsetzung denkbar (u. a. aus Denkmalpflegefördermitteln).

Oberfranken: 95233 Helmbrechts, Lkr. Hof

Daten: Wohnfläche ca. 250 qm; Grundstücksgröße ca. 1.000 qm.

Verkaufspreis: 295.000,- € Verhandlungsbasis

Kontakt: Herr Andreas Jakob, Engel & Völkers Bamberg - Jakob Immobilien, Tel. 0951 – 2 99 52 90 12, E-Mail: andreas.jakob@engelvoelkers.com

Objektbeschreibung: Bei dem Baudenkmal handelt es sich um eine stadtbekannt Fabrikantenvilla in der oberfränkischen Kleinstadt Helmbrechts – auf halber Strecke zwischen Bayreuth und Hof. Das herrschaftliche Anwesen wurde 1904 für Adam Pittroff, dem Inhaber der Exportfirma I. G. Pittroff, errichtet und zählt seit mehr als 100 Jahren zu den vornehmsten Häusern der Stadt. Nachdem das histori-

sche Gebäude sich über fünf Generationen in Familienbesitz befand, öffnet es nun erstmals seine Tore für seinen potentiellen Neueigentümer.

Die hohe Qualität der Bausubstanz dieses prächtigen Baudenkmal deutet sich in der hell glasierten Klinkerfassade, in den reich verzierten Ziergiebeln, Erkern und Fenstereinfassungen aus Sandstein an, und setzt sich im Inneren des zweigeschossigen Massivbaus fort. Auf ca. 250 qm Wohnfläche verbindet sich stilvoll der Charme der Jahrhundertwende mit modernem Wohnkomfort. Der Zugang führt über ein kleines Vestibül, einige Stufen hinauf zur historischen Eingangstür, weiter in den Wohnungsflur. Alle Rahmenfüllungstüren haben noch die reich verzierten Bekleidungen aus dem Jahr 1905. Nahezu alle Räume sind mit abwechslungsreichem Deckenstuck und floralen Bleiverglasungen ausgestattet. Die Böden sind teils mit breiten Dielen, teils mit Fischgrätenparkett aus Eiche belegt. In Küche und Bad haben sich die Original-Majolika, im Treppenhaus historische Prägetapeten sehr gut erhalten. Besonders hervorzuheben sind die wertvollen Kachelöfen im Neurokoko bzw. Jugendstil.

Das gesamte Anwesen – insbesondere Garten und Vorgärtchen – befindet sich in einem liebevoll gepflegten Zustand. Das Dachgeschoss wurde ausgebaut, das Naturschieferdach 2005 komplett neu eingedeckt. Dieses historische Gebäude „am Tor zum Frankenwald“ lässt keine Wünsche offen.

<http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/ObjDetail.asp?ID=24739460>

Provision: Maklercourtage: 3 % vom Kaufpreis + gesetzl. MWSt.

Förderung: Steuerabschreibungen nach §§ 7i, 10f, 10g, 11b EStG möglich; Zuschüsse bei Instandsetzung denkbar (u. a. aus Denkmalpflegefördermitteln). Steuerabschreibungen jedoch nur bei getätigten Instandsetzungsinvestitionen.



Unterfranken: 97350 Mainbernheim, Herrnstraße 6, Lkr. Kitzingen

Daten: Wohnfläche ca. 200 qm; Grundstücksgröße ca. 680 qm.

Verkaufspreis: 125.000,- € Verhandlungsbasis

Kontakt: Herr Ernst Rippel, Tel. 09325 – 342, E-Mail: mail@ritter-architekturbuero.de

Objektbeschreibung: Bei dem Baudenkmal handelt es sich um den historischen Bauernhof in der Herrnstr. 6 in dem unterfränkischen Markgrafenstädtchen Mainbernheim – unweit von Kitzingen. Zu dem sog. Ackerbürgerhof gehören ein zweigeschossiges, zur Straße gelegenes Bauernhaus (Einzeldenkmal), ein rückwärtiger, ebenfalls zweigeschossiger Anbau (z. T. ehem. Stallgebäude) sowie eine große Scheune.



Das bäuerliche Anwesen mit seinem großen blauen Hoftor und kleinen blauen Fensterläden ist Teil des Ensembles Altstadt Mainbernheim und liegt direkt im Zentrum des

historischen Altstadtviertels, dessen Geschichte bis ins Mittelalter zurückreicht.

Das traditionelle Bauernhaus – ein traufseitiger Satteldachbau mit massivem Erd- und verputztem Fachwerkobergeschoss – überzeugt bis heute durch seine Fassade aus der 1. Hälfte des 19. Jhs., wobei das Gebäude im Kern älter sein dürfte. Darauf lässt u. a. der große, historische Gewölbekeller unterhalb des Bauernhauses schließen. Im Inneren verfügt das Bauernhaus über eine Wohnfläche von ca. 200 qm, verteilt auf zehn Zimmer über zwei Etagen. Diese kann auf Wunsch durch die Nutzung der großen Ausbaupotenziale der Nebengebäude noch erweitert werden. Dazu bietet der große Hofbereich, der noch weitestgehend mit historischem Muschelkalk gepflastert ist, vielfältige Möglichkeiten.

Auf Grund seiner ausgezeichneten Lage und der großen Ausbaureserven ist das Anwesen nach denkmalgerechter Sanierung vielfältig nutzbar. Es eignet sich ideal als gemütliches Wohndomizil für eine Familie. Es können jedoch auch mehrere Wohneinheiten entstehen. Zudem ist eine gewerbliche Nutzung mit einem Dienstleistungs- oder kleinen Handwerksbetrieb denkbar. Der Traum vom Arbeiten und Wohnen an einem Ort kann hier realisiert werden.

<http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/ObjDetail.asp?ID=25964619>

Förderung: Steuerabschreibungen nach § 7h und §§ 7i, 10f, 10g, 11b EStG und Zuschüsse bei Instandsetzung denkbar (u. a. aus Städtebauförderungsprogramm sowie aus Denkmalpflegefördermitteln). Steuerabschreibungen und Zuschüsse für die Nebengebäude sind dabei im Rahmen des Ensembleschutzes möglich. Begünstigt sind Baumaßnahmen, die zur Erhaltung des Erscheinungsbildes der Gebäudegruppe bzw. der Gesamtanlage – z. B. zur Erhaltung von Fassaden, Dächern, Giebeln oder Fenstern – im Einvernehmen mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege denkmalfachlich erforderlich sind.

Unterfranken: 97528 Sulzdorf a. d. Lederhecke - Serrfeld, Hauptstraße 11, Lkr. Rhön-Grabfeld

Daten: Wohnfläche ca. 150 qm; Grundstücksgröße ca. 240 qm.

Verkaufspreis: 15.000,- € Verhandlungsbasis

Kontakt: Herr Hans Bernd Bader, Verwaltungsgemeinschaft Bad Königshofen, Tel. 09761 – 4 02 25, E-Mail: hansbernd.bader@bad-koenigshofen-vgem.de

Objektbeschreibung: Bei dem Baudenkmal handelt es sich um das ehemalige Schul- und Gemeindehaus in der Haupt-

straße 11 in Serrfeld, einem Ortsteil der unterfränkischen Gemeinde Sulzdorf a. d. Lederhecke – mitten im Naturpark Haßberge. Das in der 1. Hälfte des 19. Jhs. errichtete Einzeldenkmal ist Teil des Ensembles Ortskern Serrfeld und prägt seit jeher das Bild der kleinen Ortschaft. In dem historischen Schulgebäude – einem zweigeschossigen Fachwerkbau mit Satteldach und markanter, verschiefelter Außenfassade – gingen unzählige Lehrer und Schüler ein und aus. Treten Sie in deren Fußstapfen und verwirklichen Sie Ihre Wohn- und Geschäftsideen in Ihrem eigenen Schulhaus mit Geschichte. Das imposante Eckgebäude hat bis heute sein ursprüngliches Erscheinungsbild und seinen historischen Charme bewahrt. Seine symmetrische Aufteilung in fünf Fensterachsen mit zentraler Eingangstüre und seine bestechende Fassade mit kleinteiliger, lebhafter Schieferung und leichtem Stockwerksvorsprung verleihen ihm ein unverkennbares Äußeres. Über die vierfeldrige, klassizistische Eingangstüre mit Oberlicht gelangen Sie direkt ins Innere des historischen Anwesens. Dieses bietet nach denkmalgerechter Gesamtsanierung eine Wohn-

fläche von ca. 150 qm, verteilt auf sechs Zimmer über zwei Etagen. Die hellen, lichtdurchfluteten Räume werden, wie in alten Schulhäusern üblich, über einen breiten quer liegenden Mittelgang mit Treppe ins Obergeschoss erschlossen. Zwei übergroße, vorübergehend unterteilte



Räume im Erd- (ehem. Klassenraum) und Obergeschoss (ehem. Schulsaal) eröffnen vielfältige Nutzungsmöglichkeiten. Die Raumhöhen von ca. 2,60 m unterstreichen den besonderen Reiz des Grundrisses. Im Obergeschoss befindet sich dazu traditionell die ehem. „Lehrerwohnung“, die bis vor kurzem noch vermietet war. Auf Wunsch kann durch den Ausbau des Dachgeschosses noch weitere Wohnfläche hinzugewonnen werden.

Ein Teil der historischen Ausstattung hat sich bis heute erhalten, wie der Flurboden aus großformatigen Steinplatten, die Treppe mit diagonal gestellten Geländerstäben und Profilierungen, die vierfeldrigen Türen mit Schippenbändern, Tür- und Fensterleibungen, Holzfußböden und vieles mehr. Neben dem Schulhaus gehören ein eingeschossiges Nebengebäude mit Satteldach und historischer Ziegeldeckung, das vormals als Stall und Holzlege diente, sowie ein großer Schulhof zu dem stattlichen, historischen Anwesen. <http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/ObjDetail.asp?ID=25185677>

Förderung: Steuerabschreibungen nach §§ 7i, 10f, 10g, 11b EStG möglich; Zuschüsse bei Instandsetzung denkbar (u. a. aus Denkmalpflegefördermitteln).

Wolfgang Karl Göhner und Christine Schuller

■ IM AMT – Tel. 089/2114-0

BayernViewer-denkmal: Nachqualifizierung und neue Anwendungen

Nur noch nachqualifizierte Bodendenkmäler im BayernViewer-denkmal

„Bodendenkmäler jetzt auch parzellenscharf im BayernViewer-denkmal“ lautete im November 2008 die Meldung in den Denkmalpflege Informationen Nr. 141. Zum Zeitpunkt der Freischaltung der Internetanwendung durch den damaligen Staatsminister Dr. Thomas Goppel im Jahr 2007 war die präzise Darstellung der Schutzflächen keineswegs Standard. Zu Beginn wurden die Bodendenkmäler im Viewer ausschließlich als Einheitskreise mit Radius 100 m abgebildet, da die Ersterfassung der Bodendenkmäler auf analogen topografischen Karten basierte. Durch die generalisierte Darstellung sollte die Ungenauigkeit ausgeglichen werden, die aus der Digitalisierung im Maßstab 1 : 25 000 resultierte. Erst im Zuge des Projektes „Nachqualifizierung und Revision der Denkmalliste“ (NQ) werden nun alle Denkmäler systematisch überprüft, auf Grundlage der digitalen Flurkarte ihre Flächen präzisiert und bei Bedarf korrigiert. Fünf Jahre nach der Veröffentlichung des BayernViewer-denkmal hat sich die Situation umgekehrt:

Auf Drängen der kommunalen Spitzenverbände und der Staatsregierung hat das BLfD im Februar 2012 nun alle noch nicht nachqualifizierten respektive noch nicht flächenscharf kartierten Bodendenkmäler wieder aus der öffentlichen Variante des Denkmalviewers ausgeblendet, ungeachtet des Widerspruchs zum Bayerischen Geodateninfrastrukturgesetz (BayGDIG) vom 22. Juli 2008. Bei diesem Gesetz handelt es sich um die Umsetzung der Richtlinie 2007/2/EG des Europäischen Parlaments und des Rates vom 14. März 2007 auf Landesebene. Ziel der EU-Richtlinie, kurz „INSPIRE“ genannt, ist die Schaffung einer Geodateninfrastruktur (GDI) in der Europäischen Gemeinschaft. Alle von den Behörden von Amts wegen geführten Fachdaten mit Raumbezug sollen leicht und allgemein verfügbar sein, sofern diese nicht dem Datenschutz unterliegen.

Durch das Ausblenden der nicht flächenscharf dargestellten Bodendenkmäler werden nun jedoch Informationen vorenthalten, obwohl die Denkmalliste laut Art. 2 Abs. 5 des Bayerischen Denkmalschutzgesetzes (BayDSchG) von jedermann eingesehen werden kann. Zudem waren schon in der Vergangenheit viele der im Moment noch nicht nachqualifizierten Bodendenkmäler bereits öffentlich bekannt, etwa durch die Mitteilung bei der Beteiligung des BLfD im Rahmen der Verfahren zur Bauleitplanung. Jetzt sind diese im BayernViewer-denkmal aber nicht mehr sichtbar!

Neben dem Ausblenden der noch nicht flächenscharf kartierten Bodendenkmäler wurde jedoch eine weitere, sehr positive Neuerung umgesetzt. Zusätzlich zur kartografischen Darstellung steht die Denkmalliste nun für die Öffentlichkeit auch wieder in Textform bereit. Der Link zum Herunterladen findet sich in der Fachdatenanzeige des BayernViewer-

denkmal. Gegliedert nach Gebietskörperschaften werden die Daten dort als PDF angeboten. Wenn sich in einem noch nicht nachqualifizierten Gebiet Denkmäler befinden, die derzeit noch nicht kartiert sind, sind diese in den Listenausügen mit einem entsprechend deutlichen Hinweis versehen. Selbstverständlich werden die Auszüge fortlaufend aktualisiert, damit die Ergebnisse aus dem NQ-Projekt permanent einfließen. Die Darstellung im BayernViewer-denkmal wird dadurch kontinuierlich vervollständigt. Bis Ende 2013 sind dann alle bekannten Bodendenkmäler angezeigt, kartiert und beschrieben. Ferner steht die Denkmalliste auch unabhängig vom BayernViewer-denkmal auf der Homepage des BLfD gemeindeweise zum Download bereit.

BAYERISCHES LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE	
Geoinformation	
Reg. Bez., Lkr.	Oberpfalz, Regensburg (Stadt)
Gde., Gmkg.	Regensburg, Regensburg
Denkmalliste	Download Denkmäler in Regensburg
Bodendenkmal	
Denkmalnummer	D-3-6938-0386
Verfahrensstand	Benehmen nicht hergestellt, nachqualifiziert
Beschreibung	Archäologische Befunde und Funde im Bereich der Steinernen Brücke. Einzelfunde der Frühbronzezeit (Beil), wohl der römischen Kaiserzeit (Schlüssel), wohl des Mittelalters (Steinfigur) und vor- und frühgeschichtlicher Zeitstellung.
Ensemble	
Aktennummer	E-3-62-000-1
Bezeichnung	Altstadt Regensburg mit Stadthof

Fachdaten im BayernViewer-denkmal, die über die Funktion „Denkmalinfo anzeigen“ mit Klick auf die Denkmalkartierungen abgerufen werden können. Zusätzlich ist nun ein Link zum Download des Denkmallistenauszugs für die jeweilige Gebietskörperschaft enthalten.

Geowebdienste auf dem Vormarsch

Die Veröffentlichung von Auszügen aus der Denkmalliste im BayernViewer-denkmal findet bereits seit 2007 statt. Seitdem stehen die digitalen Denkmalkartierungen auch über eine genormte Schnittstelle als sog. Web-Map-Service (WMS) im Internet zur Verfügung. Fachanwendern, wozu Behörden, aber auch Planer gehören, ist es dadurch möglich, die digitalen Denkmaldaten in lokale Geoinformationssysteme (GIS) zu integrieren. Dieser Webdienst hat den Vorteil, dass nach wie vor auch die noch nicht nachqualifizierten bzw. noch nicht flächenscharf kartierten Bodendenkmäler enthalten sind.

Im Zuge der Umsetzung der INSPIRE-Richtlinie fand 2009 erstmals ein Monitoring der in Behörden und Kommunen vorhandenen Datenbestände für die Berichterstattung an die Europäische Kommission statt und wird nun jährlich wiederholt. Rein formal sind die digitalen Daten aus

The screenshot shows the Bayerische Geoportal website. At the top, there is a navigation bar with links for 'Startseite', 'GDI-Bayern', 'Nutzungsbedingungen', 'Kontakt', and 'FAQ'. Below this is a secondary navigation bar with 'ERWEITERTE SUCHE', 'KARTEN', 'ANWENDUNGEN', 'DIENSTE', and 'DATENANBIETER'. The main header features the 'Bayerische Staatsregierung' logo and the 'Geoportal Bayern' title. A search box labeled 'Geodatenuche' contains the text 'Ensemble' and a 'Suchen' button. Below the search box, there are tabs for 'WAS?', 'WO?', 'WANN?', 'KATALOGE', and 'ERGEBNIS'. The search results page displays a message: 'Es werden nur bayernweite Datensätze bzw. Dienste angezeigt. Verfeinern Sie Ihre Suche durch Angabe eines Ortes oder deaktivieren Sie die Automatisierte Suchoptimierung, wenn die Suche nicht auf bayernweite Daten eingeschränkt werden soll.' Below this, statistics show 'Anzahl der Treffer gesamt: 3', 'max. angezeigte Treffer pro Katalog: 25', 'Entfernte doppelte Treffer: 1', and 'Fehlerhafte Datensätze: 0'. Two results are shown: 'Ensemble' (Typ: Datensatz, kostenfrei) and 'Denkmal-Daten (BLfD)' (Typ: Dienst, kostenfrei). Each result includes a brief description and the provider 'Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege'.

Metadatenuche im Bayerischen Geoportal (www.geoportal.bayern.de), das vom Landesamt für Vermessung und Geoinformation (LVG) im Auftrag der Bayerischen Staatsregierung betrieben wird. Im Beispiel die Anzeige der Treffer nach Eingabe des Suchbegriffes „Ensemble“ (Stand 26. April 2012)

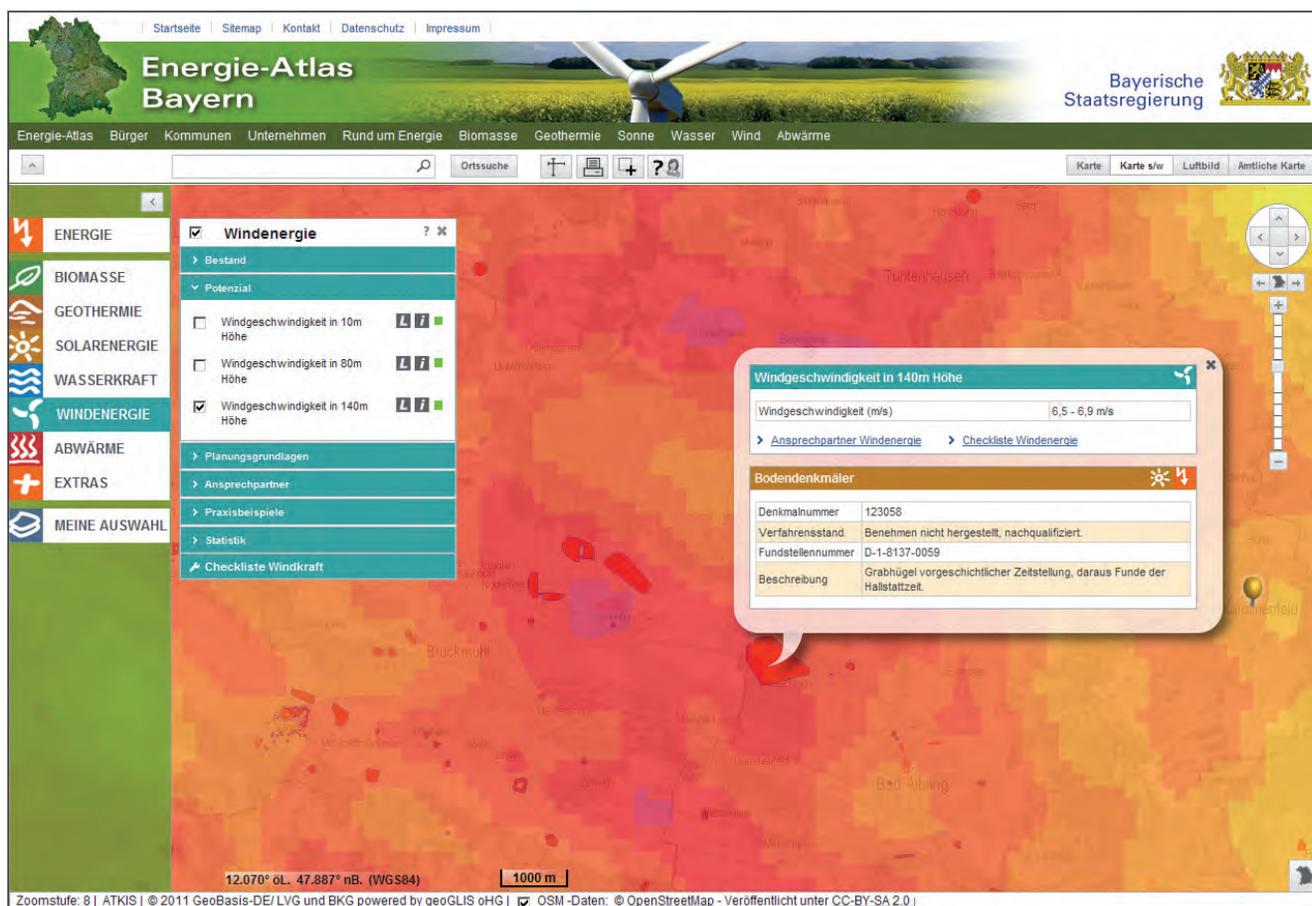
der Denkmalpflege den „Schutzgebieten“ (Protected Sites) zuzuordnen, die in Annex I der EU-Richtlinie wie folgt definiert werden: „Gebiete, die im Rahmen des internationalen und des gemeinschaftlichen Rechts sowie des Rechts der Mitgliedstaaten ausgewiesen sind oder verwaltet werden, um spezifische Erhaltungsziele zu erreichen.“

Entsprechend wurden die digitalen Denkmaldaten und Webdienste beim Monitoring vom BLfD gemeldet. Wie im Bayerischen Geodateninfrastrukturgesetz (BayGDIG) vorgesehen, sind diese seit 2010 auch in einen öffentlich zugänglichen Metadatenkatalog eingetragen. Nach Art. 3, Abs. 8 des BayGDIG ist für den Zugang zu Geodaten Diensten als Kommunikations-, Transaktions- und Interaktionsplattform ein Geoportal vorgesehen. Ein solches Portal wurde vom Landesamt für Vermessung und Geoinformation (LVG) entwickelt und ist erreichbar unter www.geoportal.bayern.de. Die Metadaten der im Katalogteil eingetragenen Fachdaten können über eine Schlagwortsuche erschlossen werden. Dadurch bietet das Geoportal eine gute Möglichkeit, sich einen Überblick über die Daten aus anderen Ressorts zu verschaffen. Unter der Voraussetzung, dass diese als Webdienst verfügbar sind, kann der versierte Nutzer sich die Fachdaten auch direkt in einem in das Portal integrierten Viewer anzeigen lassen. Welcher Mehrwert durch die

gemeinsame Darstellung verschiedener Fachthemen und die Überlagerung unterschiedlicher Belange entsteht, sei hier am Beispiel des Energie-Atlas erläutert (www.energieatlas.bayern.de):

Mit dem Ziel, den Anteil der erneuerbaren Energien bis 2020 um 20 Prozent zu steigern, hatte die Bayerische Staatsregierung bereits vor einigen Jahren die Erstellung eines Energie-Atlas beschlossen. Nach der von einem Tsunami ausgelösten Reaktorkatastrophe im japanischen Fukushima und der daraufhin von der Bundesregierung im letzten Jahr beschlossenen Energiewende kam dieser gerade zur rechten Zeit. Die digitalen Denkmaldaten des BLfD werden als Planungsgrundlage natürlich ebenfalls im Energie-Atlas bereitgestellt. Bereits in der Vorplanungsphase ist dadurch für potenzielle Investoren erkennbar, wo Denkmäler in Bereichen mit hohen Windgeschwindigkeiten, die als Standorte für Windkraftanlagen besonders in Frage kommen, liegen und zu berücksichtigen sind. Durch diese frühzeitige Möglichkeit der Information und der Kontaktaufnahme mit dem BLfD können Schwierigkeiten bereits im Vorfeld gelöst oder minimiert werden.

In den letzten Monaten hat die Nutzung des WMS mit Denkmaldaten erheblich zugenommen. Dies ist der wachsenden Popularität des bayerischen Geoportals zu verdan-



Kartenteil des Energie-Atlas Bayern (www.energie-atlas.bayern.de). Neben den Daten zum Potential und zum Bestand der relevanten regenerativen Energiequellen Biomasse, Geothermie, Solarenergie, Wasserkraft und Windenergie sind auch die digitalen Denkmaldaten als Planungsgrundlage mit integriert. Die verschiedenen Fachthemen sind nicht nur gemeinsam darstellbar, sondern die Sachdaten dazu können auf Knopfdruck ebenfalls abgerufen werden. Im Kartenausschnitt sind die Windgeschwindigkeiten in 140 m Höhe zusammen mit den Denkmalkartierungen dargestellt (© Kartengrundlage OpenStreetMap, © Daten Windenergie Landesamt für Umweltschutz, © Denkmaldaten BLfD).

ken. An dieser Stelle nun ein paar Worte zur Akzeptanz des BayernViewer-denkmal und des Geowebdienstes mit Denkmaldaten.

Eine Übersicht über die Aufrufe des BayernViewer-denkmal von April 2011 bis März 2012 gibt das Diagramm 1 wieder. Über diese Zeitspanne betrachtet, war die Nutzung relativ konstant. Der Median der Zugriffe in den letzten zwölf Monaten liegt bei 320 pro Tag. Das Maximum wurde im März 2012 mit durchschnittlich 387 Zugriffen täglich registriert, wobei mit insgesamt 2911 Aufrufen in der 10. Kalenderwoche ein vorläufiger Höhepunkt erreicht wurde. Das Minimum der letzten zwölf Monaten war im Juni vergangenen Jahres mit durchschnittlich 269 Zugriffen auf den BayernViewer-denkmal pro Tag zu verzeichnen. Mit insgesamt 1579 Aufrufen von 26. Dezember 2011 bis 1. Januar 2012 (52. Kalenderwoche) wurde der geringste Wert erreicht. Ein ähnlicher Rückgang auf lediglich 293 Zugriffe pro Tag im Durchschnitt, war im August 2011 festzustellen, was sich durch die Sommerurlaubszeit erklären lässt.

Das Diagramm 2 stellt die durchschnittliche Anzahl der täglichen Aufrufe des WMS in den letzten zwölf Monaten dar. Allerdings muss man berücksichtigen, dass es sich hier um eine Statistik der Anfragen handelt, die an den Server geschickt werden, während in Diagramm 1 lediglich der Start

des BayernViewer-denkmal gezählt wird. Das bedeutet, dass letztendlich jedes Verschieben des Kartenausschnitts oder Abfragen der Fachdaten einer Kartierung einen Zugriff auf den WMS darstellt, der in der Statistik aufgeführt wird. Von März bis Oktober 2011 lagen die Zugriffe relativ konstant bei rund 30 000 pro Woche, mit einem Maximum von insgesamt 40 072 Aufrufen in der 15. Kalenderwoche (11. bis 17. April 2011) und einem Minimum von insgesamt 20 825 Aufrufen in der 34. Kalenderwoche (22. bis 28. August 2011). Der Median der letzten zwölf Monaten lag bei 5269 Zugriffen pro Tag. Seit November 2011 ist nun ein starker Anstieg festzustellen. Mit einem Maximum von durchschnittlich 12 940 Aufrufen pro Tag im März 2012 haben sich die Zugriffe im Vergleich zum Ferienmonat August im Vorjahr mit durchschnittlich 3489 pro Tag inzwischen mehr als verdreifacht! Im November 2011 wurde in der 47. Kalenderwoche mit 100 875 Zugriffen ein vorläufiges Maximum erreicht, das seitdem mit durchschnittlich 82 000 Zugriffen pro Woche auf hohem Niveau stabil bleibt.

Zusätzlich zum WMS sind die Denkmaldaten übrigens auch als Web-Feature-Service (WFS) verfügbar. Da es sich dabei aber um einen Downloaddienst handelt, der die Daten im Vektorformat bereitstellt und im Gegensatz zum WMS auch das Anfertigen von Kopien ermöglicht, ist für die Nut-

Zugriff BayernViewer-denkmal von April 2011 bis März 2012

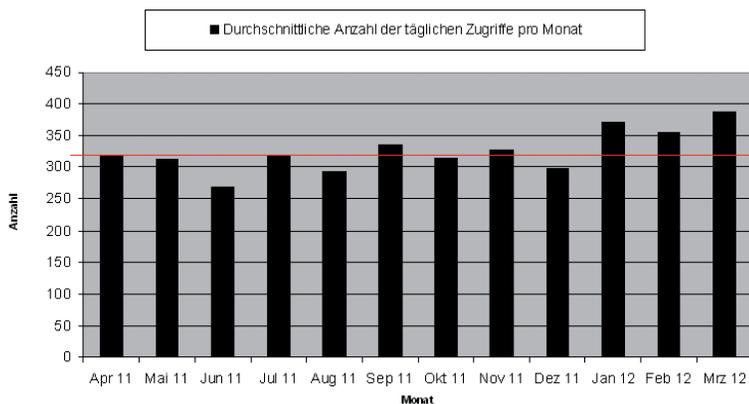


Diagramm 1: Überblick über die durchschnittliche Anzahl der Zugriffe auf den BayernViewer-denkmal von April 2011 bis März 2012. Der Median im genannten Zeitraum liegt bei 320 Aufrufen pro Tag (Grafik: Roland Wanninger).

Zugriff WMS von April 2011 bis März 2012

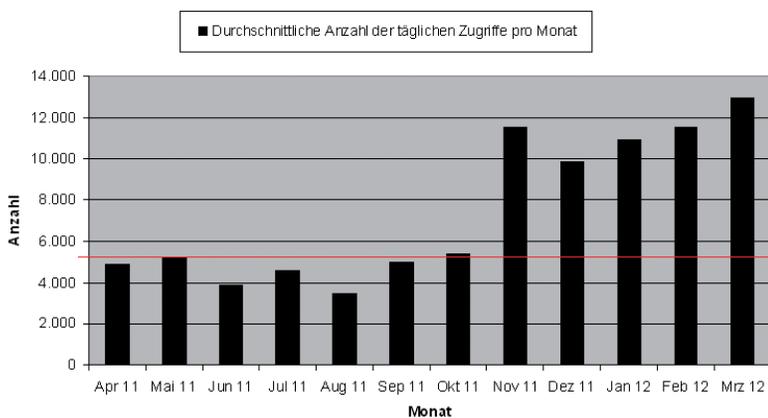


Diagramm 2: Überblick über die durchschnittliche Anzahl der Zugriffe auf den Denkmal-WMS von April 2011 bis März 2012. Der Median im genannten Zeitraum liegt bei 5269 Aufrufen pro Tag (Grafik: Roland Wanninger).



Überlagerung der Radwanderkarte für den Landkreis Cham mit Denkmaldaten. Weitere Informationen zu diesen Webdiensten (WMS) finden Sie im bayerischen Geoportal (© Radwanderkarte Landkreis Cham, © Denkmaldaten BLfD). Abbildung mit freundlicher Genehmigung des Landratsamtes Cham.

zung des WFS allerdings der Abschluss einer Lizenzvereinbarung mit dem BLfD erforderlich.

Nicht nur für den Fachanwender

Das bayerische Geoportal bringt nicht nur dem Fachanwender Vorteile, sondern hat für den interessierten Laien auch Einiges zu bieten. Da die Funktionalitäten umfangreicher sind als beim BayernViewer-denkmal, ist auch die Bedienung etwas komplizierter, sodass zugegebenermaßen eine gewisse „Technikaffinität“ vorausgesetzt werden muss. Neben den Fachdaten der verschiedenen Landesbehörden sind inzwischen auch Geodaten, die von den Landkreisen und Kommunen gepflegt werden, in diesen Metadatenkatalog eingetragen. Dadurch ist es z. B. möglich, die Radfahrkarte, die vom Landkreis Cham angeboten wird, gemeinsam mit den Denkmalkartierungen darzustellen. Bei der Planung eines Fahrradausfluges fürs nächste Wochenende können historisch Interessierte die kulturellen Highlights, die es etwa am Regental-Radweg zu entdecken gibt, mit in die Route einbauen. Dies könnte die Wallanlage der ehemaligen Reichsburg bei Cham-Altenstadt sein. Von der Befestigung aus karolingisch-ottonischer Zeit, die in den Kartenwerken auch als „Schwedenschanze“ bezeichnet wird, ist auf 50 m Länge der Wall noch mit einer Breite von 18 m und bis zu 7,5 m Höhe erhalten. Einen Abstecher wäre sicherlich auch die Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Chammünster wert. Das gotisch gestaltete Marienmünster wird als „Urkirche des Bayerischen Waldes“ bezeichnet. Seine Wurzeln reichen bis zu einer Klostergründung von Regensburger Mönchen im Jahr 739 zurück. Neben dem Karner mit Tonnengewölbe im Untergeschoss der Kirche lohnt die Besichtigung der zwei romanischen Taufsteine im Inneren der dreischiffigen Basilika. Wer nach dieser Freizeitkarte suchen will, gibt einfach „Radkarte Cham“ in das mit „Geodaten-suche“ beschriftete Feld im Geoportal ein. Um zu den Metadaten der digitalen Denkmal-daten des BLfD zu gelangen, tippt man entsprechend das Schlagwort „Denkmal“ ein. Aber auch bayernweite Daten zu Freizeitwegen sind über das Geoportal erschließbar, indem man „Radwege“ in das Suchfeld eingibt. Diese Daten, die von der bayerischen Vermessungsverwaltung bereitgestellt werden, können zwar nicht im Viewer des Geoportals visualisiert werden, sind dafür aber als Download im GPX-Format verfügbar, welches auch in GPS-fähigen Geräten zur Navigation verwendet werden kann.

Roland Wanninger

Das Sachgebiet G 23 stellt sich vor

Gemäß der gesetzlichen Regelungen wird das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege als Behörde auch an allen bayernweit jährlich rund 3000 Verfahren zu räumlichen Planungen beteiligt, wobei der Schwerpunkt klar im Bereich der örtlichen Gesamtplanung (Bauleitplanung), d. h. im Bereich der Flächennutzungs- und Bebauungspläne, sowie Satzungen liegt. Um auf diese „Planungsflut“ möglichst effizient und zielgenau reagieren zu können, wurde im Juli 2010 das Referat G 2 um das Sachgebiet G 23 (Bauleitplanung) ergänzt. Es ist zuständig für die Bündelung aller räumlichen Planungsverfahren, um eine gemeinsame (Bau- und Bodendenkmalpflege), fristgerechte, zielgenaue und widerspruchsfreie Rückäußerung der Denkmalpflege bei allen Verfahren sicherzustellen. Die bis dahin notwendige aufwendige Doppelbeteiligung entfällt seither.

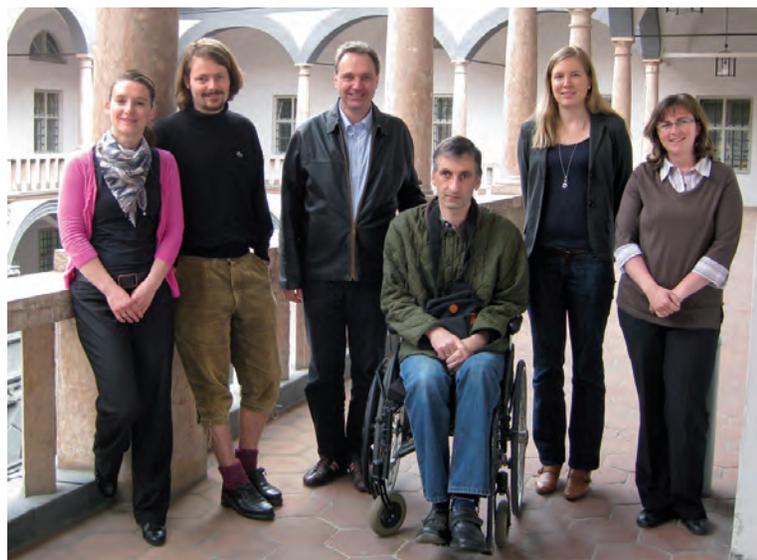
Nach einer erfolgreichen Erprobungsphase im Regierungsbezirk Oberbayern konnte die Arbeit seit März 2012 auch auf die Regierungsbezirke Niederbayern, Oberpfalz, Ober- und Unterfranken ausgedehnt werden. Damit stieg die Zahl der jährlich zu bearbeitenden Planungen von bis dahin etwa 1400 auf jetzt knapp 2700. Etwa zwei Drittel dieser Planungen machten bisher Bebauungspläne aus, ein Anteil, der sich seit 2011 zugunsten eines starken Anstiegs von Flächennutzungsplanungen verändert. Diese Entwicklung dürfte im Wesentlichen auf die im Sommer 2011 von der Bundesregierung beschlossene Energiewende und den sogenannten Windkrafteinsatz der Bayerischen Staatsregierung vom Dezember 2011 zurückzuführen sein.

Insbesondere bei den sich häufenden Planungen zugunsten von Flächenphotovoltaik- und Windkraftanlagen mahnen die Stellungnahmen des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege laufend kommunale Energiekonzepte an, deren Erstellung der Gesetzgeber zudem bezuschusst. Die derzeit betriebene monoperspektivische Ausrichtung auf die Errichtung von Anlagen zur Erzeugung von Energie aus erneuerbaren Quellen in möglichst gewinnträchtigem großindustriellen Maßstab wird den umfassenden Vorgaben der Energiewende so auch nur zum geringen Teil gerecht, denn Möglichkeiten zur Steigerung der Energieeffizienz und des Einsparpotenzials bleiben regelhaft unberücksichtigt. Man ist fast geneigt, in vielen der vorgelegten Planungen einen Großangriff auf die bayerische Denkmal- und Kulturlandschaft, zumindest jedoch unausgewogene und daher unzulässige Schnellschüsse zu sehen.

Eindimensionale Änderungen der F- oder B-Pläne zugunsten einzelner Windkraftanlagen scheinen in keiner Weise allen Interessen und Belangen gerecht zu werden. Letztlich werden die Kommunen mit dieser Art Vorgehen auch den umfassenden Vorgaben der Energiewende nicht gerecht. Energieeinsparung, Energieeffizienzsteigerung bleiben meist vollständig auf der Strecke. Im Vordergrund stehen vor allem in Ostbayern Bauvorhaben, die getrieben von einer regelrechten Goldgräberstimmung gigantische Photovoltaik-Parks ausweisen, um in industriellem Maßstab Sonnenenergie umzuwandeln. Hier ist fraglos die Landespolitik aufgerufen, administrative Regelungen zu entwickeln.

Die Kolleginnen und Kollegen im Sachgebiet G 23 kartieren nach dem Eingang der Planungsbeteiligung im BLfD die Plan-Geometrien und stellen das Eingangsschreiben ins Fachinformationssystem (FIS) ein. Anschließend werden die jeweils zuständigen Gebietsreferenten in den Abteilungen A und B schriftlich beteiligt. Die Ergebnisse der Beteiligung werden nach ihrer Rückleitung zu G 23 bei Bedarf angepasst und schließlich in einem Ausgangsschreiben zusammengeführt.

Im Wissen und in ausdrücklicher Anerkennung der kommunalen Planungshoheit weisen wir konsequent darauf hin, dass zur Ausübung dieser Planungshoheit auch die Planungsverantwortung gehört. In Fragen des Denkmalschutzes heißt dies Wahrnehmung der besonderen Verantwortung der Kommunen für ihr archäologisches und bauliches Erbe – eine zugegeben nicht immer leichte Aufgabe, wo Städte und Gemeinden sich doch zunehmend als Getriebene des steten Wandels zum scheinbar immer Schlechteren (Wirtschaft, Energie, Demographie) sehen, aber dennoch lösbar. Die gemeinsame Stellungnahme, die schließlich im Sachgebiet G 23 konzipiert wird, vermag meistens die kommunale Planungshoheit zu würdigen, aber eben auch auf die in der öffentlichen Hand vereinigte Planungsverantwortung hinsichtlich des kulturellen und baulichen Erbes hinzuweisen.



Das Team von G 23. Von links: Kornelia Glöckner, Christoph Lobinger, Dr. Johannes Hallinger, Dr. Gregor Schlicksbier, Theresa Biberger, Isabel Söllner (Foto: BLfD, Julia Konschitzky)

Im Juli 2010 startete das Sachgebiet G 23 zunächst mit allen Planungsbeteiligungen, die den Regierungsbezirk Oberbayern betrafen, letztlich um einen effizienten Workflow herauszukristallisieren und anzupassen. Seit Anfang März 2012 nun laufen über die Schreibtische der Kolleginnen und Kollegen auch die Planungen in Niederbayern und der Oberpfalz – Bearbeitung ebenfalls in München – sowie Ober- und Unterfranken, mit einer Bearbeitung in der externen Dienststelle in Schloss Seehof. Die Beteiligungen in den

Theresa Biberger

Dienststelle München

Tel.: 089 2114 356

E-Mail: theresa.biberger@blfd.bayern.de

Theresa Biberger, 1985 in Ingolstadt geboren, machte dort nach dem Besuch einer privaten Wirtschaftsschule ab 2002 eine kaufmännische Ausbildung mit Schwerpunkten Hotelbüro/back office, Marketing und Buchhaltung, die sie 2005 abschloss. Berufserfahrung sammelte sie als Sachbearbeiterin an verschiedenen Institutionen, zuletzt von 2006 bis 2010 bei der Bayerischen Landeszentrale im Arbeitsbereich Förderverfahren und 2011 bei der Stadt München bei der Gebührenabrechnung. Von Kundenanfragen, Bescheidabwicklung, Zahlungsbewegungen, der Weiterentwicklung interner Datenbanken, Zwangsvollstreckungsverfahren, bei der Stadt dann Testfälle für die Softwareprojektierung bis zu Fallvorbereitungen, Abrechnung bis zu Aktenablage durchlief sie ein enormes Spektrum von Arbeitsvorgängen im Sacharbeiterbereich. Die Arbeit im Landesamt, eine neue Erfahrung, findet sie ausgesprochen spannend und abwechslungsreich. Htr

Kornelia Glöckner

Dienststelle München

Tel.: 089 2114 236

E-Mail: kornelia.kloeckner@blfd.bayern.de

In Dresden ist Kornelia Glöckner geboren, 1977, und hat dort nach Erlangung der mittleren Reife, Profil Wirtschaft, 1994, einer Ausbildung zur staatlich geprüften kaufmännischen Assistentin für Datenverarbeitung 1996 und der Ausbildung zur Kauffrau für Bürokommunikation 1999 die Allgemeine Hochschulreife 2007 im Abendgymnasium erworben. Seit 2000 beruflich tätig u. a. als Sachbearbeiterin bei den Stadtwerken Dresden, zuständig für Grundstücks- und Gebäudeverwaltung, Budgetplanung und einem Vandalismus-Projekt, arbeitete sie ab 2001 bei der Advance Bank als Assistentin in der Marketingleitung und im Bereich Kundenkommunikation. Nebenbei vertiefte sie ihre Kenntnisse in Wirtschaftswissenschaften durch drei Studiensemester. Vor dem Eintritt ins BLfD arbeitete sie 2011 als Aushilfe im Vergütungsmanagement beim Bayerischen Rundfunk in München. Htr

Christoph Lobinger M.A.

Dienststelle München

Tel.: 089 2114 235

E-Mail: christoph.lobinger@blfd.bayern.de

Nach seiner einjährigen Tätigkeit als studentische Hilfskraft in der Abteilung Praktische Denkmalpflege Bodendenkmäler erhielt Christoph Lobinger im August 2011 eine Anstellung als wissenschaftliche Hilfskraft im Referat G 23. Im Jahr 1985 in Schwandorf geboren, hat er 2004 das Abitur in München erworben und in den Folgejahren an der Ludwig-Maximilians-Universität Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie studiert. Mit einer Arbeit über merowingerzeitliche Bestattungsplätze im Raum Deggendorf erwarb er 2011 den Magister Artium, betreut von Prof. Dr. Bernd Päffgen. Seine Studienschwerpunkte liegen dementsprechend auch in der Archäologie des frühen Mittelalters sowie in der frühen Sozial- und Siedlungsgeschichte – ein Themenkreis, aus dem auch seine im letzten Jahr begonnene Doktorarbeit schöpft. In der Denkmalpflege hat er sich beworben, da ihm der Erhalt und die Erforschung der Kulturdenkmäler sehr am Herzen liegen. Es freut ihn deshalb besonders, in seiner aktuellen Arbeit Einblicke in die Zusammenarbeit der Abteilungen praktische Denkmalpflege Bau- sowie Bodendenkmäler zu erhalten. Htr

Isabel Söllner

Dienststelle München

Tel.: 089 2114 267

E-Mail: isabel.soellner@blfd.bayern.de

„Ich weiß nie, welches Gebiet ich bearbeite und was auf mich zukommt: Immer wieder neue Herausforderungen, Abwechslung und Spannung in der neuen Arbeit.“ Isabel Söllner, in Greiz in Thüringen geboren, hat dort im Jahr 2000 ihrem Berufsabschluss als Bürokauffrau und anschließend das Fachabitur mit Schwerpunkt Wirtschaft erworben. Bis 2011 arbeitete sie dann am Landesamt für Statistik und Datenverarbeitung in München, als die Verlagerung ihres langjährigen Arbeitgebers nach Fürth anstand. Deshalb freut sie sich besonders, dass es mit ihrer Versetzung ans Bayerische Landesamt für Denkmalpflege geklappt hat, wo sie nun seit September 2011 als Referatsassistentin bei G 23 beschäftigt ist. Htr

Regierungsbezirken Mittelfranken und Schwaben erfahren ihre kombinierte Bearbeitung noch nicht über G 23. Dies erforderte noch weitere strukturelle und personelle Entwicklungsschritte.

Die Praxis vor allem des letzten Jahres zeigt, dass immer häufiger Planer und planende Kommunen bei G 23 anrufen und Auskünfte zum Beurteilungsstand bzw. Vorab-Mails der Stellungnahmen erbitten. Es entsteht der Eindruck, dass die externen Partner des Landesamtes mit einer zentralen Stelle zu Fragen der Bauleitplanung und auch der städte-

baulichen Denkmalpflege gut zurechtkommen. In diesem Zusammenhang mausert sich der Telefonanschluss des Referatsleiters zum Servicetelefon. Bei der Nachbearbeitung und beim Zusammenführen der Stellungnahmen zeigt es sich, dass insbesondere die Stellungnahmen der Bau- und Kunstdenkmalpflege im Idealfall ganz bei G 23 angesiedelt werden sollten, freilich unter der Vorgabe personeller Verstärkung.

Einige Mitarbeiterinnen der ersten Stunde sind wieder ausgeschieden oder widmen sich vorübergehend ganz der

Familie, so etwa Dipl.-Geogr. Sylvia Maruhn. Sie wird von Theresa Biberger vertreten, die Mitte August 2011 im Sachgebiet anfang. Seit Anfang August 2011 verstärkt Kornelia Glöckner das Team und seit Anfang September 2011 Isabel Söllner. Seit der Ausweitung des Bearbeitungsgebiets im März 2012 arbeiten stundenweise an den externen Dienststellen Gerlinde Schneider in Regensburg und Margit Maryarossy in Schloss Seehof bei Bamberg mit. Anfang

März 2012 trat auch Oberkonservator Dr. Johannes Hallinger als stv. Referatsleiter und stv. Sachgebietsleiter in das Referat ein. Nach seinen Erfahrungen beim Aufbau des Referats Dokumentationswesen und in der Abteilung praktische Bau- und Kunstdenkmalpflege ergänzt er die Besetzung des Sachgebiets G 23 um den Aspekt der Bau- und Kunstdenkmalpflege.

Gregor Schlicksbier und Johannes Hallinger

■ PORTRÄTS

Dipl.-Ing. Mónica Hernicz M.Sc.

Referat B I Oberbayern

Dienststelle München

Tel. 089/2114-203

E-Mail: monika.hernicz@blfd.bayern.de

Seit dem 1. März 2012 hat die Bodendenkmalpflege in Oberbayern/München mit Mónica Hernicz eine neue Referatsassistentin.

Ihre Vita ist für diesen Posten nicht unbedingt typisch, denn wir haben eine Diplom-Ingenieurin mit Master of science vor uns. Frau Hernicz ist 1980 in Ungarn geboren und wurde dort 1998–2002 in Jannus Pannonius Tudományegyetem zur Umweltingenieurin (FH) ausgebildet. Thema ihrer Diplomarbeit war die Reinigung von industriellen Abwässern durch galvanische, elektrische Methoden zur Befreiung von Schwermetallen.

2007–2010 studierte sie weiter an der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover und befasste sich schwerpunktmäßig mit Gewässerentwicklung und Wassermengenbewirtschaftung. Hier erwarb sie den Master of Science mit einer Magisterarbeit zur Eichung des Hochwasservorhersagemodells (LARSIM) für das Fließgewässer Altmühl.

Das Gebiet der Denkmalpflege war für sie erst einmal ganz neu. Aber als sie der Frage nachging, was Bodendenkmäler eigentlich sind, fand sie dies sehr interessant und staunte, dass es in Bayern so viele davon gibt.

In den ersten Wochen am neuen Arbeitsplatz freut sich Mónica Hernicz, dass sie sich schön einarbeiten kann, und hofft, sich alles merken zu können, was sie braucht.

Als aufgeschlossene, hilfsbereite Kollegin hat sie auch schon gute Erfahrungen gemacht – es gibt in Bayern jedenfalls Leute, die sich für ihre charmante Beratung auch sehr freundlich bedanken. Gerne möchte sie noch mehr über Archäologie bzw. Bodendenkmäler erfahren und viele Ausgrabungen besuchen. – Ja und sollte es im Referat einmal Hochwasser geben, wird sie auch in dieser Situation sicher Rat wissen!

DE

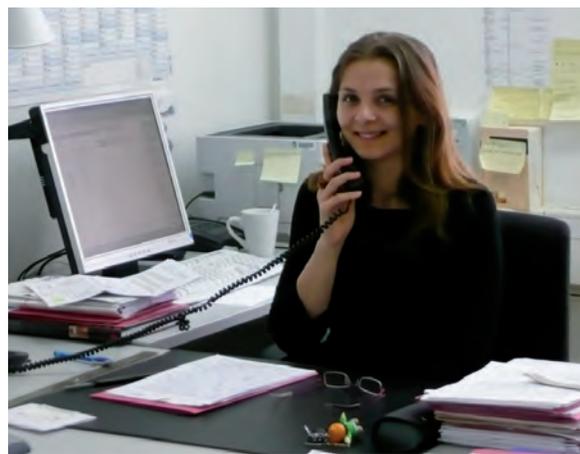


Foto: BLfD, Doris Ebner

Theresia Spörlein in Altersteilzeit

Am 29. Februar 2012 war der unwiderruflich letzte Arbeitstag von Theresia Spörlein in Schloss Seehof, der Dienststelle für Ober- und Unterfranken unweit von Bamberg. Für das „Urmodell“ aller Referatsassistentinnen begann tags darauf die Freistellungsphase der Altersteilzeit, und 27 Arbeitsjahre in Seehof waren damit auf einmal Geschichte.

Theresia Spörlein, Jahrgang 1951, aufgewachsen auf den kargen Höhen des Fränkischen Jura in Schederndorf bei

Stadelhofen, war nach der Schulzeit zunächst zehn Jahre in Bamberg bei der Fa. Messwandler in der Buchhaltung beschäftigt, bis ihr Sonnenschein Oliver auf die Welt kam und seine Mama Vollzeit beanspruchte. Als er ihr wieder etwas „Luft“ ließ, fand Frau Spörlein wie so viele in diesen Jahren über eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme den Wiederanschluss an das Berufsleben: Am 1. Juni 1985 wurde sie im Zeitvertrag für „Transkriptionsarbeiten“ in der Dienst-

stelle Seehof eingestellt. Ihre Welt war fortan die Herstellung lesbarer Abschriften von Seehof-Akten vornehmlich des 17. und 18. Jahrhunderts aus den Beständen des Staatsarchivs Bamberg, die im Zusammenhang mit der seinerzeit auf Hochtouren laufenden Wiederherstellung von Schloss und Park Seehof immer wieder als Quellen herangezogen wurden.

Wie damals üblich, wechselten Zeitverträge mit Phasen der Nichtbeschäftigung und Ungewissheit, bis es endlich gelang, sie nach dem Ausscheiden von Hildegard Scheiderer zum 1. April 1990 mit einem festen Vertrag im Sekretariat der Bau- und Kunstdenkmalpflege an das Haus zu binden. Das war nicht zuletzt auch deswegen genussreich, weil nicht nur der Chronist oft das Vergnügen mit ihren Flugenten aus Schederndorf hatte, bis die Zucht infolge Ablebens der Oma eingestellt wurde – bessere Flugenten gab es nicht! Den Wechselfällen des Lebens folgend, betreute sie mal die Unter-, dann die Oberfranken und umgekehrt, bis ein Wechsel an der Spitze der Dienststelle 1999 eine bedeutsame Veränderung brachte: Der PC hatte auch im fernen Oberfranken längst den Weg in die Referentenstuben gefunden, was für das Aufgabenspektrum der Sekretärinnen Folgen zeitigte. Stenotypie und Postausgang gerieten hinter immer mehr Organisatorischem ins Hintertreffen, und so war es folgerichtig, dass Dr. Wolf Schmidt nach geeigneten neuen Strukturen suchte: Die Idee der Referatsassistentin wurde geboren und mit Theresia Spörlein ein halbes Jahr lang ausprobiert. Das Ziel war Entlastung der Referenten von zeitaufwendiger Routine und vor allem aber eine größere Selbstverantwortung im Management der Referate durch eigenständige, gezielte Zuarbeit. Der Feldversuch mit unserem Versuchskaninchen „Spö“ war so erfolgreich, dass das Modell flugs für das gesamte BLfD übernommen wurde und als Berufsbezeichnung Eingang ins Organigramm fand: Der Prototyp war unversehens serienreif geworden!

All dies hinderte unsere Frau Spörlein nicht, nebenher, privat, noch etliche Jahre für die mit dem Wechsel von Dr. Dieter Martin an die Universität Bamberg mitgezogene Dehio-Geschäftsstelle etliche zusätzliche Stunden für Schreibkram und Abrechnungen zu leisten.

Einige Jahre später, Sechzig verweht, setzte ein anfänglich behutsames, dann immer unverhohleneres Zureden ein, auf die für die Zurückbleibenden mehr als fragwürdigen Segnungen der Altersteilzeit zu verzichten, doch es fruchtete nichts. Frau Spörleins Ehemann hatte seine alteingessene Musikalienhandlung in Bamberg aufgegeben, und alle Zeichen standen unverrückbar auf einen gemeinsamen arbeitsfreien dritten Lebensabschnitt – wir mussten nolens volens akzeptieren.

Ulrich Kahle: *Liebe Spö, was bleibt von Ihren langen Jahren in Seehof auf alle Fälle in Ihrer Erinnerung?*

Theresia Spörlein: Es waren wunderbare Jahre in einer Supertruppe, deren Kennzeichen die große Bereitschaft zu gegenseitiger Hilfe und das Miteinander in Höhen und Tiefen ist.



Theresia Spörlein (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)

Ka: *... und Sie waren die Mutter der Kompanie?*

Spö: Nein, wir waren mehr wie eine Großfamilie, in der vor allem viel gelacht wurde.

Ka: *Gibt es Bestimmtes, was in Ihrer Erinnerung ganz besonders hängen geblieben ist?*

Spö spontan: ... die entsetzlich verregnete Kaskadeneinweihung und die trockene Wiederholung am nächsten Tag – und die anfangs (als das Schloss noch nicht für das Publikum geöffnet war) häufigeren spontanen Feste, die manchmal ziemlich lange dauerten ... Ach ja, und dann der Besuch von Minister Zehetmaier samt Hubschrauberlandung im Labyrinthquartier des Parks.

Ka: *Wie war es mit den Vorgesetzten?*

Spö: Eigentlich immer unproblematisch. Baudirektor Bauch hatte mich eingestellt, Dr. Martin mir die Festanstellung geebnet, Dr. Schelter, Herr Krause – im Prinzip immer spannungsfrei. DocSchmidt war der anstrengendste unter allen, aber dennoch immer freundlich und oft sehr geduldig.

Ka: *... und der GK?*

Spö: Das Verhältnis zu Prof. Petzet war sehr persönlich, übrigens auch zu seiner Frau; sie hatte sich an irgendeiner Handschrift vollkommen festgebissen, bis ich ihr dank meiner damaligen Übung helfen konnte. Aber Ähnliches gilt eigentlich auch für Prof. Greipl, zu dem ich ein sehr entspanntes, ja vielleicht doch auch persönliches Verhältnis hatte. Immerhin ist er an meinem letzten Arbeitstag höchstpersönlich zu mir nach Seehof gekommen, was ja auch irgendwie Wertschätzung bedeutet.

Ka: *Liebe Frau Spörlein, dass wir Sie ungern verlieren, haben wir Ihnen oft genug gesagt. Aber Manches im Lebensweg ist unumkehrbar, und so bleibt mir nichts anderes, als Ihnen nochmals den Dank aller, die Sie kannten, für Ihre freundliche, nie aufgeregte, unerschütterliche und zuverlässige Arbeit auszudrücken. Mit Ihnen ist ein vertrautes Stück Seehof in den unter dem Strich mehr als verdienten Ruhestand gegangen!*

Ulrich Kahle

■ BERICHTE

Denkmalschutzmedaille 2012 21 Preisträger

Im feierlichen Rahmen eines Festaktes in der Säulenhalle des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in München verlieh der Bayerische Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst Dr. Wolfgang Heubisch am 4. Mai 2012 die Denkmalschutzmedaille an 21 Persönlichkeiten. Die Verantwortlichen für herausragende Restaurierungsvorhaben aus ganz Bayern werden seit 1978 alljährlich mit dieser Auszeichnung geehrt. Neben zwei Journalisten, die sich in langjähriger Arbeit intensiv mit den Themen der Denkmalpflege auseinandersetzten, erhielten in diesem Jahr zahlreiche Bauherren die Medaille: für die denkmalgerechte Wiederherstellung von Kirchen und Schlössern, Stadel, Brauereien, Wohn- und Bauernhäusern in ganz Bayern.

Die Denkmalschutzmedaille 2012 erhielten:

Uta Adams hat das Geburtshaus des Astronomen und Mathematikers Johannes Müller (1436–76), genannt Regiomontanus, in Königsberg in Bayern sorgfältig instandgesetzt. Dieses Denkmal für den bedeutendsten Sohn der Stadt steht heute Feriengästen zur Verfügung.

Der **Erste Bürgermeister der Gemeinde Apfeldorf, Georg Eppe**, und **Pfarrer Michael Vogg, Katholische Kirchengemeinschaft Heilig Geist**, haben sich um den Erhalt des Pfarrhofes in Apfeldorf verdient gemacht. Das barocke Bauwerk wird nach der Instandsetzung von Gemeinde und Kirche gemeinsam genutzt.

Angela Bachmair war über 25 Jahre Redakteurin für die Augsburgische Allgemeine. Sie hat in dieser Zeit schwäbische Denkmaldebatten ebenso begleitet wie überregionale und dem Thema der Denkmalpflege auf diese Weise zu großer Aufmerksamkeit verholfen.

Als Stadtheimattpfleger der Stadt Ingolstadt hat sich **Peter Braun** über lange Jahre intensiv für die Denkmalpflege eingesetzt. Es gelang ihm kontinuierlich, Denkmaleigentümer für das kostbare Erbe, das ihnen anvertraut ist, zu begeistern. Auf diese Weise bescherte er, der auch als Architekt im Bereich der Denkmalpflege tätig war, vielen Gebäuden in Ingolstadt eine gelungene Instandsetzung.

Seit vielen Jahren schon betreuen **Bertin Butz** und die **Familie Herbert Sonner** das südlich von Penzberg gelegene Kirchlein St. Johannisrain. Sie begleiteten die nun notwendig gewordene Instandsetzung der kleinen Filialkirche und haben damit ein ganz besonderes Denkmal bewahrt.

Annemarie und **Georg Deinböck** haben in Deinbach bei Lohkirchen eine Wagenremise instandgesetzt, die reich mit Zierputz und farbenfroher Malerei geschmückt ist. Mit der Instandsetzung der Remise haben sie ein seltenes und besonderes Denkmal erhalten.

Die Alte Lateinschule in Sulzbach-Rosenberg geht ins 17. Jahrhundert zurück. Die Instandsetzung des verwinkelten

Gebäudekomplexes war sehr anspruchsvoll. Unter der Leitung von **Dekan Karlhermann Schötz für die Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde Christuskirche** ist sie jedoch herausragend gelungen.

Walburga Kirsch, Walburga Gentner und Maria-Theresia Braun-Gentner haben das Anwesen der **Gentner-Kirsch GmbH**, ein Gasthaus mit Brauerei, erfolgreich instandgesetzt und wiederbelebt. Sie betreiben das Wirtshaus mit einigen Gästezimmern und nutzen die Brauerei für kulturelle Veranstaltungen.



Staatsminister Dr. Wolfgang Heubisch mit Preisträgerin Angela Bachmair (Foto: Hemza)

Mit großem Aufwand hat **Dieter Gottschalk** ein Wohnstallhaus im fränkischen Rüdilsbronn instandgesetzt. Er legte größten Wert auf den Erhalt der historischen Befunde, verwendete historische Baumaterialien und bediente sich alter Handwerkstechniken.

Norbert Habberger setzt sich seit Jahren mit der Redaktion Capriccio des Bayerischen Fernsehens für die Denkmalpflege in Bayern ein. Schwierige Themen stellt er besonders in den Vordergrund seiner Berichterstattung.

Zum Vierseithof **Werner Kriegl** bei Bad Griesbach gehört eine neugotische Kapelle, die 1864 errichtet wurde. Sie war über und über mit Efeu bewachsen, die Schäden am Mauerwerk, am Dach und dem Fundament des kleinen Denkmals waren kaum mehr zu sehen. Nach der Instandsetzung erstrahlt die Kirche nun in neuem Glanz.

In Zell bei Soyen haben **Romana und Peter Munzinger** einen leerstehenden Bundwerkstadel von 1791 instandgesetzt, den sie heute als Wohnhaus nutzen. Sie haben damit ein Exemplar eines stark bedrohten Denkmaltypus auf herausragende Weise erhalten.

Nach 150 Jahren Brautradition stellte die Peschlbrauerei 2008 den Betrieb ein. **Ernst und Matthias Peschl** setzten den mächtigen Baukomplex, der in Passau direkt an der Donau liegt, instand und bauten ihn zu Wohnungen um. Sie



Staatsminister Dr. Wolfgang Heubisch mit Petra Hofmann-Schlosser und Dr. Dieter Schlosser (Foto: Hemza)

haben der Stadt Passau damit ein für die Stadtansicht bedeutendes Denkmal erhalten.

Für die Pfarrkirchenstiftung Mariä Himmelfahrt in Laufen erhalten **Stiftsdekan Simon Eibl** und **Kirchenpfleger Peter Morawietz** die Denkmalschutzmedaille 2012. Sie haben sich über zwölf Jahre hinweg intensiv für die Instandsetzung des Kreuzgangs der Laufener Stiftskirche eingesetzt.

Ulrike und Mario Pierl haben das historische Badhaus der Stadt Volkach mit großem Aufwand sorgfältig instandgesetzt. Das gotische Dachwerk haben sie ebenso erhalten wie die Zisterne, die zur Speicherung größerer Wassermengen diente.

Nicole und Josef Rustler haben in Neualbenreuth im Landkreis Tirschenreuth einen sogenannten Egerländer Vierseithof mit ganz besonderem Fachwerk instandgesetzt. Es ist ihnen gelungen, den Anforderungen an modernen Wohnkomfort und attraktive Ferienwohnungen ebenso gerecht zu werden wie denjenigen der Denkmalpflege.

Petra Hofmann-Schlosser und **Dr. Dieter Schlosser** haben mit der Instandsetzung von Schloss Högen im Landkreis Amberg-Weizsach ein barockes Schloss erhalten, das schon verloren schien. Mit einem außergewöhnlichen Aufwand ist es gelungen, das Denkmal zu bewahren.

Das Wohnstallhaus von **Martina und Ralf Tochtermann** in Altdorf-Ziegelhütte ist das Hauptgebäude einer großen Hofanlage mit Ziegelei. Über zehn Jahre hinweg haben sie am Erhalt der Anlage gearbeitet und schließlich ein attraktives und hochangesehenes Wohnumfeld geschaffen.

Die Verbandsschule Wallenfels, ein 1968–71 errichteter Bau, verdankt ihre Eintragung in die Denkmalliste und ihre mustergültige Instandsetzung dem **Ersten Bürgermeister der Stadt Wallenfels, Peter Hänel**.

Helmut Freiherr von Oefele erhält die Denkmalschutzmedaille für die Instandsetzung des bei Straubing gelegenen Wasserschlosses Schambach. Das Schloss geht ins 16. Jahrhundert zurück; mit der handwerklich höchst anspruchsvollen Reparatur des Hauses ist ein architektonisches Kleinod des Gäubodens für die Zukunft bewahrt worden.

Unter Leitung der **Bürgermeisterin des Marktes Willanzheim, Ingrid Reifenscheid-Eckert**, ist die Kirchengburg Herrnsheim sorgsam instandgesetzt worden. 14 Eigentümer mussten einbezogen werden, damit die Sanierung der 19 Gaden und 13 Keller in so herausragender Weise gelingen konnte.

Dorothee Ott

Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege präsentiert alle Preisträger und ihre Projekte in der Broschüre **Denkmalschutzmedaille 2012**, die Sie kostenfrei beziehen können:

Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

Hofgraben 4, 80539 München

Telefon: 089/2114-0, Telefax: 089/2114-300

E-Mail: poststelle@blfd.bayern.de

Internet: www.blfd.bayern.de

Eine „objektive“ Retusche gibt es nicht

Zur Kirchenmalertagung 2012 am 27. April in Regensburg

In der Fachgruppe der Kirchenmaler, Restauratoren und Vergolder in Bayern sind im Freistaat rund 60 Meisterbetriebe vertreten. Wer der Fachgruppe beitreten will, muss die Meisterprüfung als Kirchenmaler absolviert haben und eine mehrjährige einschlägige Berufspraxis nachweisen können. Die Fachgruppe veranstaltet jedes Jahr in Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege die Kirchenmalertagung. Dabei setzen sich die Teilnehmer mit aktuellen Fachfragen auseinander und erweitern so fortwährend ihren professionellen Standard. Die erste Kirchenmalertagung fand 1961 statt.

Thema 2012: „Retusche, Ergänzung, Rekonstruktion“

An der diesjährigen Kirchenmalertagung nahmen rund 200 Kirchenmaler, Restauratoren sowie Vertreter von kirchlichen und staatlichen Bauämtern teil und freuten sich auf die Impulsreferate von Fachwissenschaftlern und den kollegialen Austausch. Alle, die im Bereich der Denkmalpflege tätig sind, kennen das der Tagung zugrunde liegende Problem: Der historische Bestand, etwa eine Wandmalerei, ist unvollständig erhalten. Die ursprüngliche Darstellung ist auf weiten Flächen des Gemäldes kaum noch zu erkennen. Wie geht man damit um? Darf man die Fehlstellen, etwa in Anlehnung an vergleichbares Material wieder füllen? Soll man nur eine Farbfläche auftragen, die sich an der Umgebungsfarbe orientiert? Oder wird man der Einzigartigkeit des Ursprungskunstwerks am besten durch die ausschließliche Bearbeitung der erhaltenen Flächen gerecht, wobei man dem Betrachter den fragmentarischen Zustand vor Augen führt?

Solche Themen gehören zum Alltag der Restauratoren. Bleibt die Frage, wer letztlich über die ausreichende Qualifikation verfügt, Retuschen und Ergänzungen vorzunehmen: Kirchenmaler, die über eine langjährige kunst-

handwerkliche Praxis, aber eventuell über unzureichendes kunsthistorisches Wissen verfügen, oder Restauratoren mit Hochschulabschluss und akademischem Hintergrund, die jedoch die notwendige Erfahrung in der praktischen Umsetzung am Objekt nicht mitbringen?

Breiter Bogen an fachlichen Impulsen

Die sechs Vorträge der Kirchenmalertagung 2012 schlugen einen weiten Bogen vom historischen Überblick über Restaurierungsarbeiten bis hin zu vorbildlichen Beispielen geglückter Retuschen. *Markus Santner* vom österreichischen Bundesdenkmalamt ging zunächst auf die Entwicklung farblicher Ergänzungen und Retuschen von 1890 bis 1960 ein. Die Kunsthistorikerin und Restauratorin *Dr. Julia Feldkeller* (Tübingen) zeigte, dass jedes Restaurierungsobjekt zugleich Projektionsfläche ganz unterschiedlicher Erwartungen ist. Auch Restaurierungen, die durchweg zeitgebunden seien, könnten veralten, weshalb es immer sinnvoll sei, nicht nur den Ursprungszustand vor Augen zu haben, sondern auch die Nachwelt in den Blick zu nehmen. Hofrat *Dr. Bernd Euler-Rolle* (österreichisches Bundesdenkmalamt) ging auf das Dilemma zwischen Substanzwert und Schauwert ein. „Eine objektive Retusche – das geht einfach nicht“, betonte er und belegte seine Behauptung mit eindrucksvollen Beispielen aus unterschiedlichen Jahrzehnten. So sei etwa in der Stiftskirche von Einsiedeln zu erkennen, dass die Restaurierung aus dem Jahr 1893 die barocke Gestaltung „noch barocker“ herausgearbeitet habe als sie sich im 18. Jahrhundert zeigte. Dies sei bald als zu viel angesehen worden, sodass bei der Restaurierung von 1909 die „weiße Moderne“ Einzug gehalten habe. Was auf dem Gebiet der Restaurierung geschehe, habe viel mit dem jeweils vorherrschenden Verständnis von Schönheit und Korrektheit zu tun. Ein frühes Beispiel einer gelungenen Wiederherstellung ist nach Auffassung von Euler-Rolle das Gemälde „Tierschicksale“ von Franz Marc, das 1916 durch einen Brand schwer beschädigt wurde. Paul Klee ergänzte fehlende Teile des Bildes – allerdings so, dass der Blick des Betrachters sofort auf das Original gelenkt wird.

Lernen von den Italienern

Die Professorin und Diplom-Restauratorin *Dr. Ursula Schädler-Saub* von der Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst in Hildesheim stellte die hier zu Lande noch kaum bekannte Theorie und Praxis der Retusche in Italien nach 1945 und ihre aktuellen Entwicklungen vor. Die Anwesenden zeigten sich beeindruckt von der Beschreibung der Techniken, welche die angesehenen einschlägigen Institute in Rom und Florenz lehrten. Das Problem großer, nicht rekonstruierbarer Fehlstellen könne etwa durch Strichretuschen farblich integriert werden. Diese Methode passe auch gut zu den Erkenntnissen der Wahrnehmungspsychologie. „Wenn der Betrachter als erstes die Malerei wahrnimmt und nicht die Fehlstellen, dann ist schon viel gewonnen“, betonte Ursula Schädler-Saub. Starken Beifall erhielt sie für ihre Bemerkung, die Anwendung derartiger Techniken sei keine Frage des Ausbildungsweges, sondern der persönlichen Begabung. Interdisziplinär arbeitende Teams, in denen kunsthistorisches Fachwissen und

kunsthandwerkliche Praxiserprobung gleichermaßen anzutreffen seien, hätten bei Restaurierungen die größten Erfolge. *Matthias Staschull* von der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen stellte Retuschebeispiele aus aktuellen Restaurierungen seines Hauses vor. Dabei ließ er die Anwesenden an den Vorüberlegungen zum jeweiligen Objekt teilhaben. Abschließend ging Professor *Thomas Danzl* an Hand wichtiger Bauhausgebäude auf die aktuelle Praxis der ästhetischen Präsentation von Architekturoberflächen aus der jüngeren Vergangenheit ein. Gerade dieser Beitrag bestätigte die Hoffnung auf ein breit gefächertes und zukunftsorientiertes Aufgabenspektrum für das Kirchenmalerhandwerk, wie sie eingangs im Grußwort des Vertreters des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, *Dr. Bernd Vollmar*, formulierte wurde.

Bei der Kirchenmalertagung 2013 soll der Themenbereich „Retusche, Ergänzung, Rekonstruktion“ praxisorientiert fortgesetzt und durch Fallbeispiele aus den Bereichen Malerei, Dekoration, Fassungen und Oberflächen von Ausstattungen im Exkursionsteil ergänzt werden. Eine Veröffentlichung der Tagungsbeiträge ist wieder geplant.

Bernhard Mayrhofer



Dr. Bernd Vollmar vom BLfD bei der Einführung in die Tagung (Foto: Gabriele Riffert)



Kirchenmalertagung 2012, von links: Fachgruppenvorsitzender Bernhard Mayrhofer, der Regensburger Bürgermeister Joachim Wolbergs, Vorstandsmitglied Johannes Preis, Dr. Julia Feldkeller und Hofrat Dr. Bernd Euler-Rolle vom Bundesdenkmalamt Österreich (Foto: Gabriele Riffert)

Steigt die Akzeptanz von Denkmalpflege mit Sex oder Bauchumfang?

Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland vom 10. bis 13. Juni 2012 in Hamburg

Wahrscheinlich habe ich das missverstanden, was *Dipl.-Pol. Christian Arns* von der Deutschen Presseakademie Berlin an Empfehlungen gab, um der Denkmalpflege ein besseres Image zu verpassen. Es ging wohl nicht um den Bauumfang, sondern mehr um Akzeptanz aus dem Bauch heraus und um den Aufbau eines emotionalen Bezugs ohne große geistige Durchdringung. Seine Ratschläge, die von den Zuhören immer wieder mit schallendem Gelächter unterbrochen wurden, liefen im Prinzip – um es etwas plakativ zusammenzufassen – auf Sex and Crime and Rock 'n' Roll hinaus: also Abklopfen denkmalpflegerischer Themen und Objekte in Hinsicht auf Knallbonbons, auf Spannung und Emotionalität wie die händchenhaltenden germanischen Kriegerskelette, die ihre Treue noch im Tod demonstrieren, das eingestürzte Fachwerkhaus, in dem der alte Rentner noch bis zum Letzten ausharrte, der Salon, in den Kaiserin Sissy ihren Fuß gesetzt hat. Und wenn man so was nicht hat, meinte einmal der Kabarettist Sigi Zimmerschied in Bezug auf die Berichterstattung der Passauer Neuen Presse – jetzt ganz locker auf unser Problem hier übertragen –, dann stellt man es halt so dar, als ob man es hätte! Gut, mit Sex tut man sich in der Denkmalpflege natürlich prinzipiell etwas hart. Denkmalpflegerisch ausschaltbare Hetärenbilder finden sich doch eher in römischen Wandfresken als in oberbayerischer Lüftmalerei, und Lola Montez ist auch nur für ein Palais gut.

Hamburg richtete dieses Mal die Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland aus und wählte ein Thema, das es in sich

Hamburg. Hafen mit Elbphilharmonie (Foto: BLfD, Karlheinz Hemmeyer)



hatte: „Konversionen: Denkmal – Werte – Wandel“ – was zugegeben nur sehr entfernt an Sex and Crime and Rock 'n' Roll erinnert. „Konversion“: wieder ein Fremdwort, das im Zusammenhang mit Denkmalpflege neu ist und an das man sich gewöhnen muss. Natürlich kennt man die Bedeutung des Wortes im Sinne von Verändern/Umwandeln aus anderen Zusammenhängen. „Konvertieren“, klar die Sprachwurzel, wird für das Umtauschen bei Währungen verwandt und vor allem beim Glaubenswechsel – bekannt: der Konvertit. Die Umwandlung militärisch genutzter Flächen für zivile Zwecke kennt man aus jüngster Vergangenheit, aber auch andere Disziplinen haben es in ihren Fachwortschatz aufgenommen: beim Wortartwechsel, bei Rechtsgeschäften, in der Psychologie, in der Kernphysik kennt man es z. B. Nun also auch die Denkmalpflege – und dort gleich in einer recht umfassenden Bedeutung. Umwandlung im weitesten Sinn ist keine neue Aufgabe in der Denkmalpflege, besonders in Hinsicht auf Neunutzung. Protestantische Kirchen in weiten Teilen Europas, Industrieanlagen, die erwähnten Militärkasernen, aber auch funktionslos oder für aktuelle Nutzung unbrauchbar gewordene Wirtschaftstrakte von Bauernhöfen oder unter wirtschaftlichen Druck gelangte Wohnanlagen wurden schon häufig problematisiert. Aber wer glaubte, schon genug über das Thema zu wissen, wurde höchst – angenehm ist nun angesichts der Bedeutung der Problematik nicht das richtige Wort – überrascht.

Der gewaltige Auslöser für Konversionen – der gleich die Adaptierung eines neuen Schlagwortes erfordert hat – ist ein Strukturwandel, politisch, wirtschaftlich oder sozial bedingt, und Strukturwandel ist in unseren Tagen das Wort der Stunde: Strukturwandel auf allen Gebieten mit entsprechend gravierenden Folgen für die Gesellschaft, für die Arbeitsplätze, für Standorte, Bauwerke, Denkmäler aller Art bis hin zu Stadtquartieren und Stadtstrukturen infolge von Bevölkerungsverlagerungen oder Verarmung. Wenn das wirtschaftliche und soziale Fundament verloren geht, verlieren auch religiöse, moralische oder traditionelle Werte und ihre baulichen Ausprägungen ihre Wirkung auf den Zusammenhalt der Gemeinschaft, wenn die Menschen nicht mehr in ihrem Wohn- und Arbeitsumfeld leben können, veröden die Infrastrukturen, wenn kein ausreichendes Steueraufkommen mehr zu erwirtschaften ist, zerbröckelt neben der öffentlichen und privaten Bausubstanz auch die Gesellschaft.

Die Themen der Tagung, der Vorträge und Diskussionen haben ein riesiges Spektrum an Konversion – an historischer wie aktueller – sichtbar gemacht. Die Großstadt Hamburg konnte naturgemäß zu allen Aspekten einen Beitrag leisten. Aufgabe, Teil- und Fremdnutzung von Kirchen ist dabei nur der bekannteste, weil sichtbar und emotional sofort ins Auge springende, wenn Kirchen in Cafés, Veranstaltungsräume oder, wie bei der evangelischen Bethlehemskirche, in eine Kindertagesstätte umgewandelt werden. Um Dimensionen problematischer sind Industriegelände, gravierend ein Beispiel wie der Harburger Binnenhafen, dessen schiffahrtsbezogene Nutzung zur Gänze Funktionen wie Dienstleistungen, Wohnen, Bildung oder Kultur weichen musste – richtig ausgedrückt: ganz neue Funktionen für alte, nicht mehr benötigte Hüllen gefun-

den werden mussten. Auch die angesprochene Konversion ehemals militärischer Gebäude hat in Hamburg mit den kolossalen Flakbunkern populäre Vertreter, für die nach jahrzehntelangem Leerstand wenigstens z. T. neue Nutzungskonzepte entwickelt wurden. Das Allgemeine Krankenhaus Barmbeck mit seinen Pavillons, 1910–15 errichtet und den modernen Anforderungen nicht mehr genügend, sieht einer Zukunft als Wohn-, Büro- und Einzelhandelsstandort entgegen. Wie in allen angesprochenen Fällen fordert auch hier die Konversion enorme Eingriffe in Gebäude und Umfeld. Zur Vermittlung solcher, hohe Millionenbeträge erforderlicher Umwandlungsvorstellungen an Gemeindevertreter und Investoren sind Soldatentreue, Witzschmuddelex und Vorgarten- oder Alttechnikromantik nicht wirklich hilfreich.

Die großen Wallanlagen und das frühere Ausstellungsgelände Planten un Blumen weisen zahlreiche Umbau- und Umnutzungsphasen auf. Die Befestigungswerke, die über Jahrhunderte hinweg immer neuen militärischen Herausforderungen gerecht werden mussten, stehen auch als städtische Grünanlagen unter permanentem Veränderungsdruck. Die Generation der Nachkriegsbauten und -quartiere mit ihren ehemals gültigen Normen und Beschränkungen lässt sich kaum noch dem heutigen Anspruchsdenken nach Größe und Komfort vermitteln. Leerstand und bauliche Veränderungen führen zur Zerstörung ästhetisch und strukturell höchst einheitlicher und stimmiger Gebäudekomplexe. Existenzgefährdend für Denkmäler erweisen sich die neue Mode der energetischen Ertüchtigung und ihre Methoden. Armdicke Schaumstoffpakete verpassen nicht nur historischen Oberflächen und Details ein kaum erwartetes Christo-Verpackungs-Moment, der erstickende Luftabschluss fördert die Gefahr substanzieller Schädigung oder Vernichtung infolge Mikrobenbefalls, Emissionsaustritts oder Feuchtigkeitsansammlung.

Entscheidend für die Denkmalpflege ist – unabhängig von der Art der Veränderung – vor allem die Frage nach Erhaltung des Denkmals samt der ihm zugeschriebenen historischen Werte, die seine Denkmaleigenschaft begründen. Was passiert aber, wenn eine Kirche zu einem Schwimmbad – wie geschehen in St. Petersburg –, Kasernen, Krankenhäuser und Schulen zu Wohnungen oder Gewerberäumen, ein Hafen zu einem normalen Wohnviertel umgebaut werden, in der Regel unter starker Veränderung des äußeren Erscheinungsbildes und unter Aufgabe der Binnenstruktur? Wie verändern die neue Form und die neue Funktion, hinter denen das Original nur noch dem Eingeweihten erkennbar ist, die Denkmaleigenschaft des Objekts? Wenn einem Denkmal infolge seiner Umwandlung neue Bedeutungsschichten zuwachsen, die alte ersetzen oder ergänzen, kann dies durchaus zu einer Bereicherung beitragen, häufiger bedeutet aber Umwandlung Zerstörung der Originalsubstanz und der Denkmaleigenschaft. „Vernichten wir unsere Denkmale, indem wir sie mit fragwürdigen Kompromissen erhalten?“ gab der Organisator als Denkanstoß für die Tagung mit auf den Weg, und „ist der materielle und ideelle Wertzuwachs, den eine Umnutzung eines ansonsten nicht mehr gebrauchten Denkmals zweifellos darstellt, auch ein Zuwachs an Denkmalwert?“ Oder anders: Ab wann ist der



Hamburg. Sektion VI mit Dipl.-Pol. Christian Arns und Leiter Prof. Dr. Hans-Rudolf Meier (Foto: BLfD, Karlheinz Hemmeter)

Verlust an Denkmalsubstanz so hoch, dass dem verbleibenden Rest nicht mehr ausreichend Denkmalwert zugestanden werden kann? In der Praxis kämpft die Denkmalpflege um den dauerhaften Erhalt der Denkmäler jenseits aller politischen und wirtschaftlichen Zwänge. Aber was bleibt in der Realität von der Forderung nach einem „geschichtsbeswussten Umgang“ mit den Denkmälern, nach einer „sinnvollen und angemessenen Nutzung unter Rücksichtnahme auf die Originalsubstanz“ (Prof. Dr. Gerd Weiß, Vorsitzender der VdL). Platt, aber deswegen nicht weniger richtig formulierte Prof. Dr.-Ing. Jörg Schulze vom Rheinischen Amt für Denkmalpflege: „Erhalten kann man nur, was noch erhalten ist“ – eine wenig positivere Formulierung als die unserer Kolumne „Was weg ist, ist weg und nicht mehr da“ zugrundeliegende Dauermahnung unseres Generalkonservators Prof. Dr. Egon Johannes Geipl.

Hamburg. Historische Lagerhalle im Hafen (Foto: BLfD, Karlheinz Hemmeter)



Angesichts des enormen Wertewandels in unserer Gesellschaft – Entchristianisierung, Aufgabe von Industriezweigen mit entsprechend riesigen Brachen, Funktionsänderungen in dörflichen und städtebaulichen Strukturen (*Philippe Hertel*, Conservation régionale des monuments historiques, Montpellier) sollte die Sektion VI dem „Denkmal als Ressource für Vielfalt und Identität“ durch die Einbeziehung fachübergreifender Ansätze eine vielfältige und vielleicht auch neue identitätsstiftende Stimme geben und die Funktion der „Wert-Verschiebungen zu einer neuen Kultur des Bewahrens“ untersuchen. Obwohl mehr Fragen aufgeworfen als Antworten gegeben werden konnten, setzten die erfrischenden Ansätze eine Welle von Diskussionsbereitschaft in Gang: Vorträge zu „Ökologie als Denkmalkiller“ (*Dr. Arnold Bartetzky*, Universität Leipzig), „Denkmalpflege als Inszenierung“ (*J. Schulze*), „Sinnpotentiale von Denkmälern“ (*Dr. Sabine Schulte*, Denkmalschutzamt Hamburg), „Geschichtspolitik und Identitätspflege“ (*Prof. Dr. Winfried Speitkamp*, Universität Kassel), „Eigenes und fremdes Erbe in Europa“ (*Prof. Dr. Gabi Dolff-Bonekämper*, TU Berlin), Gentrifizierung und das Recht auf Stadt (*Christoph Twickel*, Journalist, Hamburg) hatten als gemeinsame Aussage zur Grundlage, dass ausschließlich verwahrende und verwaltende Denkmalpflege den aktuellen Bedürfnissen nicht mehr gerecht würden. Eine veränderte, in vieler Hinsicht „vielfältige“ Gesellschaft mit entsprechender Geschichtlichkeit erfordere neue Formen der Rezeption und Vermittlung. Wenn man von der soziologischen Annäherung (*Dipl.-Soz. Arne Dreißigacker*, Universität Halle-Wittenberg) – Denkmäler sind Substrat des Kollektiverlebens und der Identitätsstiftung – mehr Eingehen auf den konkreten Fall gewünscht hätte, belegten schließlich die journalistischen Beiträge (*Dr. Jörg Biesler*, WDR Köln, *Dipl.-Ing. Birgit Karger*, M.Sc. und *Dipl.-Ing. Kristina Sassenscheidt*, beide Denkmalschutzamt Hamburg, *Christian Arns*, Berlin) ein beispielhaftes Engagement in der Mobilisierung von Öffentlichkeit und der Vermittlung von Denkmalwerten.

Die eingangs erwähnten Kommunikationsanregungen (*Christian Arns*) mögen vielleicht tatsächlich einen Weg aufgezeigt haben, wie man der Denkmalpflege in unserer schnelllebigen, oberflächlich konsumierenden Zeit mehr Aufmerksamkeit erwirken könnte. Hamburg ist auch hier beispielgebend vorausgeeilt: Mit seiner Skandalbaustelle der Elbphilharmonie, jenem seit 2007 im Bau befindlichen Konzerthaus auf dem ehemaligen Kaispeicher A, hat es gezeigt, wie man ein Denkmal dauerhaft in aller Munde hält. Die für 2010 geplante Eröffnung hat sich neuerdings noch einmal auf 2014/15 verschoben. Der städtische Oberbaudirektor *Prof. Jörn Walter* strebt den Abriss von Fünfzigerjahre-Hochhäusern an, um „Irrtümer der Geschichte“ zu korrigieren – das ist doch ein Angebot für Diskussion! Aber Vorsicht: Er brüllt gleich los. – Und der Sex in der Denkmalpflege? Folgen wir also *Arns’* Vorschlag und suchen – wenn nötig – erotische Osterbräuche als Medium der Denkmalvermittlung.

Karlheinz Hemmeter

„Bohemian-Baiuvarian Forum“ in der Königlichen Villa

Eines der „dunkelsten“ Jahrhunderte in unserer Geschichte ist die wahrlich sehr bewegte Zeit des 5. Jahrhunderts n. Chr. Geprägt vom Zerfall des Römerreiches und den Wanderungen und Heerzügen von zum Teil legendären Völkern wie den Hunnen und Ostgoten, bietet diese Zeit Nährboden für die unterschiedlichsten Theorien. Dazu gehört auch die sprachliche Ableitung des Namens „baiuvarii“ von den „Männern aus Böhmen“.

Funde aus dem 5. nachchristlichen Jahrhundert – in der Regel Gräber – sind selten und gehören zu den „Glücksfällen“ im Leben eines Archäologen. Inzwischen kann man sich auf gute Kenntnisse der Grabsitten und der zeittypischen Funde stützen. Allein die historische Interpretation der Gräber ist schwierig. Unverzichtbare Partner sind deshalb die Anthropologen. Dank naturwissenschaftlicher Methoden wie der DNA-Analyse lassen sich innerhalb einer Sepultur verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den einzelnen bestatteten Individuen nachweisen. Anhand des Strontiumgehalts in den Knochen können Hinweise auf die Mobilität der Bestatteten gewonnen werden.

Die Gräberfunde von Regensburg-Burgweinting, München-Perlach und Unterhaching haben in der Fachwelt großes Interesse erregt und waren u. a. Anlass des wissenschaftlichen Kolloquiums in Benediktbeuern „Von Raetien und Noricum zur frühmittelalterlichen Baiuvaria“ im März 2010 (siehe DI 146, S. 75–77). Zu den Referenten zählte damals auch der tschechische Kollege Dr. Jaroslav Jiřík, der in Prag-Zličín ein spektakuläres Gräberfeld des 5. Jahrhunderts ausgegraben hatte.

Als Ergebnis der damals geknüpften Kontakte entstand die Idee eines bayerisch-tschechischen Netzwerks zur Erforschung des 5. Jahrhunderts, getragen vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (Dr. Silvia Codreanu-Windauer, Dr. Jochen Haberstroh, Dr. Christian Later und Stephanie Zintl M.A.), der Bayerischen Staatssammlung für Anthropologie und Paläoanatomie (Dr. Michaela Harbeck, Ramona Schleuder und Kristin von Heyking) und dem Museum der Stadt Prag mit der Forschungseinrichtung Labrys o.p.s. (Dr. Jaroslav Jiřík, Jiří Vávra, Dr. Ivana Jarošová und Marcela Víšková).

Am 29. März 2012 traf sich das „Bohemian-Baiuvarian Forum“ in der Königlichen Villa in Regensburg zu einem ersten, ganztägigen Workshop. Sowohl von bayerischer als auch von tschechischer Seite wurden in Kurzreferaten die wichtigsten Ergebnisse der Ausgrabungen in Regensburg-Burgweinting und München-Perlach bzw. Prag-Zličín vortragen. Bei den anschließenden Diskussionen stießen die anthropologischen Untersuchungsmöglichkeiten auf besonderes Interesse. Hierin wird in erster Linie der Schwerpunkt der zukünftigen Arbeit liegen. Es ist geplant, im Vorgriff auf ein größeres Projekt noch in diesem Jahr mehrere zusammenhängende Beiträge im „Journal of Anthropology“ Brno zu publizieren.

Silvia Codreanu-Windauer



Teilnehmer des ersten „Bohemian-Baiuvarian Forum“ in Regensburg
(Foto: BLfD, Silvia Codreanu-Windauer)

Colloquium Iuvavum 2012

Das Territorium von Iuvavum. Bestandsaufnahme und Forschungsstrategien

Nach der erfolgreichen Tagung „Colloquium Lentia 2010“ fand in diesem Jahr das „Colloquium Iuvavum 2012“ der Gesellschaft für Archäologie in Oberösterreich in der Neuen Residenz in Salzburg statt mit dem Thema „Das Territorium von Iuvavum. Bestandsaufnahme und Forschungsstrategien“. Die Tagung wurde in Kooperation mit der Archäologischen Staatssammlung München, dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, dem Bundesdenkmalamt Österreich, Abteilung für Bodendenkmale, den Oberösterreichischen Landesmuseen, der Universität Salzburg, FB Altertumswissenschaften, und der Universität München, Institut für Provinzialrömische Archäologie, veranstaltet.

Vom 15. bis 17. März war im „Salzburg Museum“ im Rahmen des Kolloquiums ein Programm mit zahlreichen Vorträgen zum Thema des antiken Salzburg, römisch *Iuvavum*, und dessen Umland angeboten. Nach einer herzlichen Begrüßung und Berichten der Veranstalter über ihre aktuellen Forschungen wurde der neu veröffentlichte Tagungsband „Colloquium Lentia 2010 – Römische Bäder“ vorgestellt.

Im ersten Vortragsblock widmeten sich Historiker einer möglichen Definition des Territoriums einer römischen Provinzstadt bzw. der Frage, ob dieses überhaupt klar zu fassen ist. Denn die Grenzen wurden den Ergebnissen nach nicht fest definiert. Die folgenden Vorträge gewährten einen umfassenden Einblick in die neusten Grabungs- und Forschungsergebnisse in Salzburg, bei denen die Suche nach dem römischen Forum einen großen Platz einnahm. Die weiteren Vorträge behandelten bestimmte Fundgattungen, wie Fibeln, Münzen, Mosaiken und Wandmalerei aus Grabungen im Salzburger Raum. Dieses breite Spektrum gab den Wissenschaftlern die Möglichkeit zum Austausch und den interessierten Laien einen Überblick über das römische Salzburg.

Der abendliche Festvortrag von *Dr. Wilfried Kovacsovic* im schönen Ambiente des Ständesaals in der Neuen Residenz widmete sich in einer klar strukturierten Zusammenfassung, dem aktuellen Forschungsstand des antiken *Iuvavum* und den noch offenen Fragestellungen.

Der zweite Beitragsblock hatte vornehmlich die römische Besiedlung des Umlandes zum Thema, von den kleineren römischen Gutshöfen bis zum luxuriösen Anwesen der Villa von Loig. Hier begegneten sich ganz unterschiedliche Forschungsansätze und Vorgehensweisen, von Begriffstheorien über Grabungen, Befundauswertung bis hin zu geophysikalischen Untersuchungen. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege war hier mit zwei Vorträgen vertreten, zum einen zum Forschungsstand der römischen Besiedlung im bayerischen Noricum, zum anderen zu den geophysikalischen Untersuchungen der römischen Villen im Raum des bayerischen Noricum.

Eine Führung durch das Domgrabungsmuseum wurde von den Tagungsteilnehmern zahlreich und mit Begeisterung angenommen und *Dr. Raimund Kastler* sowie *Dr. Fritz Moosleitner* führten die Gruppen durch die außerplanmäßig geöffnete Ruinenlandschaft unter dem Dom. Am Abend konnten beim Buffet in der Abgusssammlung des Fachbereichs Altertumswissenschaften der Universität Salzburg die Themen weiter vertieft werden.

In einem dritten Block überraschte die Neuinterpretation des Seebrucker Kastellhügels. Zwei weitere Beiträge fragten nach der Aussagekraft von Grabdenkmälern und Wandmalereien im Bezug auf die Bevölkerung.

Insgesamt war es eine sehr gelungene Tagung, an der die aktuellen Forschungen neue Anregungen und gute Resonanz erfahren konnten. Das Ziel, einen Austausch zwischen den vielfältigen Untersuchungen im Bereich des Gebietes von Iuvavum zu ermöglichen, wurde vorbildlich erreicht. Der ausgewogenen Mischung aus alt eingesessenen, erfahrenen Forschern und Promovierenden verschiedener Universitäten mit neuen Forschungsprojekten ist es zu verdanken, dass eine rege Diskussion stattfinden konnte, die neue Anstöße für mancherlei Projekte geben konnte. Eine künftige Zusammenarbeit wurde, vor allem auch aus österreichisch-bayerischer Sicht, gewünscht und ist in vielen Bereichen nun bereits existent. Auch dieses Mal sollen die Vorträge in einem Tagungsband der „Studien für Kulturgeschichte von Oberösterreich“ veröffentlicht werden.

Lena Kühne



Tagungsort: das „Salzburg Museum“ in der Salzburger Neuen Residenz
(Foto: BLfD, Jörg Faßbinder)

Archäologische Fundschichten

Tagung der Fachgruppe Archäologische Ausgrabungen des VDR in Herne

Alle zwei Jahre veranstaltet die Fachgruppe Archäologische Ausgrabungen des Verbandes der Restauratoren (VDR) eine Fachtagung. Sie ist die größte und bedeutendste Veranstaltung im Bereich Grabungstechnik / praktische Archäologie im deutschsprachigen Raum. Dieses Jahr fand diese Tagung in Zusammenarbeit mit dem LWL-Museum für Archäologie, Westfälisches Landesmuseum, vom 18. bis 21. April in Herne unter dem Titel „Archäologische Fundschichten“ statt.

Tagungsort über musealer Ausgrabung

Bereits der Tagungsort passte exakt zum Thema „Archäologische Fundschichten – Ausgrabung, Dokumentation, Restaurierung“. Das Westfälische Landesmuseum Herne ist eines der modernsten archäologischen Museen in Europa. Seine Dauerausstellung ist schematisch an einer Grabungsfläche orientiert. Auf einem 210 m langen Steg wird der Besucher chronologisch durch alle Zeitepochen und zu speziellen Themen geführt, und die Raumgestaltung ermög-



Veranstaltungsort der Fachtagung „Archäologische Fundschichten“, das LWL - Museum für Archäologie, Archäologisches Landesmuseum Herne (Foto: LWL-Hermann Menne)

licht den Blick auf Vergangenheit und Gegenwart. Zusätzlich erlaubt das Forscherlabor dem Besucher, selbstständig archäologisch-naturwissenschaftliche Fragen zu erarbeiten. Museumsleiter Dr. Josef Mühlbrock möchte, „Archäologie mit allen Sinnen erlebbar machen“, und Grabungstechniker benutzen alle ihre Sinne, um Fundschichten zu erfassen bzw. weiteren Untersuchungen zugänglich zu machen.

Überblick zu den Vorträgen

Das Vortragsprogramm umfasste neben fünf westfälischen Vorträgen Referate über Grabungen in Luxemburg, Österreich, Rumänien, der Türkei und auf der arabischen Halbinsel. Neben der Darstellung der Befundsituationen galt das Hauptaugenmerk den Bodenschichten und ihrer Untersuchungs- und Dokumentationstechnik. Einen Schwerpunkt an Referaten bildeten Höhlen mit paläolithischem bis bronzezeitlichem Kontext. Hier wurde klargestellt, dass der Fund nur sich selbst, aber nicht die einbettende Schicht bzw. die umgebende Höhle datiert. Die fragile Welt der Höhlen ist

nur scheinbar stabil und war dies schon immer. Durch sich öffnende und verschließende Ein- und Ausgänge gelangte Fremdmaterial in verschiedene Bereiche des Höhleninneren.

Andere Vorträge hatten Grabungen mit über- und unterlagernden Straten zum Inhalt. Die Schichtung lässt sich nur bedingt archäologisch, aber naturwissenschaftlich nachweisen. So können zeitliche Lücken in den Erdprofilen und somit in der Besiedlung des Umfeldes geschlossen werden. Andererseits wurde darauf hingewiesen, dass der anstehende Boden nicht immer so anstehend ist, wie man glaubt. Dies lässt erkennen, dass das Metier ganz am Anfang der Geoarchäologie steht. Vorschnelle eingefahrene Modelle müssen überdacht werden. Inwieweit diese Betrachtungen auf Rettungsgrabungen Eingang finden, muss die Zukunft zeigen.

Beteiligung des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege

Unter den knapp 130 Besuchern war das BLfD mit insgesamt elf Teilnehmern gut vertreten, wobei sich von diesen sechs mit Vorträgen und zwei als Moderatoren aktiv in die Veranstaltung einbrachten. Neben dem traditionellen Schwerpunkt auf den Grabungstechnikern fanden sich – dem allgemeinen Trend folgend – nun auch in der bayerischen Delegation mit Dr. Christoph Steinmann erstmalig ein Archäologe des BLfD und mit Dipl.-Rest. Britt Nowak-Böck eine Restauratorin unter den Vortragenden.

Dr. Christoph Steinmann berichtete in seinem Vortrag über das Problem fossiler Humusschichten, die im vorgestellten Beispiel bis zur Unkenntlichkeit abgebaut waren und die sich auch mit naturwissenschaftlichen Bodenuntersuchungen nur schwer differenzieren ließen. Erst in der Zusammenschau von Bodenkunde und der auf Basis einer sensiblen Grabungstechnik erstellten Grabungsdokumentation ließen sich verblüffende archäologische Ergebnisse in Form einer zuvor nicht erkennbaren Phasenabfolge erkennen.

Fundschichten in einem ganz anderen Maßstab präsentierte Britt Nowak-Böck. Bei der Restaurierung der Metallfunde aus den Gräbern von Unterhaching (Lkr. München) hatte sie es gemeinsam mit Gabriele von Looz (Archäologische Staatssammlung München) mit hochkomplexen organischen Strukturen in den Korrosionsschichten auf diesen Funden zu tun. Für deren Erfassung und Bewertung wurden grabungstechnische und archäologische Methoden adaptiert, die auf großflächigen Grabungen entwickelt wurden und sich hier auch bei der Arbeit unter dem Mikroskop bewährten.

Der Hohlraumbeauftragte des BLfD und zugleich Vorsitzende des Verbandes der deutschen Höhlen- und Karstforscher (VdHK), Bernhard Häck, referierte über Fundschichten in Höhlen, Kellern und Bergwerken Bayerns, wobei er ausführlich über die Entdeckungen in der Mäanderhöhle im Landkreis Bamberg berichtete und auch mit einigen Folien zu einem aktuellen Projekt „Höhle der Dolche“ in Rumänien aufwartete.

Im gemeinsamen Vortrag von Dipl.-Ing. (FH) Tilman Wanke und Bernd Pargmann stellten diese mehrere Praxisbeispiele für „abtauchende Fundschichten“ vor. Umgelagerte Böden,

die archäologische Fundschichten überdecken, wirken einerseits wie eine Schutzschicht für Funde und Befunde. Andererseits können sie auch zum Problem werden, wenn sie im Vorfeld einer Grabung oder auch bei dieser selbst nicht als solche erkannt werden – ein Thema, das für einen kontroversen Vortrag genug Stoff bot.

Am vierten und letzten Tagungstag berichtete *Dipl.-Ing. (FH) Mareike Beiersdorf* von einem außergewöhnlichen Fundplatz: In Münster (Westfalen) war ein frühneuzeitlicher Friedhof entdeckt worden, der sich archivalisch überhaupt nicht fassen ließ. Der Grabungsbefund erlaubte eine Interpretation, die hierfür auch eine Erklärung anbot: Es handelte sich um einen „geheimen“ Begräbnisplatz im Garten eines Armenspitals, auf dem im frühen 18. Jahrhundert Leichen bestattet wurden, die offensichtlich für anatomische Untersuchungen verwendet worden waren.

Workshop lebt vom Austausch und Üben

Ergänzend zu den Referaten fanden zwei Workshops statt. *Prof. Dr. Renate Gerlach* wies in ihrer Einführung auf aktuelle Fragestellungen der Umweltarchäologie hin. Sie erklärte Bodenbildungsfaktoren, Methoden der Bodenansprache und Interpretationsmodelle. Während einer kleinen Übung hob sie die Bedeutung der Munsell Soil Color Chart-Farbkarten zur Bodenansprache hervor, was zu regen Diskussionen führte. In einem zweiten Teil stellte sie die optisch stimulierte Lumineszenz (OSL) vor und unterstrich deren Wert für die zukünftige vor- und frühgeschichtliche Archäologie. Mit Hilfe der OSL gelingt die Datierung der letzten Erdbewegung einer Bodenschicht.

Der zweite Workshop galt der Arbeitssicherheit und Gefährdungsanalyse. *Dipl.-Ing. Andreas Krieger* von der Unfallkasse NRW und *Jürgen Tzschoppe* erklärten Grundsätzliches und Gesetzliches. Anhand von konkreten Fallbeispielen wurden Gefährdungsbeurteilungen geübt.

Exkursion zu bergbauhistorischer Stätte

Die Exkursion führte, wie sollte es im Ruhrgebiet anders sein, ins Steinkohlerevier. Während einige Kollegen die Umgebung untersuchten, nahmen andere die Gelegenheit wahr und verschwanden für mehrere Stunden im Besucherbergwerk Graf Wittekind in Dortmund-Syburg. Und kehrten, wie der Vorsitzende des Arbeitskreises Dortmund im Förderverein Bergbauhistorischer Stätten Ruhrrevier e.V. Heinz-Ludwig Bücking sagte, als „zufriedene Gäste, die nass und verschmutzt aus dem Bergwerk kommen“ wieder. Für die Mühen der Wiederherstellung des Steinkohlebergwerkes ist der Arbeitskreis im Jahr 2007 mit der Silbernen Halbkugel des Nationalkomitees für Denkmalschutz ausgezeichnet worden.

Fachgruppentreffen und Ausblick

Die beiden Sprecher der Fachgruppe „Archäologische Ausgrabungen“ im VDR Matthias Rummer und Dipl.-Ing. Christof Schubert wurden in ihrem Amt bestätigt. Nach der erfolgreichen Tagung äußerte sich Matthias Rummer zufrieden über den Ablauf und die vielen Teilnehmer.

Matthias Fendt und Tilman Wanke

Ein Einbaum weist den Weg

Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege auf der Augsburger Frühjahrsausstellung

Der prähistorische Einbaum wies den Weg in die „Denkmalhalle“ auf der Augsburger Frühjahrsausstellung: Der Bezirk Schwaben präsentierte dort die Wanderausstellung „Vorbildliche Denkmalpflege in Schwaben“, das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege eine ganze Reihe historischer Bauteile aus dem Bauarchiv in Thierhaupten.

Besucheransturm auf die Denkmalpflege

94 000 Besucher in neun Tagen – so eindrucksvoll stellt sich die Bilanz der Augsburger Frühjahrsausstellung (AFA) 2012 dar. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege war vom 14. bis 22. April auf Einladung des schwäbischen Bezirkstagspräsidenten Jürgen Reichert dort erstmals mit einem eigenen Messestand vertreten. Das Interesse der Messebesucher an der Denkmalpflege war überraschend vielfältig und insbesondere an den Wochenenden sehr groß: Am Stand des Landesamtes bildeten sich teilweise lange Schlangen interessierter Besucher.

Für den großen Andrang waren sicherlich auch die Exponate auf dem Messestand des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege verantwortlich: Zahlreiche historische Bauteile aus dem Bauarchiv Thierhaupten, etwa 30 km nördlich von Augsburg gelegen, hatte das BLfD auf der Messe ausgestellt. Neben dem Modell des Kuppeldachs der Wieskirche gab es u. a. eine historische Hauseingangstüre und Fenster



Augsburger Frühjahrsausstellung (Fotos: BLfD, Doris Ebner)





Augsburger Frühjahrsausstellung mit Exponaten aus dem Bauarchiv des BLfD in Thierhaupten (Foto: BLfD, Doris Ebner)

in verschiedenen Restaurierungsstufen zu sehen. Die Turmhaube der Kapelle des Heilig-Geist-Spitals in Augsburg aus der Zeit um 1630 war die weithin sichtbare Landmarke auf dem Messestand des Denkmalamtes.

Festakt: Denkmalpreis des Bezirks Schwaben 2011

Einer der Höhepunkte der Augsburger Frühjahrsausstellung war die Verleihung des Denkmalpreises des Bezirks Schwaben. Vier Preisträger erhielten am 17. April von Bezirkstagspräsident Reichert eine Auszeichnung:

Der Denkmalpreis des Bezirks Schwaben 2011 ging an Brigitte und Steffen Haid, welche die Schlossmühle Liebenstann in Obergünzburg instandgesetzt haben.

Karin Rinkenburger, die eine Jugendstilvilla in Dillingen saniert hat und Andrea Müller, die das Patrizierschlösschen in Erkheim instandgesetzt hat, erhielten einen Sonderpreis.

Der Anerkennungspreis wurde an eine Gruppe engagierter Denkmalpfleger verliehen, die sich um die Freilegung des Bodendenkmals „Bleeschmiede“ Horgau – KZ-Außenlager und Waldfabrik für die NS-Rüstungsproduktion verdient gemacht hat.

Prof. Dr. Egon Johannes Greipl, Generalkonservator des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, ging in seiner Festrede auf die Frage nach der Gestaltung der Zukunft mit Denkmälern ein.

Der Bezirk Schwaben verleiht den Denkmalpreis bereits seit zehn Jahren. Dieses Jubiläum war der Anlass für den Bezirk, seinen Messestand auf der Augsburger Frühjahrsausstellung auf das Thema Denkmal auszurichten und das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege einzuladen. Mit diesem Messeauftritt ist es gelungen, eine ganze Reihe von Denkmaleigentümern und Denkmalinteressierte zu beraten, ihre Fragen zu beantworten und darüber hinaus das Thema Denkmalpflege einem breiten Publikum nahezubringen.

Dorothee Ott

Über 2500 Denkmäler auf einen Blick

Vereinbarung für die Denkmaltopographie des Landkreises Rhön-Grabfeld unterzeichnet

Der Anlass, der Generalkonservator Prof. Dr. Egon Johannes Greipl am 29. Februar 2012 in die nördlichste Stadt Bayerns, nach Fladungen, führte, war ein sehr erfreulicher: Zusammen mit Thomas Habermann, dem Landrat des Landkreises Rhön-Grabfeld, unterzeichnete er die Vereinbarung für die Erstellung der Denkmaltopographie über den unterfränkischen Landkreis.

Der Landkreis Rhön-Grabfeld ist eine der denkmalreichsten Regionen in Bayern: Etwa 2200 Bau- und 600 Bodendenkmäler sowie 24 Ensembles machen die Rhön zu einer ganz besonderen Kulturlandschaft. In den zwei Bänden der Topographie werden die Denkmäler des Landkreises Rhön-Grabfeld detailliert beschrieben. Erscheinen soll das gut 1000 Seiten starke Werk im Jahr 2017.

Der Festakt am 29. Februar begann mit einer Führung durch den historischen Schüttbau der Stadt Fladungen. Der mächtige Bau, der derzeit umfassend instandgesetzt wird, einst Zehnthaus der Region und 1601–26 errichtet, ist heute Rathaus der Verwaltungsgemeinschaft Fladungen.

Im Anschluss an die Denkmalführung lud Landrat Thomas Habermann in den historischen Gasthof „Zum Schwarzen Adler“. Im dortigen Festsaal aus dem 19. Jahrhundert wurden dann die Verträge für die Erarbeitung der Topographie unterzeichnet. Landrat Habermann fand in seiner Festansprache lobende Worte für die Arbeit der Denkmalpflege in seinem Landkreis. Der Wert der Denkmäler für die Region und für die Identität der dort lebenden Menschen sei nicht zu unterschätzen. Generalkonservator Greipl unterstrich, welche Bedeutung die Denkmaltopographie für den Erhalt der kulturellen Schätze der Region habe: Nur was man kennt, kann man schützen. Die Bestandsaufnahme, die im Zuge der Bearbeitung der Topographie stattfindet, zeichnet ein genaues Bild all der Denkmäler, die gegenwärtig im Landkreis Rhön-Grabfeld zu finden sind. Die Denkmaltopographie soll dazu beitragen, sie für die Zukunft zu bewahren.

Dorothee Ott

3. Treffen mit Grabungsfirmen im BLfD

Am 15. Mai 2012 fand das 3. Treffen mit Grabungsfirmen im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege statt. Neben Mitarbeitern von Universitäten und Forschungseinrichtungen folgten viele Vertreter der in Bayern tätigen Grabungsfirmen der Einladung und wurden von Landeskonservator *Dr. C. Sebastian Sommer* in der Säulenhalle begrüßt. Dieser gab einen Überblick über die neuesten Entwicklungen am Landesamt und betonte, dass trotz steigender Zahl von Ausgrabungen weiterhin oberstes Ziel der Denkmalerhalt bleiben müsse. Ausgrabungen stellen nur Ersatzmaßnahmen dar, die – wenn unvermeidlich – bestmöglich und nach aktuellen Vorgaben durchgeführt werden müssen. Dies schließt auch

die fristgerechte Abgabe der vorgabenkonformen Dokumentationen mit ein. Sein Appell richtete sich an die Grabungsfirmen, diese Aufgabe für ihre Auftraggeber verlässlich zu erfüllen. Es gelte, die Professionalität der Firmen weiter zu entwickeln und sich nicht einem wachsenden Zeit- oder Preisdruck zu unterwerfen. *Dr. Jochen Haberstroh* schloss sich dem an und stellte die Arbeitsgruppe Grabungstechnik des Landesamtes vor. Neu hinzugekommene Firmen hatten im Anschluss die Möglichkeit, sich ihrerseits dem Plenum zu präsentieren.

Das Vormittagsprogramm widmete sich den Berichten des Landesamtes aus den unterschiedlichen Bereichen der Qualitätssicherung. *Tillmann Wanke* präsentierte die Resultate der Grabungsüberwachungen. Ihnen schlossen sich die Ausführungen von *Peter Freiberger* zur Auswertung der Dokumentationskontrollen an. *Stephanie Gasteiger* stellte den Ablauf der Fundeingangskontrolle vor und zog Bilanz zu diesen Erhebungen. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass seit Beginn der systematischen und bayernweit einheitlich durchgeführten Kontrollen eine Qualitätssteigerung in allen Bereichen festzustellen ist, da schwerwiegende Fehler vielfach meist im Vorfeld behoben werden können. Ein kurzer Bericht zum aktuellen Stand der Liste der Grabungsfirmen und ihrer Aktualisierung (*Dr. Ruth Sandner*) beendete den Vormittag.

Der Nachmittag umfasste zwei Themenschwerpunkte: die aktualisierten Vorgaben zur Dokumentation archäologischer Ausgrabungen und zur Fundbehandlung sowie die Kampfmittelbeseitigung. Seit 15. Mai 2012 sind die überarbeiteten Vorgaben auf der Homepage des BLfD abrufbar und für alle nachfolgenden archäologischen Maßnahmen verpflichtend. Die Anpassungen, Ergänzungen und Neuerungen dieser Vorgaben wurden präsentiert und diskutiert.

Dieter Heyse M.A. schilderte anhand einer aktuellen Ausgrabung die Zusammenarbeit der Archäologie mit dem Kampfmittelräumdienst. So sind auch Entmunitierungsarbeiten in bodendenkmalpflegerisch relevanten Bereichen archäologisch zu begleiten. Doch nicht immer ist die Grenze zwischen archäologischem Befund bzw. Fund und



Fachgerechte Bergung von Holz auf einer Ausgrabung (Foto: KANT Archäologie GmbH)

dem Verdacht auf gefährdende Stoffe klar zu ziehen. Trotz entsprechender Vorarbeiten können Archäologen bei laufenden Grabungsarbeiten von Munitionsfunden überrascht werden – ein Thema, dem einige Teilnehmer noch Beispiele aus ihrem Berufsalltag hinzufügen konnten. Darum schlossen allgemeine Hinweise zum Umgang mit Kampfmitteln diesen Themenblock ab.

Die große Zahl der Teilnehmer trotz laufender Grabungssaison, die regen Diskussionen und die seither eingegangenen Anmerkungen und Anregungen sind deutliche Signale, den Austausch zwischen Grabungsfirmen und Fachbehörde auch im Rahmen solcher Treffen weiter zu vertiefen.

Ruth Sandner

Managing Europe's Archaeological Heritage



„Wen kümmert's?“ Diese Überschrift, mit der Ergänzung „Perspektiven der öffentlichen Wahrnehmung, Beteiligung und Schutz der Denkmäler in der europäischen Archäologie“, führte am 15. und 16. März 2012 leitende Bodendenkmalpfleger und Archäologen zusammen. Sie kamen aus den mittlerweile 26 Mitgliedsländern des Europae Archaeologiae Consilium (www.e-a-c.org bzw. <http://www.european-archaeological-council.org>) nach Paris zum 13. Heritage Management Symposium im Anschluss an die jährliche Mitgliederversammlung. Dabei handelte es sich im Grunde um die Fortsetzung eines Austauschs, der 2009 in Straßburg im Rahmen des damaligen Treffens zum Thema „Illegale Archäologie – Black Archaeology“ begonnen hatte.

Ganz offensichtlich sind die Bodendenkmäler als einzigartige Zeugnisse unserer Vergangenheit überall in Europa in vergleichbarem Maß bedroht. Auch wenn der gesetzliche Rahmen von Land zu Land unterschiedlich sein mag und vielleicht auch der einen oder anderen Verbesserung bedarf, ist die konsequente Umsetzung dieser Gesetze im Missbrauchsfall ggf. bis hin zur Bestrafung eine andere Sache. Nicht nur für den archäologischen Sektor, sondern für den gesamten Denkmalbereich hat daher English Heritage, die für England zuständige Denkmalfachbehörde, in einem umfangreichen Projekt die Zusammenarbeit mit der Polizei gesucht und im Rahmen eines „Heritage Crime Programme“ als Grundlage für weitere Maßnahmen Problemfelder definiert, wie z. B. die Zerstörung von Bodendenkmälern oder zielgerichtete Beschädigungen von Baudenkmalern, immer häufiger etwa im Zusammenhang mit Metalldiebstahl. Nach der Benennung besonders gefährdeter Objekte wird in England die Möglichkeit gesehen, neben der Unterstützung der örtlichen Polizei z. B. durch Handreichungen zum Umgang mit Denkmalschädigern, im Rahmen von nachbarschaftlicher Beobachtung („crime watch“) präventiv zu handeln. Sicher schafft auch Bayern mit dem laufenden Vorhaben,

eine Eigentumsregelung von archäologischen Funden zugunsten der öffentlichen Hand im Denkmalschutzgesetz zu verankern, eine stringente zukunftssträchtige neue Ausgangslage.

Allerdings ist der Glaube, alles mit Gesetzen regeln zu können, ein trügerischer. Insbesondere wenn man Gesetze als soziale Übereinkunft bzw. als ein Rahmen, in dem sich eine Gesellschaft bewegen will, versteht, muss versucht werden, die Öffentlichkeit so einzubinden, dass sie diese Ansätze als Selbstverständlichkeit mitträgt. Dabei kann am grundsätzlichen öffentlichen Interesse an den Bodendenkmälern kein Zweifel sein. Im zweiten Jahr des Angebots, die bei English Heritage archivierten Grabungsberichte online im Internet einzusehen, wurden 2011 sensationelle 1,1 Millionen Zugriffe auf die etwas mehr als 6000 Datensätze verzeichnet. Festgestellt wurde jedoch in der Tagung, dass das Interesse in der allgemeinen Wahrnehmung häufig auf die Funde aus den Denkmälern reduziert ist. Dies entspricht auch dem so häufig missbräuchlichen Ansatz von Sondengängern und manchen „Hobbyarchäologen“, die sich nicht an die gesetzlichen Regeln der Vermeidung bekannter Bodendenkmäler, von ggf. notwendiger Erlaubnis zum Bodeneingriff oder bei der Entdeckung von Bodendenkmälern der Meldepflicht und vorläufigen Unberührtlassung halten.

Weitgehend Einigkeit herrschte unter den Teilnehmern darüber, dass offene Information eine wichtige Voraussetzung für ein positives Engagement einzelner oder ganzer Gruppen der Bevölkerung auch zum Erhalt der Bodendenkmäler ist. Der in Bayern schon 2007 eingeschlagene Weg der Darlegung aller bekannten Denkmäler im Internet (BayernViewer-denkmal; www.blfd.bayern.de bzw. http://www.geodaten.bayern.de/tomcat_files/denkmal_start.html) wird in immer mehr Ländern umgesetzt. So ist z. B. in Polen für 2013 eine entsprechende Öffnung und Präsentation der Denkmallisten vorgesehen. Eindrucksvoll ist die dortige Denkmaldichte, da das Land in den 1970er und 1980er Jahren weitgehend im Sinne einer Landesaufnahme flächig begangen wurde. Umso erstaunlicher mutet aber an, dass das Studium der Archäologie in Polen nach wie vor stark fundorientiert ist und sich nach einer kürzlich durchgeführten Studie fast alle Studenten zukünftig als forschende Ausgräber sehen. Offensichtlich ist es nach wie vor schwierig, eine an Erhaltung der Denkmäler und Verfahrensbeteiligung ausgerichtete bodendenkmalpflegerische Tätigkeit als mindestens ebenso bedeutende und interessante Aufgabe neben dem anscheinend noch von fast schon antiquarisch zu nennenden Abenteuerfilmen à la Indiana Jones geprägten Archäologienbild zu vermitteln.

Regelrecht „mahnd“ war die Feststellung der Notwendigkeit einer intensiveren Darstellung der Inhalte bzw. Ergebnisse bodendenkmalpflegerischer Maßnahmen. Fast automatisch ergibt sich die Bedeutung für die lokale und überregionale Geschichtswissenschaft bei Großmaßnahmen, wie z. B. am Marienhof in München. Entsprechend verzeichnete die letzte Veranstaltung der „Montagsvorträge zur Denkmalpflege in Bayern“ des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege zu diesen Untersuchungen im März in der Alten Münze mit mehr als 280 Zuhörern auch eine über-

füllte Säulenhalle. Nicht ganz so leicht ist es dagegen, dem Bauherrn als Veranlasser und Finanzier einer kleinen Grabung, z. B. irgendwo „auf dem Dorf“, und der Gemeinde die Relevanz von einigen Pfostengruben („braunen Flecken im Kies“) und einer Abfallgrube („eh bloß Dreck“) und der vielleicht nur wenigen darin enthaltenen Scherben einer ebenso durch die geplante Baumaßnahme willkürlich in ihrem Umfang festgelegten archäologischen Untersuchung zu verdeutlichen. Gleichwohl erweitert sie das Bild der örtlichen Geschichte und Entwicklung und macht – wiederum ähnlich wie die Funde am Marienhof – den Ort vielleicht um hunderte Jahre älter. Als Möglichkeit für diese Kommunikation fiel immer wieder das auch in der Museumsvermittlung herangezogene Stichwort des „story telling“, also das Bemühen, die Nachvollziehbarkeit, vor allem aber eine gewisse Betroffenheit durch das Erzählen einer Geschichte zu erreichen. Sicher geht es dabei nicht um das Erzählen um des Erzählens willen, sondern um die Anschaulichkeit und das Einpassen von Befunden und Ergebnissen in einen größeren Rahmen. Vielleicht gelingt es uns damit auch, mehr Menschen im Zusammenhang mit den Bodendenkmälern zu dem Bekenntnis „We care!“, also zu einem „Für uns ist es wichtig!“ zu motivieren.

C. Sebastian Sommer

Perlen, Gold und heilige Leiber – Reliquienfassungen von Reinhard Zehentner

Ausstellung im Infopoint des BLfD im Alten Hof in München im Dezember 2011

Zur Weihnachtszeit 2011 überraschte der Infopoint im Alten Hof mit einer kleinen, aber hochkarätigen Ausstellung, die handwerkliche Kunst und religiöse Tradition verband. Gezeigt wurde ein Querschnitt verschiedener Reliquienfassungen, die in den letzten Jahren im kirchlichen Auftrag entstanden sind. Dabei spielten die Arbeiten an den Reliquien der sel. Irmingard und des hl. Deocar, Abt von Herrieden bei Ansbach, eine große Rolle. Von kleineren Reliquien waren in der Ausstellung u. a. das Landauer „Paradiesgärtlein“ mit den neugefassten Reliquien der dortigen Heilig-Kreuz-Kirche und die Schreinrückwand für den Leib der hl. Theodora in der Wallfahrtskirche Gartlberg bei Pfarrkirchen präsent. Schließlich wurde anhand von Arbeitsmustern und Auszügen des BR-Filmes „Heilige Leiber – Reinhard Zehentner und seine Reliquien“ von Angelika Sigl die Reichhaltigkeit der Arbeitstechnik anschaulich dokumentiert.

Das Wort „Reliquie“ stammt aus dem Lateinischen und bedeutet „Überbleibsel“. In der Antike wurden zwar die Gräber von Persönlichkeiten hoch verehrt, das Antasten des toten Leibes aber galt als unrein. Jedoch bereits im frühen Christentum entwickelte sich eine starke Verehrung von Märtyrern. Der erste Beleg von Reliquienverehrung findet sich in der Apostelgeschichte, wo die Gläubigen den hl. Paulus mit Tüchern berührten und diese dann bei sich trugen. Im 2. und 3. Jahrhundert wurden über den Gräbern

von Märtyrern, von Blutzegen, die für ihren Glauben ihr Leben hingegeben hatten, Kirchen erbaut – wie z. B. St. Peter in Rom.

Später wurden die Gebeine von Heiligen im oder auf dem Altar eingebettet. Karl der Große erbat in Rom Reliquien für seine Kaiserpfalzen. Im 10. Jahrhundert überführte Papst Bonifatius IV. 28 Karren mit heiligen Leibern ins Pantheon in Rom und begründete damit das Allerheiligenfest (1. November). Im Mittelalter öffneten sich die Behältnisse, die Reliquiare wurden durchsichtig, und die Gläubigen konnten sie mit den Augen „begreifen“.

Als 1578 ein römischer Weinbauer in seinem Weinberg einbrach und die jahrhundertlang vergessenen Katakomben wiederentdeckte, schlug die Stunde der Klosterarbeiten. Tausende von heiligen Leibern wurden in die deutschsprachigen Länder exportiert, dort zur „Ehre der Altäre“ erhoben und kostbar mit Seide, Golddrähten und Perlen verziert. In nächster Nähe des Alten Hofes in München befindet sich in der Peterskirche der Leib der hl. Munditia, der Ende des Monats Oktober noch immer hoch verehrt wird. Alfred Läßle, Professor für Religionspädagogik, schreibt zu diesem Thema: „Die Reliquienverehrung ist geradezu das Schwellenereignis, in dem sich Diesseits und Jenseits begegnen und die Heiligen aus dem Jenseits helfend und tröstend in das Diesseits hinein wirken.“ Die „schönen Arbeiten“, wie sie auch genannt werden, wurden größtenteils in Frauenklöstern hergestellt, aber auch Männerorden beschäftigten sich mit Reliquienfassungen – eine Tradition, die inzwischen, nach der eher laxen Bestätigung durch das 2. Vaticanum 1965, versiegt ist.

Neufassung der Reliquien der sel. Irmingard, Äbtissin von Frauenwörth

In der Ausstellung wurden vier bedeutende Fassungsobjekte auf Bild- und Textfahnen vorgestellt: Aus der Pfarrkirche Mariä Opferung auf Frauenchiemsee stammt die Neufassung der Reliquien der sel. Irmingard, Äbtissin von Frauenwörth. Um das Jahr 1010 hatte Abt Gerhard von Seon den Schädel der im Jahre 1928 seliggesprochenen Äbtissin Irmingard in sein Kloster überführt. Im Zuge der Seligsprechung wurde das Haupt wieder auf die Insel verbracht, eine genaue Zuschreibung konnte aber nicht erfolgen. Dies war der Anlass einer DNA-Untersuchung, die 2001 durchgeführt wurde. Dabei zerstörte man die Reliquienfassung der Altöttinger Ordensfrau Schwester Hermana Gruber CJ. Nachdem die Untersuchung die Zusammengehörigkeit von Haupt und Gebeinen bestätigt hatte, wurde im Jahr 2002 Reinhard Zehentner mit der Arbeit beauftragt. Über ein Jahr arbeitete er an den Blüten und Spangen für die Gebeine der Urenkelin Karls des Großen, die am 16. Juli 866 auf Frauenwörth im Chiemsee verstorben war. Nach Aufnähmung der Klosterarbeiten und Versiegelung des Kristallschreines wurden die Reliquien nach Ostern 2003 in einer feierlichen Prozession wieder in den Grabaltar in der Irmingardkapelle übertragen und zur Verehrung ausgesetzt.

Neufassung des Reliquienschatzes aus Landau a. d. Isar

Durch Umwelteinflüsse hatte das ursprüngliche Reliquiar in der Friedhofkirche Hl. Kreuz in Landau a. d. Isar aus dem

18. Jahrhundert im Laufe der Zeit so stark Schaden genommen, dass eine Neufassung unumgänglich geworden war. Die neue Fassung erinnert an die Tradition der geistigen „Paradiesgärtlein“, die seit dem Mittelalter üblich waren: Das Reliquiar stellt auf rotem Untergrund mit Ornamenten aus Golddraht und weißen Perlen eine barocke Gartenanlage mit Rabatten dar, in denen die Reliquien wie Heilpflanzen angeordnet sind. Den Mittelpunkt bildet die große Kreuzpartikel, anzusehen als Brunnenquell im Zentrum des Gärtleins. Bischof Wilhelm Schraml von Passau versiegelte das neue Reliquiar im Herbst 2007, bevor es anschließend der Kirche Hl. Kreuz übergeben wurde. Dort ist an hohen Festtagen der „Landauer Reliquienschatz“ zu bewundern.

Neufassung der Reliquien des hl. Deocar in Herrieden bei Ansbach

Der hl. Deocar, Beichtvater Karls des Großen und Abt von Herrieden, gründete das dortige Stift, in dem er dann um das Jahr 826 verstarb. Im Laufe der Jahrhunderte fanden immer wieder Umbettungen der Gebeine statt; das letzte Mal Ende des 18. Jahrhunderts. Im Zuge der Gesamtrenovierung des



Fotos: Hildegard Pollety, Altötting

Kirchenraumes im Jahre 2005 wurde eine Neufassung der in Herrieden verbliebenen Gebeinsteile beschlossen, da sie bei einem Kircheneinbruch in den 1970er Jahren größeren Schaden genommen hatten. Die Knochenreliquien wurden in drei Seidenbeuteln gefasst und mit reichen Ornamenten im Stil der Klosterarbeiten verziert. Am 15. Juni 2008, dem festlichen Tag des Kirchenrestaurierungsabschlusses, wurde der barocke Schrein feierlich an seinen angestammten Platz in der Stiftskirche, der Päpstlichen Basilika St. Vitus und Deocar, zurückgeführt.

Neugestaltung der Schreinrückwand der hl. Theodora in der Wallfahrtskirche Gartlberg

Die hl. Theodora hat in der Christenverfolgung unter Kaiser Diokletian um das Jahr 300 den Märtyrertod erlitten. 1678 schenkte der Provinzial der bayerischen Franziskaner P. Fortunatus Hueber den heiligen Leib der Kirche auf dem

Gartlberg, einem Ortsteil der niederbayerischen Stadt Pfarrkirchen. Dieser zählt dort neben dem Gnadenbild und dem Hl. Grab zu den drei Wallfahrtszielen. Im Jahre 2008 erfolgte eine Gesamtrestaurierung der Wallfahrtskirche, in die auch eine Neugestaltung des Reliquienschreines mit den Gebeinen der hl. Theodora einbezogen wurde. Die ursprünglichen Rückwände waren zu der Zeit nur mit einem schlichten weißbeigen Samtstoff bespannt. Gewünscht wurde eine reiche Gestaltung im Stile plastischer barocker Paramentik in sog. Sprengtechnik, wobei aber die Ornamente der Rücklagen nicht die ursprüngliche Fassung des hl. Leibes in den Hintergrund drängen sollten. Seit Oktober 2009 zeigt sich der Reliquienschrein nun im neuen Kleid. Für den Festtag der Heiligen am 8. Oktober wurde eine Knochenreliquie in eine barocke Monstranz gefasst, um damit den Pilgern den Segen erteilen zu können.

Ausgestellt wurden weiter etwa 15 Objekte in Form von kleinen Altärchen, Reliquienpyramiden und -kapseln aus kirchlichem und privatem Besitz sowie der Entwurf für eine Fassung der Bruder-Konrad-Reliquie, welche die Kapuziner von Bayern Papst Benedikt XVI. auf seiner Reise durch Bayern 2006 in Altötting überreicht hatten. Den weihnachtlichen Abschluss bildete der reichverzierte Schrein mit dem stehenden Jesulein, das Schwester M. Pacifica Lorenz OSB aus Eichstätt 1985 angefertigt hatte.

Redaktion

Aufbruch?!

Eine Nachlese zur Tagung „aufbruch. museen und web 2.0“ und stARTcamp München 2012 am 20. und 21. April 2012 in der Alten Münze in München

Die Metapher des „Aufbruchs“ scheint für eine Tagung im zweiten Jahr nicht problemlos. Obwohl sich Social Media auch im kulturellen Kontext kräftig entwickelt haben, ist zu fragen, wie oft man aufbrechen kann, bis der Terminus einfach hinfällig ist – weil sich alle längst auf der „Reise“ befinden? Nun, von „allen“ ist noch lange nicht zu reden, von „vielen“ zumindest im Hinblick auf die Institutionen noch nicht wirklich, ganz sicher aber von „immer mehr“.

Aber der digitale Raum ist dialogisch, bipolar und hat zwei Blick- und Marschrichtungen: Wir hier denken vielfach aus der Perspektive der Institutionen, weil die Kommunikation bisher von den Häusern an das Publikum gelaufen ist. Neu ist die Gegenbewegung (die nicht wirklich eine solche, also „dagegen“ ist, sondern explizit das „Miteinander“ sucht), das „Engagement“ des Publikums, der „Crowd“. Es ist also nicht wirklich klar, wer da eigentlich aufbricht bzw. wer sich da auf wen zubewegt.



Der Beginn einer Reise

Das Deutsche Wörterbuch definiert den „Aufbruch“ als „Beginn einer Reise“. Und auf einer solchen befinden wir uns wohl – mit allen Gesellschaften, Systemen und Kulturen. Die digitale Revolution hat politische, ökonomische, soziale und kulturelle Folgen, überall – die wohl jeden irgendwo auch schon erreicht haben. Das eingangs gewählte Bild einer „Reise“ ist dabei nicht unproblematisch. Denn darin wird irgendwie auch immer die Option einer Heim- oder Rückkehr (in die Sicherheit) impliziert. Und womöglich lassen sich viele auf Social Media mit genau diesem Gefühl ein. Hier wäre das Bild des Aufbruchs wohl falsch. Wir verändern uns, der Umgang mit Kultur verändert sich. Der Aufbruch ist aber ein Synonym für dauerhafte Veränderung, für den kollektiven Wandel, für eine neue Kulturtechnik, die gerne in der Wertigkeit und Wirkung mit der Erfindung des Buchdrucks verglichen wird. Die digitale Renaissance bietet die Chance einer Wiedergeburt im Sinne der „digital humanities“, aber auch im Sinne eines neuen, echten und offenen Dialogs zwischen den Institutionen, Menschen und Objekten. Der Paradigmenwechsel macht unsere Museen zu Plattformen – im Analogen wie im Digitalen. Das Publikum hat die Chance, Teil eines offenen Urteilsprozesses zu werden, und die Museen sind die Agora, auf der wir kommunizieren und interagieren.

Der Kanon

Der klassische museale Kanon – Sammeln, Bewahren, Forschen und Vermitteln – wird erweitert durch Disziplinen wie „Teilen“ und neue Varianten des „Kommunizierens“. „Sharing is caring“ lautet eine Maxime, es geht um neue Schnittstellen und den „Dialog statt Monolog“. Im „Aufbruch“ stehen wir heute an einer anderen Stelle als bei unserer ersten Tagung im letzten Jahr. In Deutschland und vor allem in Bayern hatten sich damals nur wenige Kultureinrichtungen auf das neue Feld eingelassen und den digitalen Raum über Blogs oder Social Media erkundet. Mit der Tagung 2011 haben wir ein paar Impulse geben können, den Blick geschärft. Heute, ein Jahr später, sind viele Kultureinrichtungen bereits auf dem Weg, einige recht zielsicher und erfolgreich, andere vorsichtig und verhalten, die meisten womöglich nur „irgendwie“ und zahlreiche noch gar nicht. So war eine der treibenden Hoffnungen für die Tagung 2012 der Gedanke, wieder ein wenig mehr Licht zu bringen und die Institutionen für den weiteren Weg zu motivieren.

Das stARTcamp

Die Tagung wurde in diesem Jahr um ein stARTcamp am Folgetag erweitert, das als regionales Spin-off der renommierten stARTconference in Duisburg (www.startconference.org) erstmals nach Bayern geholt werden konnte. Das Camp, das sich an klassische Barcamps anlehnt, stand in München unter dem Slogan „Werkraum für digitale Handarbeit“ und sollte als Plattform zum Erfahrungsaustausch, Netzwerken und vor allem zur intensiven Kommunikation über Projekte, Ideen oder Probleme im Bereich von „Social Media und Kultur“ dienen.

Das Barcamp markiert ein noch etwas unbekannteres Veranstaltungsformat. Als eine Art „Unkonferenz“ mit Work-



shop-Charakter sind alle Teilnehmer im besten Fall auch Referenten und Akteure der Veranstaltung. Es gibt keine vorbestimmten Redner und Zuhörer im klassischen Sinne,

vielmehr kann sich jeder in die Veranstaltung einbringen und Teil des Veranstaltungsprogramms werden. Die besonders freie und unkomplizierte Form des Barcamps reduziert dabei die Schwellenangst und steigert den Partizipationsaspekt. Tatsächlich hatten sich bei der Veranstaltung in München schnell 19 „Referenten“ gefunden, die Diskussionsrunden, Workshops oder vorbereitete Präsentationen in die Veranstaltung einbrachten.

Das „gemischte Doppel“

Das „gemischte Doppel“ von Tagung und Camp sorgte an zwei Tagen dafür, dass in der Alten Münze sowie im Alten Hof, wo einige der Sessions des Camps stattfanden, sowohl „Kopf“ als auch „Herz“ gefragt waren – also Theorie und Praxis einander die Hand gaben. Im Resultat lockte die Tagung über 140 Teilnehmer und das Camp ca. 90 Teilnehmer nach München. Darunter neben Museumsleuten auch Kolleginnen und Kollegen aus Theater, Oper, Ballett und Kreativwirtschaft – überregional aus ganz Bayern sowie aus den angrenzenden Nachbarländern Österreich, Schweiz und Tschechien.

Aber zurück zum ersten Tag ...

Die Bandbreite der einzelnen Vorträge der „aufbruch“-Tagung, die unter der Flagge des Fortbildungsprogramms „Museumspraxis“ der Landesstelle stand, war weit gewählt, allesamt Fachleute auf ihrem jeweiligen Gebiet und Speerspitze der Social-Media-Bewegung für Kultur und Wissenschaft 2.0 in Deutschland. Nach einer Einführung über das „Museum der Zukunft“ durch den Kunsthistoriker und Medienentwickler *Dr. Christian Gries*, einem der Mitorganisatoren der Veranstaltung, folgte die (per Video übertragene) Keynote durch den US-amerikanischen Museum 2.0-Aktivist *Neal Stimler*. Der Associate Coordinator of Images am Metropolitan Museum of Art (New York) befeuerte die Diskussion über „Reformen im Museum durch Social Media“ mit einem Blick auf Martin Luther bzw. seinen Einsatz von „Social Media“ und markierte Perspektiven der „digital humanities“. – Die Bayerische Staatsbibliothek, in persona *Dr. Klaus Ceynowa*, nutzte die Tagung für eine mit großem Beifall aufgenommene Präsentation der ambitionierten Augmented Reality App zu „Ludwig II.“ *Dr. Lilian Landes*, ebenfalls der Bayerischen Staatsbibliothek angegliedert, führte die Teilnehmer in den erst kürzlich gelaunchten deutschen Ableger des international operierenden Projektes „hypotheses.org“, einer Weblog-Plattform für Geisteswissenschaftler, ein. – Und noch vor dem verdienten Mittagessen rief dann der Marketingexperte *Theo Grassl* aus München zur „(R)Evolution der Museen im Web“ auf.

Einen wichtigen Ansatz bot im Anschluss der Social-Media-Manager *Christoph Deeg* aus Berlin, der fragte, ob Museen überhaupt in die digitale Welt passen bzw. sie damit kompatibel wären. Seiner Ansicht nach geht es nämlich bei Social Media nicht um neue Technologien, sondern tatsächlich um eine neue Kultur, die auf für Museen bislang nicht immer verinnerlichten Werten wie Interaktion, Kooperation, Offenheit, Transparenz sowie sicherlich auch einem gewissen Maß an Experimentierfreude und Pioniergeist fußt. Einen weiteren, nicht unerheblichen Aspekt sollte man nicht unerwähnt lassen, nämlich Deegs Appell, auch einfach Spaß zu haben, denn es ginge im Grunde darum, Social Media zu leben. – *Sybille Greisinger* von der Landesstelle richtete als nächstes den Blick auf die Museumslandschaft in Bayern, deren Aktivitäten seit dem vergangenen Jahr dazu geführt haben, dass statt 20 mittlerweile über 60 Institutionen auf einem der sozialen Netzwerke oder mittels App im Netz vertreten sind.

Ulrike Schmid griff in ihrem nachfolgenden Vortrag einige dieser bayerischen Museen auf und zeigte aus Sicht einer PR-Fachfrau, wie eine dialogische Kulturvermittlung auch für kleinere Museen mit nur geringen finanziellen Ressourcen umgesetzt werden kann. – Ein Projekt größeren Maßstabs, nämlich das transmediale Web-Projekt „PERGAMON“ des Pergamonmuseums in Berlin, stellte *Frank Tentler* vor, der als einer der Mitorganisatoren der stART.conference in Duisburg sicherlich zu den ganz großen Social Media Strategen in Deutschland gehört. – Ein weiteres Museumsprojekt stellte *Dr. Helge David* aus Bonn mit der „Culturecaching-Stadttour“ zur kommenden Ausstellung „Heinrich Hertz“ im Deutschen Museum Bonn vor. – Den Abschluss machte *Sebastian Hartmann* aus Düsseldorf, der von digitalen Geschichtenerzählern in Form von Maskotten und historischen Personen auf Facebook berichtete und damit eine der aktuellen wie kreativen Umsetzungen des „Storytellings“ im Social Web vorstellte.

Der zweite Tag

Der Tag der „digitalen Handarbeit“ am zweiten Tag beim Camp begann in Form einer urbayerischen Tradition: Der Münchner Gstanzlsäger *Anderl Lipperer* stimmte musika-



Georg Waldemer von der Landesstelle begrüßte die TeilnehmerInnen der Tagung in der Säulenhalle der Alten Münze (Foto: BLfD, Landesstelle)

lich auf die kommenden Stunden ein und besang „Laptop und Lederhose“ sowie das Museum der Zukunft:

*Das Museum der Zukunft,
das ist so modern,
das spricht mit dem Publikum,
und kann auch drauf hör'n.*

Die Tatsache, dass es sich beim Gstanzl um „verdichtete Wahrheiten“ aus dem Stegreif und in verknappter Form handelt, gab pointiert der Vermutung Raum, dass Twitter über diese Vierzeiler eigentlich in Bayern erfunden worden sei. Zu den Highlights des ersten stARTcamps München gehörten neben den wirklich interessanten und interessierten Teilnehmern, wie sich das bereits in der bei Camps obligatorischen Vorstellungsrunde abzuzeichnen begann, sicherlich auch zwei Projekte, die hier stellvertretend für alle angebotenen 19 Sessions vorgestellt werden sollen.

Insbesondere die Facebook-Inszenierung der Effi Briest des Maxim-Gorki Theaters in Berlin, die *Johannes Lachermeier* von der Bayerischen Staatsoper in seiner Session „Theater + Social Media“ vorstellte, hinterließ bei den Teilnehmern einen bleibenden Eindruck. Aber auch „Vvon Watt“, das Co-Projekt des Stadttheaters Bern gemeinsam mit dem Naturhistorischen Museum Bern, das *Caspar Lösche* vorstellte, begeisterte sowohl durch seine expliziten Storytelling-Qualitäten als auch durch den vorbildlichen Ablauf des Projektes in Planung, Umsetzung und Analyse.

Weiteres zu den einzelnen Projekten der Camp-Sessions sowie alle Vorträge der Tagung können per Videoaufzeichnung auf YouTube, via Slideshare oder in den zahlreichen Blogspots nachgelesen werden, die alle auf dem Blog der Tagung unter <http://aufbruch2null.blogspot.de/p/dokumentation-zur-tagung-2012.html> zentral zusammengetragen sind.

Abschließend soll ein Blick auf das Diagramm der Auswertung der Tweets der Tagung die Kommunikationsdynamik einer solchen Veranstaltung deutlich machen. Die Vielzahl der geschickten Tweets (über 1000) trug sogar dazu bei, dass der für die Tagung verwendete Hashtag #mukomuc zeitweilig zum „Trendic Topic“ Nr. 1 in Deutschland wurde. Es wird deutlich, dass sich mittlerweile im digitalen Raum eine zweite (internationale) Kommunikationsebene öffnet, auf der spannende Diskussionen geführt sowie ergänzende Links, Bilder und Informationen gepostet werden. Ebenso erhöht sich die Reichweite eines Events auf dieser Ebene drastisch. Passend dazu auch die Anmerkung der Referentin Dr. Lilian Landes, dass das Tweetsarchiv wunderbar zur Eventdokumentation taugt und sogar die eigenen Mitschriften ablösen könnte. Fast einhellig kam dazu von den Experten auf der Tagung der Appell an die Institutionen, Twitter in die eigene Strategie zu implementieren. Vorbildlich hier auch der Einsatz des Keynotespeakers Neal Stimler, der die Veranstaltung aus New York live begleitete und via Twitter mitdiskutierte bzw. interagierte.

Christian Gries und Sybille Greisinger

Dokumentation zur Tagung: <http://aufbruch2null.blogspot.de/p/dokumentation-zur-tagung-2012.html>

Dauerthema: Aktualisierung oder Neubearbeitung

Mitgliederversammlung der Dehio-Vereinigung in Speyer

Die diesjährige Hauptversammlung der Mitglieder der Dehio-Vereinigung fand in Rheinland-Pfalz, in Speyer, statt. Das Dauerthema war wieder einmal, die notwendige Bearbeitungsintensität von Texten des alteingeführten Kunsthandbuchs „Dehio“ zu diskutieren – dieses Mal wurden der Speyerer Dom, berühmte Begräbnisstätte salischer Kaiser, sowie die nahe gelegene Bundesfestung in Germersheim ausgewählt. Genügten Ergänzungen und Aktualisierungen der im Jahr 1972 verfassten und 1984 bereits überarbeiteten Texte des Bandes Rheinland-Pfalz/Saarland? Oder war wegen baulicher Veränderungen oder Restaurierungen der Objekte oder infolge einer anderen Rezeption und Bewertung eine gänzlich neue Überarbeitung nötig?

Das von dem Kunsthistoriker Georg Dehio 1905 mit dem ersten Band Mitteldeutschland begründete „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler“ wird als Non-plus-Ultra der wissenschaftlichen Darstellung hochrangiger Baudenkmäler angesehen. Das Ringen um Darstellungsmodi, Bewertungen und Textformulierungen im Expertenkreis wird deshalb als unabdingbar verstanden. Eine möglichst gleichwertige Bearbeitung der aktuellen Länderausgaben der Reihe ist angestrebt. Auch fünf Bände bayerischer Kunstlandschaften sind darunter: Franken, Schwaben, München und Oberbayern, Niederbayern, Regensburg und Oberpfalz, fast alle in den Jahren 2006 bis 2008 aktualisiert.

Die Vereinigung setzt sich aus derzeit etwa 25 ehrenamtlichen Fachleuten, überwiegend aus den Landesdenkmalämtern und den Universitäten, zusammen. Zumeist waren sie an der Texterstellung von Bänden beteiligt oder mit vergleichbaren Themen wie Denkmaltopographien o. ä. beschäftigt, ehe sie in den engen Kreis berufen wurden. Ziel der Vereinigung ist die Fortführung des „Dehio“ durch eine permanente Aktualisierung der Bände nach dem jeweiligen Forschungsstand und Kunstverständnis.

Mitglieder der Dehio-Vereinigung in Germersheim (Foto: BLfD, Karlheinz Hemmter)





Mitglieder der Dehio-Vereinigung (Foto: BLfD, Karlheinz Hemmeter)

Die Jahressitzung befasste sich u. a. mit den notwendigen Neuauflagen, die in Bearbeitung oder Planung waren – entsprechend der noch vorhandenen Restauflage auf dem Buchmarkt oder dem Alter der Texte. Thüringen, Mecklenburg-Vorpommern und die beiden Bände zu Baden-Württemberg stehen auf der Auslaufliste des Verlages und harren eines Nach- oder Neudrucks. Aber auch andere Bände wie Rheinland-Pfalz, Bremen-Niedersachsen, die beiden Teile zu Sachsen oder auch Franken sind Ausgaben aus den 1980er und 1990er Jahren und bedürfen in nicht allzu langer Zeit zumindest einer intensiven Durchsicht und Ergänzung. 25 Jahre Laufzeit sollten nicht überschritten werden.

Äußerst schwierig gestaltet sich immer die Finanzierung der Bearbeitung der Texte, da der Vereinigung außer Rückläufen aus dem Verkauf der Bücher keine Mittel zur Verfügung stehen. Mit dem bescheidenen Verkaufsanteil können nur Vorprojektierungen finanziert werden. Wenn aufwendige, oft Jahre andauernde Überarbeitungen anstehen, zu denen sich die Landesdenkmalämter in einer vertraglichen Vereinbarung verpflichtet haben, gilt es zumeist, öffentliche und halböffentliche Gelder einzuwerben, um Bearbeiter zu finanzieren. Die schmale Personal- und Finanzdecke an den Ämtern reicht so schon nicht mehr für die Dienstaufgaben, zusätzliche Anforderungen wie diese sind nicht zu stemmen. Glücklicherweise ist wenigstens dem Deutschen Kunstverlag die Herausgabe des Werkes seit Anbeginn an eine Herzensangelegenheit.

Durch die Neuaufnahme von Dr. Dietmar Popp vom Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung in Marburg in den Kreis der Mitglieder haben sich enge Kontakte der Vereinigung zu polnischen Kulturbehörden ergeben. Ihm ist es gelungen, durch vertrauensvolle Zusammenarbeit u. a. mit dem Polnischen Wissenschaftsministerium und dem Institut für Kunstgeschichte der Universität Krakau das Dehio-Handbuch der Kunstdenkmäler in Polen mit ins Leben zu rufen. Der Band Schlesien wurde bereits 2006 in den beiden Sprachen aufgelegt, ein Band Kleinpolen ist derzeit in Arbeit. Ein weiterer Lichtblick: Für den deutschen Raum wird in diesem Herbst in Potsdam eine überarbeitete Fassung des im Jahr 2000 erschienenen und inzwischen vergriffenen Bandes Brandenburg vorgestellt.

Htr

■ MELDUNGEN

Querhaus des Bamberger Heinrichsdoms wiederentdeckt: Neue Befunde zum ottonischen Dombau

Pünktlich zum 1000-jährigen Weihejubiläum des Bamberger Doms, das die Diözese am 6. Mai mit einem Festakt feiern konnte (vgl. S. 59 f.), präsentierte Generalkonservator Prof. Dr. Egon Johannes Greipl am 22. Mai im Rahmen eines Presetermins der Öffentlichkeit spektakuläre neue Ergebnisse: Bei laufenden Untersuchungen im Umfeld der abgelegenen und bisher wenig erforschten Andreaskapelle war es gelungen, älteres Mauerwerk als die aufgehend erhaltene Südostecke vom Querhaus des Heinrichsdoms zu identifizieren. Auslöser waren Vorarbeiten für den entsprechenden Teilband des sog. Großinventars. Mit der Vorlage des Bandes „Das Domstift“ in der Reihe „Die Kunstdenkmäler von Bayern. Stadt Bamberg“ bereitet das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege derzeit einen maßgeblichen Beitrag zu den Feierlichkeiten des Jubiläumsjahres vor. Die Publika-

tion soll zum Jahresende erscheinen. Im Zuge der Recherchen ergaben sich an verschiedenen Stellen Ansatzpunkte für neue Fragen und die Suche nach Antworten.

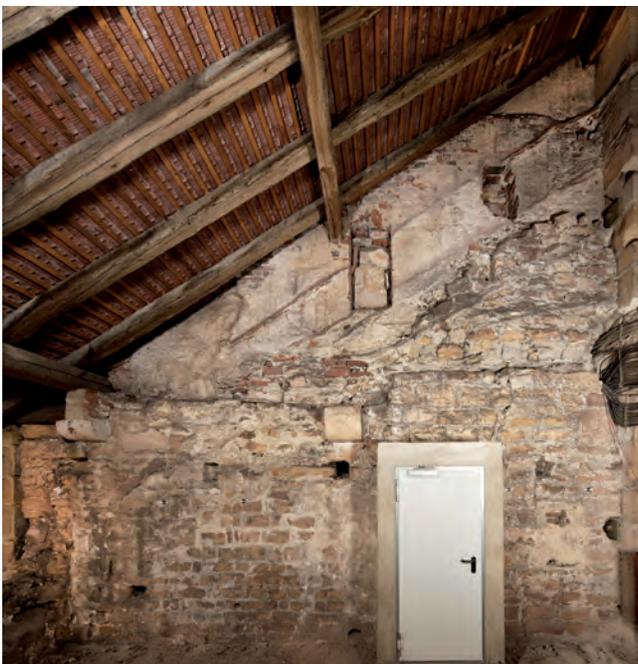
Ein Beispiel ist die Andreaskapelle in der Nordwestecke des Domkreuzgangs. Dr. Annette Faber, Gebietsreferentin am BLfD, hat erst vor kurzem den Vorlagenzyklus für die Wandbilder in dieser Kapelle identifiziert und so einen wichtigen Beitrag zur Erklärung des Bildprogramms aus der Zeit um 1600 geliefert (Denkmalpflege Informationen 150, 2011, S. 35–38). Darüber hinaus hat das Landesamt zusammen mit dem Erzbistum Bamberg ein analytisches Bauaufmaß finanziert, um die Baugeschichte des gotischen Kapellenbaus zu klären. Das Staatliche Bauamt Bamberg gab die Untersuchung in Auftrag.

Die Ergebnisse bestätigen die Einbindung der Andreaskapelle in die Neuerrichtung des Kreuzgangs in gotischer Zeit. Die Zusammenarbeit mit der Otto-Friedrich-Universität Bamberg (Labor für Dendrochronologie und Gefügekunde, Dr. Thomas Eißing) ermöglichte eine Datierung in die Jahre 1411/12. Die Beobachtungen der Bauforscherin

Martina Engelhardt zur Einordnung der Andreaskapelle in die Baustrukturen des noch heute bestehenden spätromanischen Doms und seiner Anbauten führten jedoch zu noch weit aufregenderen Einblicken.

Im Winkel zwischen dem Querhaus und dem südlichen Seitenschiff des Doms befindet sich eine weitere Kapelle, die sogenannte Gertrudenskapelle. Oberhalb dieser Kapelle fand sich ein Raum, der offenbar schon sehr lange Zeit nicht mehr benutzt und schließlich vergessen wurde. Im Norden ist er von der Außenmauer des südlichen Seitenschiffs begrenzt, im Westen vom Querhaus des heutigen Doms. Im Süden und Osten jedoch schließen zwei Mauern den Raum ein, die aus gröber bearbeiteten Kleinquadern errichtet sind. Schon die ältere Lokalforschung vermutete in diesen Mauern Reste eines Vorgängerbaus (Heinrich Mayer, Bamberg als Kunststadt, Bamberg 1955, S. 31) – nun ist der Nachweis erbracht: Die beiden Mauern sind Überreste des Heinrichsdoms; es handelt sich um die südöstliche Ecke des ursprünglichen Querhauses. Schon von der Baumasse her ist dies der umfangreichste Bestand des Heinrichsdoms, der außerhalb der Westkrypta bekannt ist. König Heinrich II., ab 1014 Kaiser, hatte den Bau wohl schon bald nach seiner Krönung 1002 in Auftrag gegeben. Bereits 1012, nach erstaunlich kurzer Bauzeit, wurde die Weihe des Doms begangen. Gegenüber dem heutigen Querschiff aus spätromanischer Zeit hatte der Querbau des Heinrichsdoms weiter östlich angesetzt. Die Südostecke dieses Querhauses stand dem Neubau des Doms im 13. Jahrhundert damit nicht im Wege und wurde als Scharnierstelle zwischen Dom und Klausurbereich integriert.

Diese Ergebnisse bieten für unsere Vorstellung von der Architektur des Heinrichsdoms wichtige neue Anhaltspunkte: Sowohl über die Mauertechnik als auch über die Mindesthöhe des Heinrichsdoms gibt der Befund Aufschluss. Vor allem aber hinsichtlich der ursprünglichen Oberflächen



Mauerreste im Bamberger Dom (Foto und Montage: Uwe Gaasch, Bamberg)

bieten sich nun neue Informationen: In geschützten Dachbereichen haben sich sogar bauzeitliche Zierfugen erhalten. Das bisherige Bild des Heinrichsdoms, das vorwiegend auf archäologischen Befunden fußte, wird durch die neuen Erkenntnisse umfassend ergänzt und konkretisiert. Diese überraschenden Einsichten verdanken sich der hervorragenden Zusammenarbeit zwischen dem Erzbistum Bamberg, dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und dem Staatlichen Bauamt Bamberg. Ein ausführlicherer Bericht folgt.

Matthias Exner

„Sammlungen erhalten – Die Temperierung als Mittel der Präventiven Konservierung – Eine Bewertung“

Ein Forschungsprojekt

Mit der Auftaktveranstaltung am 28. November 2011 im Alten Hof in München startete das auf vier Jahre angelegte Forschungsprojekt „Sammlungen erhalten – Die Temperierung als Mittel der Präventiven Konservierung – Eine Bewertung“. Vor über einem Jahr hatte sich die Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern mit einem Antrag bei der Volkswagen-Stiftung im Programm „Forschung in Museen“ um finanzielle Förderung des Projekts beworben. Im November 2011 erhielt sie die Bewilligung. Mit einer zusätzlichen Finanzierung unterstützt die Ernst von Siemens Kunststiftung dieses für die Landesstelle wichtige Projekt. Mitantragsteller sind das Fraunhofer-Institut für Bauphysik in Holzkirchen, der Lehrstuhl für Bauphysik an der Universität Stuttgart und der Lehrstuhl für Restaurierung, Kunsttechnologie und Konservierungswissenschaft an der TU in München. Partner im Projekt sind 17 kleine und mittelgroße Museen aus ganz Bayern, die in den letzten 30 Jahren mit einer oder mehreren Temperieranlagen ausgestattet worden sind. Welche Erfahrungen die einzelnen Nutzer bisher gemacht haben, wie sich die Temperieranlage selbst in dieser Zeit weiterentwickelt hat und wie man heute ihre Wirkungsweise auf die Baukonstruktion, das Raumklima und auf die Sammlung naturwissenschaftlich belegen kann, sind die Hauptfragen, mit denen sich das Forschungsprojekt auseinandersetzen wird.

Vier der ausgewählten Museen sind Hauptpartner, namentlich das Städtische Heimatmuseum in Bad Reichenhall, das Stadtmuseum in Erlangen, das Felix-Müller-Museum in Neunkirchen am Brand und das Adlhoch-Haus in Altdorf. An diesen Museen werden in größerem Umfang Messungen, so auch hinsichtlich des Energieverbrauchs, erfolgen. Die 13 weiteren Museen sind: das Schloßmuseum in Murnau, das Oberammergau Museum, das Bauernhofmuseum des Landkreises Fürstentum Jexhof, das Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern an der Glentleiten, das Lechner Museum in Ingolstadt, das Geigenbaumuseum in Mittenwald, das Jüdische Museum Franken in Fürth, das Geburtshaus Levis Strauss Museum Jeans & Kult in Buttenheim, das Porzellanikon in Selb, die Museen der Stadt Schwein-

furt, das Schwäbische Bauernhofmuseum Kronburg-Illerbeuren, das Orgelmuseum Altes Schloß in Valley und die Fraunhofer-Glashütte in Benediktbeuern.

In der ersten Projektphase wird ein Messkonzept für die 17 Museen entwickelt, die vergleichbare Klima- und Energieverbrauchsdaten liefern soll. Mit der Konzeptentwicklung und dem Aufbau der Messtechnik in den einzelnen Museen erfolgt ein mehrstufig angelegter Daten-Survey. Dieser soll eine Datengrundlage für gezielte Untersuchungen von Wandaufbauten, Installationsbedingungen und den Betrieb der Temperieranlage bilden und einen Einblick in die Objektgeschichte der Sammlungen bieten. Detaillierte Messungen des Feuchtetransportes im Mauerwerk im Zusammenhang mit Untersuchungen der komplexen bauphysikalischen, materialtechnischen und nutzungsbedingten Rahmenbedin-

gungen erfolgen dann im weiteren Verlauf des Projektes. Hand in Hand gehen die konservierungswissenschaftlichen Untersuchungen, die sich vor allem mit den Auswirkungen von Klimaschwankungen auf die Exponate befassen und damit einen wichtigen Beitrag zu den kontrovers diskutierten Themen um die „richtigen“ Klimawerte leisten werden. Im November 2012 wird im Rahmen des Projektes die erste Jahrestagung „Temperierung – Zum aktuellen Forschungsstand“ in Benediktbeuern stattfinden, zu der Interessenten aus allen Fachrichtungen herzlich eingeladen sind. Nähere Informationen zum Programm, zur Anmeldung und Anreise werden in Kürze bekannt gegeben:

<http://forschungsprojekt-temperierung.byseum.de/de/home>
Maruchi Yoshida

■ TERMINE

9. September 2012: Tag des offenen Denkmals

Zentrale bayerische Eröffnungsveranstaltung in der Stadthalle in Bayreuth

Türen, Fenster, Böden, Decken, Wände, Treppen, das Dachwerk und die Dachdeckung – vieles an einem Baudenkmal kann aus Holz sein. Vom Fachwerkhaus bis zum Bundwerkstadel, von den erst kürzlich zum Welterbe erklärten Pfahlbauten bis zu Gartendenkmälern – Holz ist in der Denkmalpflege allenthalben zu finden. Holz als nachwachsender Baustoff ist das Schwerpunktthema am Tag des offenen Denkmals 2012.

Seit bald 20 Jahren findet deutschlandweit am zweiten Sonntag im September der Tag des offenen Denkmals statt. In Bayern waren im vergangenen Jahr knapp 1000 Denkmäler zu besichtigen. Mehr als 4,5 Millionen Besucher begaben sich 2011 auf die Spur der Geschichte. Das Programm für 2012 verspricht erneut einen abwechslungsreichen Denkmaltag.

Die Bayerische Eröffnungsveranstaltung zum Tag des offenen Denkmals findet dieses Jahr in Bayreuth statt. Gemeinsam mit Oberbürgermeisterin Brigitte Merk-Erbe eröffnet Generalkonservator Prof. Dr. Egon Johannes Greipl den Denkmaltag am 9. September in der dortigen Stadthalle.

Zum ersten Mal gibt es für den Tag des offenen Denkmals einen Medienpartner: den Kultur- und Informationssender des Bayerischen Rundfunks, Bayern 2. Mehr zum Tag des offenen Denkmals finden Sie außerdem im Internet unter www.tag-des-offenen-denkmals.de. Informationen zu allen Denkmälern, die am 9. September zu besichtigen sind, können Sie dort nach Landkreisen sortiert abrufen. Auf unserer Homepage www.blfd.bayern.de informieren wir Sie zudem regelmäßig über Aktuelles zum Tag des offenen Denkmals in Bayern.

Dorothee Ott

Medienpartner

Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

Hofgraben 4, 80539 München

Telefon: 089/2114-0, Telefax: 089/2114-300

Internet: www.blfd.bayern.de

E-Mail: poststelle@blfd.bayern.de

Termine 2012

9. September 2012

Tag des offenen Denkmals

19.–21. Oktober 2012

Schwäbischer Archäologentag in Kempten

Am Freitag werden archäologische Vorträge schwerpunktmäßig zum Raum Kempten zu hören sein, am Samstag weitere archäologische Vorträge aus Schwaben. Am Sonntag Exkursion.

Anmeldung ist erforderlich über die Dienststelle Thierhaupten.

24. November 2012

Mitarbeitertreffen Oberbayern

Das Treffen mit Vorträgen findet statt am Samstag, 24. November, 9.30 Uhr bis 18.00 Uhr

Ort: 85072 Eichstätt, Altes Stadttheater, Holbeinsaal, Residenzplatz 71

Anmeldung ist erforderlich über die Dienststelle Ingolstadt.



Denkmalrätsel

Auflösung des Denkmalrätsels in Heft DI Nr. 151, März 2012, S. 86:

- 1 Rinchnach, Lkr. Regen
- 2 St. Gangolf, Amorbach, Lkr. Miltenberg
- 3 – bleibt leider ein Rätsel –
- 4 – bleibt leider ein Rätsel –
- 5 Ansbach, Karlstraße 4 und 6 sowie
DI 136 Nr. 2: Chorgestühl in St. Blasius, Regensburg
DI 140 Nr. 10: Deining, Lkr. Neumarkt i.d.OPf.
DI 145 Nr. 4: Seitenaltar in St. Ulrich, Habach, Lkr. Weilheim-Schongau
DI 146 Nr. 4: St. Michael in Kappl, Gde. Maxhütte-Haidhof, Lkr. Schwandorf

◀ 1



◀ 2

Als Gewinner eines Buchpräses wurden ausgelost: Helga Allig in Neu-Ulm, Adolf Mörtl in Weiden und Dipl.-Ing. Gerhard Wulz in Bad Kissingen. Es sei allen ganz herzlich Dank gesagt für ihre Beteiligung und Mithilfe.

Wieder haben wir aus der gerade laufenden Digitalisierung der fotografischen Altbestände fünf unbeschriftete Aufnahmen ausgewählt, zu denen wir fragen:

Wer kennt das Denkmal?



◀ 3

Alle bislang ungelöst gebliebenen Denkmalrätsel können unter www.blfd.bayern.de/download_area/fotos/index.php „Denkmalrätsel“ eingesehen werden. Über jede Information freut sich:

Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Bildarchiv, Hofgraben 4, 80539 München. Tel. 089/2114-382 bzw. -261

E-Mail: markus.hundemer@blfd.bayern.de

Markus Hundemer und
Marion-Isabell Hoffmann

Alle Fotos: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege



◀ 4



5 ▼

■ POSTSCRIPTUM



Wer richtet Bayern wieder auf? Trost am Tag nach der Chelsea-Niederlage ... so gesehen und fotografiert in Wollbach bei Zusmarshausen, Lkr. Augsburg, von Doris Ebner am 20. Mai 2012



In Anbetracht der Sorge um das eigene Wohl (Mittagessen!!) bei 25 Meter Ausfahrhöhe des schwankenden Korbes tritt die Sorge um die zu untersuchende statische Sicherheit der Deckenkuppel deutlich in den Hintergrund ... so fotografiert und erlitten in Bamberg St. Martin am 19. April 2012 von Bernd Symank



Barockstrom in Harmonie mit Stuckmarmor, Scagliola, Marmorierung und Polimentvergoldung (links), so gesehen und fotografiert von Bernd Symank am 1. März 2012 in Aschach, Lkr. Amberg-Weilheim, ehem. Pfarrkirche St. Ägidius, Hochaltar



My Silo is my castle: „Wehrturmsilo“ mit Solarunterstützung – fotografiert in Schönberg, Lkr. Oberallgäu, am 11. Juni 2012 von Bernd Symank



Tröstender Blumenschmuck am Gerüst und ein angemessener Kristalllüster hilft der Kirchengemeinde von St. Michael, in Mering, Lkr. Aichach-Friedberg, über die Unbill der Gesamteinrüstung hinweg ... so gesehen von und fotografiert von Bernd Symank am 27. März 2012

LITERATUR

Neuerscheinungen des Landesamtes

Einleitender Inventarband zur Stadt Bamberg in zwei Halbbänden erschienen

Gunzelmann, Thomas: *Stadt Bamberg. Stadtdenkmal und Denkmallandschaft, 1. Halbband: Stadtentwicklungsgeschichte, 2. Halbband: Stadtdenkmal*, hrsg. vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (= KDB Oberfranken III/1,1 u. 2), Bamberg und München/Berlin 2012

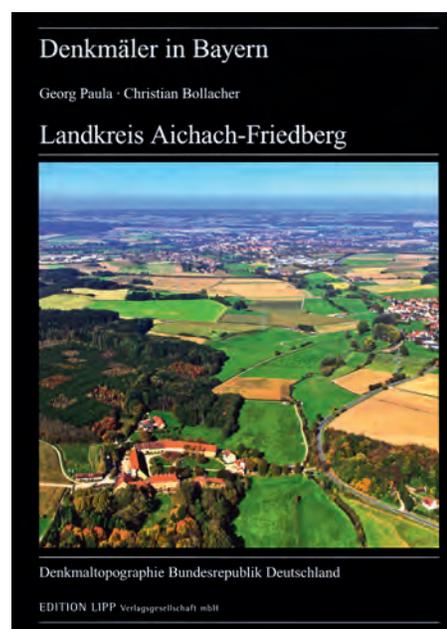
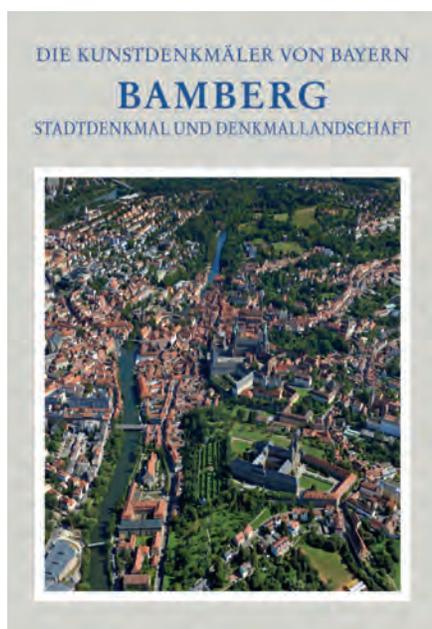
„Bamberg, Stadtdenkmal und Denkmallandschaft“ ist Einführung und Überblick über die städtebauliche und baugeschichtliche Entwicklung der Stadt von der Bistumsgründung 1007 bis zur Verleihung des Titels „Weltkulturerbe“ im Jahre 1993. Er erscheint in der auf sieben Bände angelegten Reihe „Die Kunstdenkmäler von Bayern, Stadt Bamberg“. Der Band stellt die Stadt als Ganzes ins Zentrum und muss sich daher anderer Methoden und Darstellungsformen bedienen als die vorangegangenen Bände, die einzelne Objekte vorstellen. Eine bedeutende Rolle spielen dabei Karten, die besonders wichtige Zustände der Stadt in vergangenen Jahrhunderten rekonstruieren, weshalb ein aufwendiger Atlasteil mit Plänen, mehreren Klapptafeln und Karten mit den Projektergebnissen erforderlich wurde. Hinzu kommen 1357 Schwarzweißfotografien und 24 großformatige Farbtafeln mit historischen Ansichten und Plänen.

Das umfangreiche, 1950 Seiten umfassende Werk gliedert sich in drei große Abschnitte. Eine Zusammenstellung der für die Gesamtstadt wichtigen Literatur, Quellen, Ansichten, Karten, Pläne, Luftbilder und Modelle bildet den Anfang. Der zweite Teil behandelt die Entwicklungsgeschichte der

Stadt unter Beachtung der politischen, religiösen, sozialen, wirtschaftlichen und geistesgeschichtlichen Einflussfaktoren. Der dritte Abschnitt widmet sich Einzelthemen wie dem Verhältnis der Kirchen zum Stadtraum oder der in Bamberg so wichtigen Beziehung zwischen Stadt und Fluss. Er stellt die für Bamberg wichtigen Bautypen, z. B. das Bürgerhaus, das Gärtner- und Häckerhaus, vor und beschäftigt sich mit spezifischen Bauteilen wie Keller und Dachwerk. Neben der Untersuchung öffentlicher Bauten wie Verkehrs- und Infrastrukturbauten werden auch die Stadträume analysiert. So widmen sich Einzelkapitel den Straßen- und Platzräumen, den Grünräumen sowie der Kultur- und Denkmallandschaft von Bamberg.

Zahlreiche aktuelle und historische Fotografien, Reproduktionen alter Ansichten und Pläne, Detail- und Übersichtskarten runden den Band ab. Eine Möglichkeit zur eigenen Vertiefung bilden die farbigen Karten und Pläne des Atlasteils, zum Teil großformatige Wiedergaben wichtiger bildlicher Quellen, meistens aber neuartige Darstellungen des bisherigen Forschungsstandes zur Gesamtstadt. Wie in der Reihe üblich, bieten die umfangreichen Quellen- und Literaturangaben einen hervorragenden Einstieg für eine intensive Beschäftigung mit diesem herausragenden StadtDenkmal.

Am 24. Juli 2012 wird der neue Band in den Harmonie-Sälen des E.T.A.-Hoffmann-Theaters in Bamberg durch den Autor Dr. Thomas Gunzelmann und Generalkonservator Prof. Dr. Egon Johannes Greipl der Presse vorgestellt. Ausrichter der Feierstunde ist Oberbürgermeister Andreas Starke; als Gast hat sich Petra Platzgummer-Martin, die Regierungsvizepräsidentin von Oberfranken, angemeldet.



Landkreis Aichach-Friedberg in der Reihe der Denkmaltopographien erschienen

Georg Paula und Christian Bollacher: *Denkmäler in Bayern, Landkreis Aichach-Friedberg*, Denkmaltopographie der Bundesrepublik Deutschland, hrsg. vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, München 2012

Nach den Bänden über den Landkreis Günzburg und die Städte Augsburg und Nördlingen ist nun mit dem „Landkreis Aichach-Friedberg“ der vierte Band aus dem Regierungsbezirk Schwaben erschienen. Die Vorstellung der rund 800 Seiten umfassenden gewaltigen Publikation mit ca. 4000 Abbildungen, Plänen und Karten, einem umfangreichen Literaturteil sowie einer speziell den Künstlern und Handwerkern des Landkreises mit ihren Werken gewidmeten Zusammenstellung erfolgt am 26. Juli 2012 in Aichach. Landrat Christian Knauer hat ins Kreuzgratgewölbe des ehemaligen Kreisgutes geladen, Generalkonservator Greipl wird die neue Publikation vorstellen.

Die Denkmaltopographie stellt alle Baudenkmäler und archäologischen Denkmäler eines Landkreises durch historisch-topographische Kommentare sowie eine reiche Bebilderung mit Fotografien, Karten und Plänen anschaulich vor und erläutert ihre Denkmaleigenschaften. Beiträge zur historischen Topografie, Archäologie, Geschichte und Kunstlandschaft, Register, Übersichtskarten und Ensemblepläne machen den Band zu einem umfassenden Nachschlagewerk.

Entstanden 1972 durch die Zusammenlegung von großen Teilen der bisherigen Landkreise Aichach und Friedberg mit einzelnen Gemeinden der Landkreise Fürstentumbruck, Neuburg a. d. Donau und Schrobenhausen entstand ein völlig neuer, politisch nun dem Regierungsbezirk Schwaben zugeordneter Doppellandkreis mit Aichach und Friedberg als städtische Verwaltungszentren, deren Geschichte über Jahrhunderte hinweg von den Wittelsbachern bestimmt wurde. Eingebettet in eine bäuerlich geprägte Landschaft setzen ehem. Hofmarksschlösser, weithin bekannte Wallfahrtskirchen wie St. Leonhard in Inchenhofen, Herrgottsruh bei Friedberg und Maria Birnbaum am südlichen Ortsrand von Sielenbach oder das einstige Benediktinerinnenkloster Kühbach Akzente im dörflichen Umfeld. Sie und die schmucken Dorfkirchen und Kapellen bieten kunsthistorisch einen repräsentativen Querschnitt von Romanik und Gotik über Barock und Rokoko bis zum Historismus des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Manches Kleinod harret hier der Entdeckung.

Htr

Aufbruch ins 21. Jahrhundert

Sebastian Holmer, Claudia Kapsner, Steffen Krämer (Hrsg.): *Aufbruch ins 21. Jahrhundert. Münchner Architektur und Städtebau seit 1990*. München 2011 (Volk Verlag)

Es mag zunächst erstaunen, dass in der Denkmalpflege Informationen ein Buch vorgestellt wird, das sich der jüngsten Entwicklung der Architektur und des Städtebaus in München widmet – können doch in Bayern infolge der gesetzlichen Grundlage nur Objekte „aus vergangener Zeit“

Denkmäler sein, d. h. sie müssen einer abgeschlossenen Epoche angehören. Schon der Titel des Bandes verrät aber, dass die vorgestellten Objekte einer Aufbruchphase zuzurechnen sind, die wohl noch nicht abgeschlossen ist.

In dem Buch sind über 200 Objekte aus der Zeit zwischen 1990 und 2010, geordnet nach Stadtbereichen, in gut lesbaren, nicht zu knapp gefassten Einzeldarstellungen präsentiert. Diesen gehen einführende Texte zur Architekturentwicklung und zum Städte- und Siedlungsbau der genannten Jahre voraus sowie ein Text über die Hochhausdebatte mit dem Bürgerentscheid von 2004. Das Buch gibt die dynamische Entwicklung und Veränderung der Stadt München in der gesamten Breite des Bauens anschaulich wieder. Neben den Texten würde man gern noch zusätzliche Pläne oder Grundrisse der besprochenen Bauten und Siedlungsanlagen sehen. Auch hätte man sich die Bilder etwas größer gewünscht und gern auch in Farbe, gerade dann, wenn das Farbkonzept der Bauten ausführlich besprochen ist.

Was macht dieses Buch nun für die Denkmalpflege interessant? Einerseits sind hierin Bauten und Projekte vorgestellt, die unmittelbar auch die Denkmalpflege berühren. Hier seien als Beispiele die Wiederherstellung der Allerheiligenhofkirche, die Sanierung der Schule an der Türkenstraße, die Aufstockung des Literaturhauses, der Umbau des BMW-Museums, der Erweiterungsbau der Akademie der Bildenden Künste, die Sanierung und der Umbau der Messehallen auf der Theresienhöhe, die – wegen der städtebaulichen Wirkung – umstrittenen Highlight Towers, die Neugestaltung des Gärtnerplatzes, der Wohnturm 3. Sternhaus in der Siemens-Siedlung oder das Projekt neuer Hauptbahnhof genannt. Über diese unmittelbaren Denkmalpflegethemen hinaus ist es andererseits der Dokumentationswert, den das Buch bietet. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege



München, Petuelring 130, Verwaltungsgebäude der Bayerischen Motorenwerke AG (BMW), erbaut 1970–72 nach Entwurf von Karl Schwanzer, Aufnahme nach der 2008 abgeschlossenen Sanierung und Umbau (Foto: BLfD, Michael Forster)

richtet seinen Blick schon seit Jahren auf die Bauten der Zeit nach 1945 und wird dies in nächster Zeit wohl noch mehr verstärken (müssen). In der Vorbereitung der Untersuchung dieser Gebäude stellt man immer wieder fest, wie wichtig die Beschreibungen aus einer möglichst zeitnahen Veröffentlichung sind. Sollte der Blick auch über das Jahr 1990 hinaus geführt werden, liegt für die Stadt München mit dem hier vorgestellten Buch eine wichtige Grundlage für die Fortschreibung der Denkmalliste vor.

Burkhard Körner

Das „Erbe der Menschheit“ – Erhalt: was, wie und warum?

Neue Ausgabe 1/2012 von „Die Denkmalpflege“ widmet sich einem brennenden Thema

Die Fachzeitschrift der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland versucht in ihrer 70. Ausgabe, „diesem schillernden Begriff ‚Erbe der Menschheit‘ und den Bemühungen um dessen Erhalt in den Normalitäten des politischen und öffentlichen Alltags näher zu kommen, auch denen der denkmalpflegerischen Begleitung dieser Kronjuwelen des kulturellen Erbes.

Mit einem kurzen, aber deutlichen Text setzt eingangs *Karl-Heinz Ott* ein unübersehbares Fragezeichen hinter die fortschreitende „Musealisierung der Welt“. *Michael Petzet* und *Giulio Marano* berichten aus der Praxis des Monitoring. Einen Überblick über die hessischen Projekte im Investitionsprogramm Nationale UNESCO-Welterbestätten gibt *Jennifer Verhoeven*, berührt dabei auch das Welterbe Oberes Mittelrheintal. Diesem Welterbe über Ländergrenzen widmet sich auch der Bericht von *Christian Schüler-Beigang*, der nach zehn Jahren erste Bilanz zieht. Seit fast zwanzig Jahren ist die Völklinger Hütte als Welterbe anerkannt. *Josef Baulig* und *Axel Böcker* ziehen kritische Bilanz, klären Nutzungsziele und zeigen Varianten der Erhaltungsmaßnahmen auf. Ein weiteres – kleineres – technisches Denkmal zielt noch auf die Welterbe-Liste: *Agnes Seemann* stellt die Hamburger Sternwarte aus dem frühen 20. Jahrhundert vor, die im Rahmen der Initiative ‚Astronomy and World Heritage‘ eine ‚Lücke‘ in der Welterbe-Liste ausfüllen soll.“

Ein brennendes Thema hat das Heft aufgegriffen und von verschiedenen Seiten beleuchtet – und der Tenor ist nicht immer positiv: „Alles ist immer irgendwie gefährdet. ‚Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch‘ (Hölderlin) – jedenfalls aber wächst die Zahl der Rettungsversuche. Der Gründung der Vereinten Nationen 1945 mussten erst zwei Weltkriege vorausgehen. Seither aber wurde für viele Sonderzwecke und -ziele eine Vielzahl von Nebenorganen und Sonderorganisationen gegründet, meist jedoch ohne völkerrechtlich verbindlichen Status; unter letztere zählt seit 1972 das World Heritage Committee, das für den Erhalt des Kultur- und Naturerbes der Menschheit wirkt. ... Anfänglich bemühten sich Regierungen aus achtungsvoller Ver-

antwortung vor dem kulturellen Erbe um Aufnahme in die Welterbe-Liste. Die nachfolgende Inflation von Aufnahmegedanken, -versuchen und -anträgen folgte und folgt meist anderen Überlegungen, die in touristischen oder anderen Vermarktungsüberlegungen begründet sind ...“ – so weit Zitate aus dem Vorwort der Redaktion.

Kurzberichte aus den Ländern berichten wieder über „Aktuelles“; die Rezensionen behandeln eine Veröffentlichung zu Siedlungen der Berliner Moderne, Publikationen zum Thema Kopien, Spolien und wiederverwendete Bauteile, schließlich über die Tagungsberichte „Jüdische Friedhöfe und Bestattungskultur“ in Berlin 2011 – Denkmalpflege über den bayerischen Tellerrand betrachtet. Red.

Die Denkmalpflege, 70. Jahrgang, Heft 1/2012. Wissenschaftliche Zeitschrift der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland, (Deutscher Kunstverlag) München 2012 (ISSN 0947-031-X; www.deutscherkunstverlag.de)

Hinweise auf Publikationen zu denkmalpflegerischen Fragen

(bei der Redaktion eingegangen)

Geschichte

KRAUSS, MARITA (Hrsg.): *Rechte Karrieren in München. Von der Weimarer Zeit bis in die Nachkriegsjahre*, München: Volk Verlag, 2010 (ISBN: 978-3-937200-53-8, 416 S., 29,90 €)

Denkmalpflege

ESSMANN, FRANK / KAISER, ROSWITHA (Hrsg.): *Nachhaltigkeit und Prävention. Konzepte für die dauerhafte Bauwerkserhaltung*, Stuttgart: Fraunhofer IRB Verlag, 2011 (ISBN: 978-3-8167-8423-4, 125 S., 34,- €)

ANSORGE, DIETER: *Bauwerksabdichtung gegen von außen und innen angreifende Feuchte* (4., überarbeitete und erweiterte Auflage, = Pusch am Bau, Bd. 1), Stuttgart: Fraunhofer IRB Verlag, 2011 (ISBN: 978-3-8167-8413-5, 303 S., 32,- €)

SCHÖLLER, WOLFGANG: *Stadtplanung und Denkmalpflege in Regensburg 1950–1975* (Regensburger Studien, Bd. 15), Regensburg: Stadtarchiv Regensburg, 2010 (ISBN: 978-3-935052-84-9, 379 S., 59,- €)

Architektur und Kunstgeschichte

EPPLE, ALOIS / STRASSER, JOSEF: *Die Gemälde. Johann Georg Bergmüller, 1688–1762*, Lindenberg i. Allgäu: Kunstverlag Josef Fink, 2012 (ISBN: 978-3-89870-521-9, 312 S., 35,- €)

GRIBL, DORLE: *Solln und die Prinz-Ludwigs-Höhe. Villen und ihre Bewohner*, München: Volk Verlag, 2012 (ISBN: 978-3-86222-043-4, 232 S., 29,90 €)

FREIDEL, THOMAS: *... und verkündet aller Kreatur ... Eine Führung durch die Basilika San Francesco in Assisi*, Lindenberg i. Allgäu: Kunstverlag Josef Fink, 2012 (ISBN: 978-3-89870-755-8, 46 S., 6,- €)

KEIM, HELMUT: *Archaische Holzbauten. Pfostenspeicher und -scheunen in Tirol*, Bozen: Verlagsanstalt Athesia AG, 2011 (ISBN: 978-3-7022-3158-3, 176 S., 29,90 €)

LÜBBEKE, WOLFRAM: *Die Villenkolonie Schlosspark Laim. Eine Wohnhaussiedlung im Münchener Westen wird 100 Jahre alt*, München 2012 (Selbstverlag: Wolfram Lübbecke, Vohburger Str. 17, 80687 München; Tel. 089 583143; E-Mail: wolfram.luebbecke@t-online.de, 16,00 €)

MÜLLER, P. JEREMIAS: *Die vier letzten Dinge. Eine spirituelle Deutung*, Lindenberg i. Allgäu: Kunstverlag Josef Fink, 2012 (ISBN: 978-3-89870-749-7, 80 S., 12,80 €)

SCHIEDERMAIR, WERNER: *Der Churfürstensaal im ehemaligen Zisterzienserkloster Fürstenfeld*, Lindenberg i. Allgäu: Kunstverlag Josef Fink, 2012 (ISBN: 978-3-89870-746-6, 48 S., 9,80 €)

ZAHNER, WALTER (Hrsg.): *Baukunst aus Raum und Licht. Sakrale Räume in der Architektur der Moderne*, Lindenberg i. Allgäu: Kunstverlag Josef Fink, 2012 (ISBN: 978-3-89870-748-0, 80 S., 18,00 €)

Sonstiges

LEIDORF, KLAUS: *Hoch über Bayern. Einmalige Entdeckungen aus der Vogelperspektive*, München: Volk Verlag, 2012 (ISBN: 978-3-86222-047-2, 192 S., 24,90 €)

HOEHN, HELMUT: *Mit dem Ratisbonerl auf Zeitreise. Ein Regensburger Kinderbuch*, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet, 2011 (ISBN: 978-3-791-72364-8, 32 S., 3,95 €)

Bezugsmöglichkeiten:

GUNZELMANN, THOMAS: **Stadt Bamberg. StadtDenkmal und Denkmallandschaft, 1. Halbband: Stadtentwicklungsgeschichte, 2. Halbband: StadtDenkmal**, hrsg. vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (= KDB Oberfranken III/1,1 u. 2), (Bayerische Verlagsanstalt) Bamberg und (Deutscher Kunstverlag) München/Berlin 2012 (ISBN: 978-3-89889-171-4 und 978-3-422-07118-6; zus. 1950 S., 1357 SW-Fotos, 24 Farbtafeln, Karten und Pläne; 96,00 €)

PAULA, GEORG und BOLLACHER, CHRISTIAN: **Denkmäler in Bayern, Landkreis Aichach-Friedberg**, Denkmaltopographie der Bundesrepublik Deutschland, hrsg. vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, (Lipp) München 2012 (ISBN: 978-3-87490-591-6; 808 S., ca. 4000 SW-Abb., 33 Farbtafeln, Karten, Pläne; 59,00 €)

Bericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 52, 2011 (Selbstverlag des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege, in Kommission bei Dr. Rudolf Habelt Verlag GmbH, Am Buchenhang 1, 53115 Bonn, Tel. 0228/92383-0, Fax 0228/92383-6, E-Mail: info@habelt.de, ISBN 3-7749-3775-8, 425 S., zahlreiche farbige Abb., 3 Beilagen., 52 € erhältlich im Buchhandel oder beim Verlag)



Vitamin B iedermann

Ihr kompetenter Druck-Partner
im Münchner Osten

- Top-Service
von der Beratung bis zur Auslieferung
- Druckvorstufe mit Mac und PC
- Computer to Plate
- Druck bis zu 6 Farben mit Inline-Lackierung
Dispersions- und UV-Lack
- Druckveredelung und -verarbeitung



Biedermann GmbH Offsetdruck
 Posthaltering 20 · 85599 Parsdorf
 Telefon 089/909399-0 · Telefax 089/909399-90
www.biedermann-online.de

BERICHT DER BAYERISCHEN BODENDENKMALPFLEGE



52 2011



«Nie zuvor ist es für
Fachleute und Laien
so einfach und so
lohnend gewesen,
die Genesis eines
Großbauwerks in
allen Detailschritten
nachzuvollziehen.»
(süddeutsche Zeitung)

A. Hubel/M. Schuller
Der Dom zu Regensburg
Teil 5 – Tafeln

212 S., 210 g/w-Abb., 13 Farbbilder, 8 Ausschlagtafeln,
Linnen mit Schutzumschlag, ISBN 978-3-7917-2337-2
Einzelpreis € 48,- (D),
Vorzugspreis bei Abnahme der 5-bändigen Gesamtedition: € 40,- (D)

Bis 2013 erscheinen Teil 1 – Quellen (2012), Teil 2 – Textband I (2012), Teil 3 –
Textband II und Katalog (2013) und Teil 4 – Fotodokumentation (2011).

Verlag Friedrich Pustet
www.verlag-pustet.de



Sonderausstellung
Dem Himmel entgegen -
1000 Jahre
Kaiserdom Bamberg
1012-2012

Diozesanmuseum Bamberg
4. Mai-31. Oktober 2012 · Di-So 10.00-17.00 Uhr
www.kdm-himmel-entgegen.de



160 Seiten, 17,90 Euro



372 Seiten, 24,90 Euro



86 Seiten, 12,90 Euro



112 Seiten, 13,90 Euro

Die ersten Bände der neuen Schriftenreihe des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege

Erstklassiges Fachwissen sowie umfangreiches historisches und aktuelles Bildmaterial – das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege bringt beides in seiner neuen Schriftenreihe zusammen. Im Fokus stehen aktuelle Fragen und exemplarische Aspekte der Denkmalpflege, erfüllt werden dabei auch Forschungsdesiderate der Geschichte, Kunstgeschichte, Architektur und Archäologie.

Bestellen Sie per
Telefon: 089/420 796980,
per Fax: 089/420 796986
oder im Internet unter
www.volkverlag.de

Volk Verlag
Streitfeldstraße 19
81673 München

Die Ware wird Ihnen mit
Rechnung **versandkosten-**
frei zugestellt

volk